GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert :

Bereswill, Mechthild; Neuber, Anke (Hrsg.)

2011

https://doi.org/10.25595/4409

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

. Bereswill, Mechthild; Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert :* . Münster: Westfälisches Dampfboot, 2011. DOI: https://doi.org/10.25595/4409.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Bereswill/Neuber (Hrsg.)
In der Krise?

FORUM FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 31

Mechthild Bereswill, Prof. Dr. phil., Professur für Soziologie der sozialen Differenzierung und Soziokultur am Fachbereich Humanwissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsgebiete: Soziologie und Sozialpsychologie der Geschlechterverhältnisse; Soziale Probleme; Soziale Ungleichheit; Qualitative Methodologien.

Anke Neuber, Dr. phil., Qualifikationsstelle zur Habilitation am Fachbereich Humanwissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Devianz und Geschlecht, Geschlechterforschung: feministische Theorien und Ansätze der Männlichkeitsforschung, Gewalt im Jugendstrafvollzug /Jugendgewalt, Methoden und Methodologien qualitativer Sozialforschung, Biographieforschung.

Mechthild Bereswill/Anke Neuber (Hrsg.)

In der Krise?

Männlichkeiten im 21. Jahrhundert

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

1. Auflage Münster 2011
Verlag Westfälisches Dampfboot
Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster
Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 978-3-89691-231-2

Inhalt

Mechthild Bereswill / Anke Neuber
Einleitung 7

Jürgen Martschukat
„I relinquished power in the family“:
Von Männlichkeits-, Sozial- und Wirtschaftskrisen in den 1930er Jahren 18

Annette Brauerhoch
Männlichkeit in Trümmern –
Heimkehrer im deutschen Nachkriegsfilm 37

Michael Meuser / Sylka Scholz
Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? 56

Birgit Sauer
Restrukturierung von Männlichkeit
Staat und Geschlecht im Kontext von ökonomischer Globalisierung
und politischer Internationalisierung 80

Rolf Pohl
Männer – das benachteiligte Geschlecht?
Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs
über die Krise der Männlichkeit 104

Rolf Haubl / Katharina Liebsch
Medikamentierte Männlichkeiten
Zum krisenhaften Selbstverständnis von Jungen mit
einer ADHS-Diagnose 136

Joachim Kersten
Was löst gewalttätiges Verhalten aus?
Neue Einsichten zum Thema Scham, Wut und Maskulinität 160

Toni Tholen
Subjektivität – Krise – Utopie
Imaginationen von Männlichkeit im
zeitgenössischen Denken und Schreiben 170

Autorinnen- und Autorenverzeichnis 193

Mechthild Bereswill / Anke Neuber

Einleitung

Am 2. September 2010 war auf dem Titelblatt der Wochenzeitschrift 'Die Zeit' neben der Überschrift „Die Methode Frau" das Foto einer Frau zu sehen, die einen Herrenanzug mit Krawatte trägt, ein Handy in der rechten Hand hält und in die Kamera lächelt. Das Herrenoberhemd, das sie unter dem Jackett trägt, ist bis unter die Brust hochgeschoben und gibt den Blick auf ihren Bauch frei: Sie ist hochschwanger. Der Begleittext lautet, dass die Arbeitswelt laut Experten „weiblicher" würde und Frauen davon profitieren würden. Unklar sei allerdings, ob Frauen denn zur Karriere „bereit" seien und ob die Männer „mitziehen würden". Welche Text-Bild-Beziehung wird hier suggeriert? Das fragt sich die irritierte Betrachterin, wenn sie nach dem Zusammenhang zwischen der nach Manager- und Mutterschaftsklischees aufgemachten Frauengestalt und der Textkomposition sucht. Was wird hier thematisiert: Frauen als besondere Gruppe? Weiblichkeit als Methode? Der Wandel der Arbeitswelt? Die alt bekannte Vereinbarkeitsfrage? Wird die so genannte Verweiblichung der Arbeitswelt positiv konnotiert, weil nun auch die „Humanressource Geschlecht" bewusst in den Sog der Vermarktlichung einbezogen wird? Schwingt hier zugleich die Angst vor der Entwertung oder Abwertung von Männern, genauer gesagt, die Befürchtung mit, Frauen könnten in männlich dominierte Zusammenhänge eintreten und die Ordnung der Geschlechter durcheinander bringen? Geht es der männlichen Herrschaft im 21. Jahrhundert etwa an den (beschlipsten) Kragen? Das hieße, dass Männlichkeit – als kulturelle Konstruktion und machtvolle Orientierungsgröße – nicht mehr nur den Männern vorbehalten wäre.

Bemerkenswert ist zudem, dass das Ganze sich offenkundig in der Anzugwelt des Business abspielt. Oder wäre eine Frau im Blaumann ebenso schlüssig, um die unterstellte Feminisierung der Arbeitswelt zu symbolisieren? Hier deutet sich bereits an, dass mit der Geschlechterfrage im Kontext des Wandels von Arbeit die Klassenfrage korrespondiert: Wo ist Weiblichkeit als Erfolgsfaktor gefragt, wo nicht? Welche Männlichkeitsembleme eignen sich gegenwärtig, um Wandel (oder Beharrungsvermögen) im Geschlechterverhältnis zu bebildern? Diese Fragen stehen im unmittelbaren Zusammenhang des beschworenen Endes des Fordismus

und neoliberalen Diskursen zum Selbstmanagement eines 'adult workers', der die Figur des 'male bread winners' auf dem Arbeitsmarkt abgelöst hat.

Wie auch immer, die Assoziationen und Fragen, die das Titelblatt auslöst, verweisen auf ein in der Gegenwart immer noch existierendes und über Jahrzehnte anhaltendes gegeneinander Ausspielen und Aufaddieren von Benachteiligung oder Bevorzugung des einen Geschlechts gegenüber dem anderen. Dieses fortlaufende Nullsummenspiel im Geschlechterverhältnis wird sichtbar, wenn wir die öffentlichen Diskurse über gesellschaftlichen Wandel und die angeblichen Krisen der Männlichkeit verfolgen: Sind Frauen gegenüber Männern auf der Überholspur? Sind Männer in der Krise? Wie verhalten sich solche affirmativen Zuschreibungen und Behauptungen zu gesellschaftlichen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit wie sie sich mit dem Bild der Schwangeren und daran assoziierten Vorstellungen von Mutterschaft verbinden lassen?

Eine mögliche Lesart des seltsamen Titels „Methode Frau" wäre die, dass diese „Methode" dazu beiträgt, herkömmliche Versionen von Männlichkeit zu gefährden, vielleicht auch zum Absturz zu bringen. Denn die wiederkehrende Redeweise über die „Krise der Männlichkeit", so Edgar Forster treffend, hat die Funktion einer „rhetorische[n] Waffe gegen die angebliche Dominanz feministischer Definitionsmacht des Geschlechterverhältnisses" (Forster 2008).

'Die Zeit' greift mit Bild und Text ein Thema auf, das im Zusammenhang mit der These der 'Krise der Männlichkeit' häufig diskutiert wird – der Wandel der Erwerbsgesellschaft und damit einhergehend der Verlust der Rolle des Familienernährers. Das Bild kann somit als eine spöttische Anspielung auf den Untergang der Breadwinner-Position aufgefasst werden – ebensogut aber auch als (Re)Naturalisierung von Weiblichkeit in ihrer Differenz zu Männlichkeit, essentialisiert in der Gebärfähigkeit der Frau. Auf solche Ambivalenzen lassen sich auch andere, gegenwärtig populäre Krisendiskurse zu Männlichkeit hin untersuchen. Seien es die Betonung der höheren Selbstmordraten von Männern, die hohen Kriminalitätsraten von (jungen) Männern im Vergleich zu Frauen oder das viel diskutierte Schulversagen von Jungen – immer wieder wird die These von der Krise der Männlichkeit (beschrieben als eine Krise der Männer) zu belegen versucht. Die Phänomene, die in der zeitdiagnostischen Rede von der 'Krise der Männlichkeit' gebündelt werden, sind erstaunlich heterogen, ihre Ursache ist aber offenbar eindeutig: Es ist der Wandel der Geschlechterverhältnisse – angestoßen durch die zweite Frauenbewegung – sowie der Wandel der Arbeitsgesellschaft, aber auch die Dysfunktionalität traditioneller Männlichkeitsbilder. Aus dieser Perspektive erscheinen Männer als Verlierer und Frauen als Gewinnerinnen der gesellschaftlichen Entwicklung. Dieses Bild bestätigt sich in einem Titel wie

„Methode Frau", der suggeriert, das Frauen jetzt mit „Methode" die Arbeitswelt erobern und diese „weiblich" umgestalten.

Blättern wir auf die nächste Seite der Zeitungsausgabe, begegnen wir der Frau des Titels wieder – mit ihrem frisch entbundenen Säugling auf dem Arm und wir erfahren, dass das Kind „Theo Jonathan" heißt und wir (erleichtert?) sagen können: Es ist ein Junge! Hier lassen sich die polarisierten Argumente über die Krise der Männlichkeit polemisch zuspitzen. Wir könnten sagen: Zum Glück ist es ein Junge! Wenn sie ein Mädchen geboren hätte, stünden wir kurz vorm Matriarchat. Wir könnten aber auch sagen: Wen hat sie geboren – einen Jungen, der Gefahr läuft, in nicht allzu ferner Zukunft dem gesellschaftlichen Druck nicht standzuhalten, zu versagen, krank zu werden, durch Abweichung aufzufallen und schließlich hinter den Mädchen zurückzubleiben? Mit dieser zynischen Wendung sind wir mittendrin in der boomenden Debatte über die Jungen als Verlierer ohne männliche Identifikationsfiguren, als potentiell Ausgegrenzte und von Mädchen – nicht nur im Bildungssystem – übertrumpfte Benachteiligte.

Wer die zum Titel der 'Zeit' dazu gehörenden Seiten (69-75) aufschlägt, findet dieses Schreckensbild nicht bestätigt. Ganz im Gegenteil: Die Phantasie, dass das Titelbild auf die Krise der Männlichkeit anspielt, verflüchtigt sich angesichts recht nüchterner Befunde zur anhaltenden strukturellen Benachteiligung von Frauen gegenüber Männern auf dem Arbeitsmarkt – „die Methode Frau" scheint in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs unter Männern" (Bourdieu 1997, S. 203) keine nennenswerten Siege zu versprechen, auch wenn Frauen mittlerweile mitspielen (dürfen).

Indem wir auf Bourdieus habitustheoretischen Ansatz zur „männlichen Herrschaft" anspielen, greifen wir die in der Männlichkeitsforschung sehr prominente Auffassung auf, dass Männlichkeit maßgeblich in den kompetitiven und zugleich anerkennenden sozialen Austauschbeziehungen zwischen Männern hergestellt wird. Das Foto der schwangeren Managerin spielt vor diesem Hintergrund darauf an, dass solche Spiele gegenwärtig keineswegs unter Ausschluss von Frauen stattfinden und lenkt unseren wissenschaftlichen Blick auch auf die doppelte Relationalität von Männlichkeit – im Verhältnis zu (in sich selbst diversifizierter) Weiblichkeit und im Verhältnis zu anderen Männlichkeiten. In diesem Kontext greifen die angedeuteten Krisendiagnosen und Nullsummenspiele zwischen den Geschlechtern deutlich zu kurz, da soziale Ungleichheiten in Geschlechterverhältnissen ausgesprochen komplexe, ungleichzeitige und widersprüchliche Dynamiken darstellen, die sich nicht einfach auf die Formel Frauen über, unter oder gegen Männer oder umgekehrt bringen lassen.

Der letzte Gedanke unterstreicht eine Theorieperspektive, die die Relationalität der Kategorie Geschlecht stark macht und den Blick auf Geschlechterverhältnisse lenkt. Dieses Potential einer geschlechtertheoretischen Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge wird in den populären Debatten zur „Krise der Männlichkeit" schlicht ausgeblendet. In der gegenwärtigen Männlichkeitsforschung wird sie bislang wenig ausbuchstabiert. Dies ist aus unserer Sicht nicht zuletzt auch einer Rezeptionssperre gegenüber feministischen Theorien zuzurechnen.

1 Die „Krise der Männlichkeit" und das Konzept hegemonialer Männlichkeit

Wird die „Krise der Männlichkeit" wissenschaftlich analysiert, geschieht dies meist mit Bezug zu Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das an Gramscis Hegemoniekonzept angelehnt ist. Laut Connell ist Männlichkeit, genauer die kulturelle Vorherrschaft des Männlichen ein doppelt-relationales Phänomen: Dominanz-, Über- und Unterordnungsverhältnisse existieren und entstehen nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der Gruppe der Männer (Connell 1999). Connell bezeichnet die hierarchieförmigen Differenzierungen zwischen verschiedenen, nicht hegemonialen Männlichkeiten als marginalisierte, unterdrückte und komplizenhafte Männlichkeiten. Diese Positionen sind jedoch nicht starr, sondern sie stehen in einer dynamischen Beziehung zueinander und sind wandelbar. Connells besonderes Verdienst ist es somit, auf die Bedeutung von Machtverhältnissen in beiden Dimensionen hinzuweisen. Trotz der homosozialen Differenzierung ist Männern eine „patriarchale Dividende" (Connell 1999) gemein – der Machtvorteil von Männern gegenüber Frauen.

Connell, so Sylka Scholz' Kritik, verwende den Begriff der hegemonialen Männlichkeit unscharf. Einerseits versuche er, „die Funktionsweisen männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen", zum anderen kulturelle Muster hegemonialer Männlichkeit zu identifizieren (Scholz 2006, S. 268). Diese theoretische Unschärfe spiegelt sich auch in der Rezeption des Konzeptes wider, das zumeist konstruktionstheoretisch gewendet wird (doing gender/doing masculinity). Werden nun gesellschaftliche Wandlungsprozesse in den Blick genommen, lässt sich fragen, was genau sich verändert: Sind es die kulturellen Muster oder sind es die Funktionsweisen männlicher Herrschaft und in welcher Beziehung stehen beide zueinander? Zum anderen wird in der Männlichkeits- und Genderforschung häufig nur die homosoziale Dimension hegemonialer Männlichkeit in den Blick

genommen. In welchem Verhältnis heterosoziale Konstellationen hierzu stehen und ob es sinnvoll ist, von verschiedenen Weiblichkeiten im Verhältnis zu Männlichkeiten zu sprechen, ist offen.

Connell selbst setzt sich in einem gemeinsamen Aufsatz mit James W. Messerschmidt (2005) kritisch mit der Rezeption und der Weiterentwicklung des Konzeptes der hegemonialen Männlichkeit auseinander, wobei sie eine aus ihrer Sicht entscheidende gesellschaftstheoretische Dimension des Konzepts betonen: Es sei nicht lediglich ein „einfaches Modell kultureller Kontrolle", sondern erfasse vielmehr die Dynamiken strukturellen Wandels, verbunden mit der Mobilisierung und Demobilisierung gesamter Klassen (S. 831, Übersetzung M.B./A.N.).

An diesem Zitat wird deutlich, dass Connell und Messerschmidt mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit Strukturveränderungen in den Blick nehmen, die auf Ungleichheitslagen sowohl der Geschlechter – als auch von Klassen – verweisen. Darauf haben wir schon zu Beginn des Textes durch die Kontrastierung des Anzugs mit dem Blaumann angespielt, die deutlich macht, dass das Foto der Frau im Männeranzug die Geschlechterfrage mit der Klassenfrage verknüpft. Folgen wir dem Hinweis von Connell und Messerschmidt, dass sie unter Hegemonie auch strukturellen Wandel und die Verschiebung von Klassenverhältnissen gefasst wissen wollen, stellt sich im Hinblick auf Wandel im Geschlechterverhältnis die alte Frage nach dem Verhältnis von Klasse und Geschlecht neu: Sind Frauen innerhalb einer Klasse Männern möglicherweise nicht mehr untergeordnet, sondern gleichgestellt – haben sie als Führungskräfte aufgeholt und sind nun auf Augenhöhe platziert? Sind strukturelle Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen überwunden oder mindestens brüchig? Solche Fragen nach möglichen Strukturveränderungen oder Strukturbrüchen werden selten mit dem Konzept der männlichen Hegemonie in den Blick genommen. Hier gehen wir davon aus, dass die einseitig handlungstheoretische Rezeption des Konzepts dazu führt, dass unklar bleibt, ob wir es mit Strukturbrüchen, variablen Konfigurationen oder mit kontextspezifischen Einzelphänomenen zu tun haben.

Neben der Relevanz für immer wiederkehrende Fragen nach dem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht oder dem Wandel und der Beharrungskraft im Geschlechterverhältnis sind solche Überlegungen auch für die Reflexion auf den Krisendiskurs zentral. Michael Meuser (2001, S. 5) betont, dass eine Krise aus soziologischer Perspektive nur dann gegeben sei, „wenn erwartbare Zukunft zerstört ist (Rammstedt 1978, S. 139), wenn also Handlungsroutinen nicht mehr den gewohnten Effekt zeitigen, Habitualisierungen gleichsam 'vernichtet' werden und wenn dies eine Erfahrung ist, die nicht nur einzelne Individuen machen, sondern die für die Angehörigen einer sozialen Gruppe zu einer typischen Erfahrung

wird." Nach diesem Verständnis wird deutlich, dass nicht jede Verunsicherung oder Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen als Krise definiert werden kann. Darüber hinaus wird die Notwendigkeit einer sorgfältigen Differenzierung zwischen krisenhaften gesellschaftlichen Verhältnissen und subjektiven Krisenerfahrungen sichtbar. Wir beziehen diese Überlegungen auf den Wandel der Erwerbsgesellschaft, der aus unserer Sicht von besonders großer Bedeutung für die populäre, aber auch die wissenschaftliche Verhandlung einer „Krise der Männlichkeit" ist (das zeigt auch das Titelbild der 'Zeit'): Kann die anhaltende Debatte über die „Krise der Männlichkeit" (oder des Mannes) auch als eine 'Deckgeschichte' für die Krise der Arbeitsgesellschaft gelesen werden? Dieser These werden wir im Folgenden weiter nachgehen.

2 Krise der Arbeitsgesellschaft als Krise von Männlichkeit?

Wenn für die Diagnose einer gesellschaftlichen Krise die Zerstörung der erwartbaren Zukunft Voraussetzung ist, darf davon ausgegangen werden, dass der tief greifende Wandel der Industrie- und Arbeitsgesellschaft gegenwärtig für viele Gesellschaftsmitglieder eine krisenhafte Erfahrung darstellt. So lauten auch die Diagnosen der Prekarisierungsforschung im Anschluss an Bourdieu (vgl. beispielsweise Dörre 2007) – allerdings ohne, dass diese gegenwärtig zentralen gesellschafts- und kapitalismuskritischen Analysen systematisch auf Geschlecht Bezug nehmen.

Im Fokus der Debatten über den Untergang des Fordismus steht in der Regel – explizit oder implizit – der Verlust einer männlich konnotierten Sozialfigur. Gemeint ist hier der 'male breadwinner', ein Männlichkeitsideal, dass maßgeblich ist für die Konstitution und Konstruktion von gesellschaftlich anerkannter, dominanter Männlichkeit. Die erwerbszentrierte männliche Normalbiographie und die Sozialfigur des männlichen Ernährers der Familie scheinen überholt. Im neoliberalistischen Postfordismus wird eine an Erwerbsarbeit geknüpfte Version des Geschlechterarrangements prekär, Unsicherheit, Flexibilität und Subjektivierung von Arbeitsverhältnissen dominieren zunehmend auch für Männer auf dem Arbeitsmarkt (Bereswill 2011, S. 6). Es leuchtet ein, dass mit dieser unstrittigen Diagnose ein Bedeutungsverlust des tradierten Musters „normaler" Männlichkeit einhergeht.

Die Wandlungsprozesse betreffen jedoch nicht nur die Erwerbsarbeit und die männliche Normalbiographie, sondern sind eingebettet in heterosoziale Arrangements der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Wird das Geschlechterverhältnis systematisch bei der Analyse mit einbezogen, dann sehen wir, dass der gesellschaftliche Wandel Frauen und Männer in unterschiedlichen Positionen

trifft, was ihren Zugang zu Erwerbsarbeit und ihren Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion anbetrifft. Diese Perspektive gerät in den Debatten über die „Krise der Männlichkeit" und in den Analysen des Wandels der Erwerbsgesellschaft unserer Meinung nach deutlich zu kurz. Wird die Krise der Arbeitsgesellschaft einseitig auf eine „Krise der Männlichkeit" bezogen, schreibt dies eine androzentrische Perspektive auf Arbeit und gesellschaftliche Wandlungsprozesse sowie Beharrungsmomente fort. Auch wenn Erwerbsarbeit und Männlichkeit historisch eng miteinander verknüpft sind, haben feministische Analysen gezeigt, dass diese Verknüpfung nie ungebrochen existiert hat. Eine differenzierte Analyse kapitalistischer Produktion, der schwindenden Vollerwerbstätigkeit, des sich verändernden Wohlfahrtsstaates und der sich wandelnden Reproduktionsarbeit ist nicht aus einer homosozialen, männerzentrierten Perspektive möglich, sondern erfordert einen Blick auf Geschlechterverhältnisse. Dieser Blickwinkel und damit verbunden die Prämisse der doppelten Relationalität von Männlichkeit im Verhältnis zu Weiblichkeit und Männlichkeit gerät bei der Betrachtung des Wandels der Erwerbsgesellschaft meist in den Hintergrund. Während aktuelle kapitalismuskritische Gesellschaftsanalysen Geschlecht meist als systematische Analysekategorie nicht berücksichtigen, leuchten die Ansätze der Men's Studies, die mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit arbeiten, Geschlechterbeziehungen in ihrer homosozialen und weniger in einer Wechselwirkung von homo- und heterosozialen Konstellationen aus. Diese homosoziale Schieflage der Analyse wirft Fragen nach der gesellschaftstheoretischen Fundierung des Konzeptes der hegemonialen Männlichkeit auf.

Unserer Meinung nach ist die Perspektive auf Geschlechterverhältnisse nicht obsolet geworden. Vor diesem Hintergrund ergeben sich interessante gegenseitige Herausforderungen, die losen Theorieenden weiterzuspinnen und die alten, aber ungelösten Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung nach männlicher Herrschaft weiterzuverfolgen. Wie lassen sich beispielsweise die Konzepte hegemoniale Männlichkeit und Geschlecht als Strukturkategorie zueinander öffnen? Welche Vorstellungen von Struktur und Strukturierung sind in Konzepten wie 'Konfiguration' enthalten (Connell beschreibt Geschlecht als 'configurations of practice')? Ist das Denken in Konfigurationen oder Formationen zu unscharf für soziale Analysen? Zugleich engt die Strukturkategorie Geschlecht den Blick auf materielle Aspekte ein und aus dieser Perspektive sind kulturelle Prozesse ein blinder Fleck. Vor diesem Hintergrund kann im Anschluss an Überlegungen von Edgar Forster (2008) gefragt werden: Wie verhalten sich materielle Prozesse, Diskurse und alltägliche Praktiken zueinander? Wie müssten diese verschiedenen Dimensionen zueinander vermittelt werden, um historische Prozesse des sozialen

Wandels angemessener zu verstehen? Wie lassen sich langfristige mit kurz- und mittelfristigen Transformationsprozessen so verknüpfen, dass sowohl Wandel als auch Beharrung thematisiert werden können?

Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge nehmen die Komplexität des Wandels und des Beharrungsvermögens männlicher Herrschaft aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf und setzen verschiedene Akzente, was die Vermittlung von strukturellen, diskursiven und handlungstheoretischen Dimensionen von Geschlechterverhältnissen anbetrifft.

Jürgen Martschukat untersucht die Wirtschaftskrise in den USA der 1930er Jahre im Hinblick auf die Erschütterung und die Restituierung einer weißen Ernährerrolle, mit der sowohl die Erwerbsbeteiligung von Frauen als auch die Erwerbslosigkeit schwarzer Männer negiert wurde. Dabei zeigt Martschukats geschichtswissenschaftliche Untersuchung eindrucksvoll, dass die Krise der einen die Chance der anderen sein kann – indem Frauen und Kinder mehr Einfluss und Entscheidungsunabhängigkeit gegenüber dem erwerbslosen Mann und Vater gewinnen, dessen familiale Autorität und finanzielle Macht durch Erwerbslosigkeit in die Krise gerät. Zugleich wird deutlich, dass und wie der in die Krise geratene 'white male breadwinner' durch staatliche Interventionen restabilisiert wird.

Die gesellschaftliche Wiederaufrichtung einer angeschlagenen, versehrten Männlichkeit nimmt Annette Brauerhoch in den Blick, wenn sie aus medienwissenschaftlicher Sicht untersucht, wie die Figur des „Heimkehrers" im deutschen Nachkriegsfilm in Szene gesetzt wurde. Ausgehend von einer an der Produktion von Männlichkeit interessierten Filmwissenschaft untersucht Brauerhoch die „schwachen Helden" des deutschen Nachkriegsfilms am Beispiel des Films „Irgendwo in Berlin" (1946). Sie zeigt, wie die „Restitution deutscher Männlichkeit im Kult des gefallenen Soldaten" mit Hilfe verschiedener Männlichkeitspositionen und ihrer Relation zueinander inszeniert und die nationalsozialistische Schuld mit Hilfe eines rückwärts gewandten Ideals soldatischer Männlichkeit aus dem Ersten Weltkrieg dethematisiert wird.

Während die ersten beiden Beiträge sich spezifischen Konstellationen des 20. Jahrhunderts zuwenden, fragen Michael Meuser und Sylka Scholz aus einer soziologischen Perspektive, ob die Redeweise von der „Krise des Mannes" überhaupt mit entsprechenden Evidenzen korrespondiert, die mehr anzeigen als lediglich die medial wirkungsvoll thematisierten Identitätskrisen Einzelner. Dabei stellen sie fest, dass die Grundlagen tradierter Männlichkeitskonstruktionen erschüttert sind, zweifeln aber zugleich daran, ob die Rede von der Krise hilft, gesellschaftlichen Wandel im Geschlechterverhältnis angemessen zu erfassen. Aus ihrer Sicht handelt es sich eher um einen Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit, den

Meuser und Scholz in zwei gesellschaftlichen Feldern beobachten: im ökonomischen und im politischen. Wandeln sich im ersten Fall die hegemonialen Muster einer anerkannten Erwerbs- oder Businessmännlichkeit, wird für das zweite Feld, die Politik, festgestellt, dass Frauen hier zunehmend präsent sind und Politik zugleich einen Machtverlust erlitten hat.

Hier zeigen sich Berührungspunkte zum Beitrag von Birgit Sauer, die davon ausgeht, dass die öffentlichen Debatten über die Finanz- und Wirtschaftskrise zugleich Männlichkeitsdebatten sind, in denen unterschiedliche Dimensionen von Männlichkeit thematisiert und konstruiert werden. Sauer entwickelt ihre zentrale These, dass wir es mit einer Rekonfigurierung von Männlichkeit zu tun haben, entlang von Überlegungen zum Zusammenhang von Staat, Geschlecht und Männlichkeit und erörtert schließlich die Entwicklung neoliberaler politischer Männlichkeiten im Zuge der Internationalisierung von Staaten. Dabei diskutiert sie unterschiedliche Ausprägungen von Männlichkeit, die in einem über- und untergeordneten Verhältnis zueinander stehen, indem sie auf das Hegemoniekonzept Gramscis (und Connells) zurückgreift. Was sich schließlich durchsetzt, so Sauer, ist die Ausprägung von neoliberalen Subjektivierungsweisen, die zugleich männlich konnotiert sind, keineswegs aber nur für Männer gelten.

Rolf Pohl untersucht solche Prozesse der Resouveränisierung von Männlichkeit aus der Perspektive der psychoanalytischen Sozialpsychologie. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stehen die Tiefenstrukturen polemischer Diffamierungskampagnen gegenüber feministischen Denktraditionen, aber auch gegenüber Frauen. Er deckt sozialisationstheoretische Unterstellungen auf, mit deren Hilfe Männlichkeit als durch Frauen (Mütter) nachhaltig beschädigtes Projekt thematisiert wird und fragt nach der Bedeutung einer aggressiven Weiblichkeitsabwehr im populären Krisendiskurs. Aus seiner Sicht handelt es sich um eine projektive Verschiebung der gesellschaftlichen Krisendynamik, die durch die Marktradikalisierung alles Sozialen angestoßen ist, in die Arena eines im antifeministischen Ton inszenierten Geschlechterkampfs, bei dem Männer als Opfer konstruiert werden (und sich als solche konstruieren).

Aus einer sozialpsychologischen Perspektive nähern sich auch Rolf Haubl und Katharina Liebsch der Thematisierung von Männlichkeiten in der Krise. Vor dem Hintergrund, dass die Diagnose AD[H]S überproportional an Jungen vergeben wird, greifen sie Ergebnisse ihrer qualitativen Studie zur Perspektive von betroffenen Kindern auf. Ihre Interviews mit Jungen, die mit einer solchen Diagnose und der entsprechenden Medikamentierung durch Ritalin leben, zeigen eindrucksvoll, wie die komplexe Dynamik von Abweichung und Geschlecht sich im Kontext familialer Geschlechterbeziehungen entfaltet. Haubl und Liebsch

interpretieren diese Dynamik aus einer doppelten Perspektive: mit Blick auf Erziehung und Sozialisation in der modernen Gesellschaft und die damit verbundene „psychische und soziale Regulation" verpönter und männlich konnotierter Impulse sowie im Hinblick auf die Frage, ob wir es mit einer „Krise des männlichen Sozialcharakters" zu tun haben.

Auch Joachim Kersten nähert sich Männlichkeit aus einer subjektbezogenen Perspektive. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die Bedeutung von Affekten für Gewalthandeln. Er bezieht sich auf neuere Arbeiten zu 'moral emotions' und betont den Zusammenhang von Gewalthandeln, Schamkonflikten und Konstruktionen von Männlichkeit. Er geht in seinem Beitrag der These nach, dass Gewalt junger Männer häufig Folge der Unmöglichkeit sei, Scham als Emotion sozial zu verarbeiten. Hierbei knüpft er einerseits an Erkenntnisse der kriminologischen Forschung zur Reintegration von Straftätern an, andererseits greift er auf Befunde der Männlichkeitsforschung zurück, die den Zusammenhang von Gewalt und Anerkennungskonflikten betonen. Kersten entwickelt seine Überlegungen unter engem Bezug zu praktischen Arbeitsansätzen, in denen das Erlernen von Scham und der Umgang mit Schamkonflikten im Mittelpunkt stehen.

Als Literaturwissenschaftler wendet Toni Tholen sich zunächst der Erkenntnis zu, dass die „Krise der Männlichkeit" ebenso lange andauert wie die Moderne und somit als „Normalzustand" begriffen werden kann. Vor diesem Hintergrund reflektiert Tholen auf die unterschiedlichen Krisenbegriffe und Diskursarenen, mit denen wir es gegenwärtig zu tun haben. Die Krise kann einen historischen Moment bezeichnen, in dem das Nicht-Funktionieren von Beziehungen zwischen den Geschlechtern besonders wahrnehmbar wird oder sie ist Ergebnis einer Kritik an männlicher Hegemonie und ihrer kulturellen Repräsentationsform, dem Subjekt, die wirkungslos geblieben ist. Daran anknüpfend entfaltet er seine eigenen Überlegungen vom „Diskurs des Subjekts" aus. Seine Ausgangsthese lautet, dass gegenwärtig dominierende Versionen von Männlichkeit keine „dialogische Subjektivität" aufweisen, die Voraussetzung für spürbare Veränderungen im Geschlechterverhältnis wären. Eine solche an den Bedürfnissen von anderen ausgerichtete Subjektivität betrachtet er als „utopische Figur", die er in Texten der Gegenwart aufzuspüren sucht.

Literatur

Bereswill, Mechthild (2011): Männer unter sich? Zum Verhältnis von gesellschaftlichem Wandel und geschlechtertheoretischen Prämissen. In: Erwägen – Wissen – Ethik 21 (3) [im Erscheinen].

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Krais, Beate & Dölling, Irene (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der Praxis, Frankfurt a.M, S. 153-217.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.

–; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 6, S. 829-859.

Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobsen, Heike; Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden, S. 285-303.

Forster, Edgar (2008): Rezension zu: Hämmerle, Christa; Opitz-Belakhal, Claudia (Hg.): Krise(n) der Männlichkeit. Köln. Heft 2. In: H-Soz-u-Kult, 04.06.2009 [http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-2-167].

Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Vortrag auf der ersten Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften [1.-3. Februar 2001] [www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf].

Rammstedt, Otthein (1978): Soziale Bewegung. Frankfurt a.M.

Scholz, Sylka (2006): Review Essay: Männliche Herrschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 16 (2), S. 265-274.

Jürgen Martschukat

„I relinquished power in the family"[1]: Von Männlichkeits-, Sozial- und Wirtschaftskrisen in den 1930er Jahren

1 Von Krisentropen und arbeitslosen Familienvätern

Offenbar waren Männer in den USA immer in der Krise: Krisendiagnosen lassen sich bereits für das frühe 19. Jahrhundert finden, in besonderem Maße für den Süden nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg, für den urbanen Nordosten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, für die 1930er Jahre ebenso wie die 1950er Jahre, und seit den 1970er Jahren will das Lamento über Männer- und Männlichkeitskrisen gar nicht mehr enden. Von Männlichkeitskrise zu Männlichkeitskrise fortschreitend lassen sich ganze Handbücher zur US-amerikanischen Geschichte konzipieren, wie Michael Kimmel gezeigt hat. Schließlich seien, betont Kimmel, Krisenmomente des Mannes auch Krisenmomente des ökonomischen, politischen und sozialen Lebens gewesen.[2]

Die 1930er Jahre scheinen besonders geeignet, das Verhältnis von Geschlecht- und Gesellschaftsordnung im Zeichen der Krise genauer auszuloten, denn schließlich schwingt diese schon in der Epochenbezeichnung als „Große Depression" mit. Im Folgenden werden von einer Nahaufnahme der 1930er Jahren ausgehend auch Rückschlüsse auf die Verwendung von Krisentropen und die Inszenierung von Krisenszenarien im Allgemeinen gezogen. Dabei will ich das Krisenkonzept einerseits für meine Analyse nutzen, es aber zugleich als Zustandsbeschreibung kritisieren. Es soll gefragt werden, was eigentlich passiert, wenn Zeitgenossen oder gar Geschichtsschreibende eine „Krise" diagnostizieren?

Meine Betrachtungen werden zunächst von der Studie der Soziologin Mirra Komarovsky von der New Yorker Columbia University ausgehen. Für ihre Dissertation über „The Unemployed Man and His Family" führte Komarovksy im Winter 1935/36 umfangreiche Interviews mit 59 Familien. Die Leitfrage war,

1 Äußerung eines arbeitslosen Ehemanns in Komarovsky 1940, S. 31.

2 Kimmel 1996, hier insb. S. 10, verwendet das Krisenkonzept eher deskriptiv affirmativ. Hingegen fordern Martschukat & Stieglitz 2007 eine kritische Analyse der jeweils zeitgenössischen Nutzung des Krisenbegriffes.

wie sich die Position des Familienvaters, dessen Selbst- und das Fremdverständnis veränderten, wenn dieser dauerhaft ohne Arbeit war, er die Familie materiell nicht mehr versorgen konnte und die Familie „relief", also Unterstützung von öffentlicher Seite in Anspruch nehmen musste. Wie Komarovsky betonte, bestand unter den Befragten im Grundsatz nicht der geringste Zweifel, dass die Funktion des so genannten „providers" im Leben eines Mannes, Ehegatten und Familienvaters zentral und darüber hinaus für die gesellschaftliche Stabilität von grundlegender Bedeutung war. Für den typischen Ehemann und Vater selber sei die Funktion des Familienernährers „the very touchstone of his manhood" gewesen (Komarovsky 1940, S. 74).

Das Szenario der Männlichkeitskrise der 1930er Jahre kreiste vor allem um solche kriselnden Familienväter. Was Michael Kimmel affirmativ-diagnostisch hervorgehoben hat, nämlich dass Krisen des Mann-Seins und politische, ökonomische und soziale Krisen in eins fielen, haben andere Stimmen aus der Forschung mit einer kritischen Note versehen. Zweifelsohne geht es nicht „nur" um Familienverhältnisse, wenn Väter als krisenhaft beschrieben werden. Vielmehr ist das Verhältnis von männlichem Einkommen und männlicher „Familienführung" eng mit der Führung des Gesellschaftskörpers und mit dem Konzept der amerikanischen Nation als Bündnis freier, unabhängiger und verantwortlicher Männer verschränkt (vgl. zusammenfassend z.B. Coontz 2005, S. 154-157 oder Griswold 1993, S. 144; Kessler-Harris 1999). Wenn also von einer Krise des Mannes als Familienvater die Rede war, schwang immer mit, die gesamte Ordnung der Republik sei in der Krise. Dezentrierung von Ordnungen und Verlust an Übersichtlichkeit – das ist das, was Krisenkonzeptionen in der Regel als eine solche bezeichnen. Jürgen Habermas etwa nennt einen solchen Ordnungs- und Übersichtlichkeitsverlust eine „anhaltende Störung der *Systemintegration*" und somit eine „Krise". Dieser Krisenbegriff wird einerseits deskriptiv benutzt, also als Beschreibung eines Zustandes, doch wie Habermas betont ist er zugleich „unausgesprochen normativ", denn er fordert zur Gegensteuerung auf (Habermas 1973, S. 10-11, Herv. im Orig.). Ähnlich spricht Reinhart Koselleck von der Krise als „diagnostisches Kriterium" für politisches Handeln.[3] Durch die Krisendiagnose wird der Zustand vor der so genannten „Krise" als erstrebenswert beschrieben: Ihn gelte es zurückzuerlangen, um aus der „Heilung" möglicherweise sogar neue, zusätzliche Stärke zu gewinnen. Wenn ein Krisenbegriff soziale und ökonomische

3 Reinhart Koselleck beschreibt das Streben nach Überwindung von Krisen vor allem hinsichtlich des medizinischen, ökonomischen und politischen Begriffsgebrauchs und im Gegensatz zum geschichtsphilosophischen (vgl. Koselleck 1982, S. 617-650).

Veränderungen an Begriffe von Krankheit und Gesundung koppelt (Koselleck 1982, S. 643), so wird um so mehr suggeriert, dass die Wiederherstellung der Konstellation vor der Krise sogar überlebenswichtig sei. Dass die Krise der einen auch das Glück der anderen bedeuten kann, wird hier ignoriert. Die Verschränkung von Männlichkeits- und Sozialkrise ist also vielmehr als ein Effekt der Krisendiagnose zu verstehen, denn als die Konstatierung eines Sachverhaltes. Dies soll im Folgenden genauer gezeigt werden.

2 Mirra Komarovsky, der „common man" und die Große Depression

Mirra Komarovskys Untersuchung fügt sich ebenfalls in diese diskursive Ordnung von Krisen und Geschlechtern, auch wenn sie genau diese im Laufe ihrer weiteren Arbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachdrücklich kritisieren sollte (Komarovsky 1950, S. 508-516; Komarovsky 1946, S. 184-189; Komarovsky 1992, S. 301-313; zu Komarovsky siehe Tarrant 2005, S. 334-355, sowie Tarrant 2006, insb. S. 107-132; vgl. auch Meuser 1998, S. 51-62). Als sie in den 1930er Jahren ihre Dissertation über arbeitslose Familienväter an der Columbia University schrieb, kooperierte Komarovsky mit dem Wiener Soziologen Paul F. Lazarsfeld. Lazarsfeld war einer der Autoren der „Marienthal-Studie" von 1933, einer Untersuchung der sozialpsychologischen Situation in dem arbeitslosen Dorf Marienthal in Niederösterreich. Die Autor/inn/en dieser Studie wollten zeigen, wie massive Arbeitslosigkeit eine Sozialordnung zerstören kann. In einer zentralen methodischen Passage hob Hans Zeisel als einer der Autoren hervor, soziografisch sei das Geschehen in Marienthal deshalb von so großem Interesse, weil das „gegebene Gefüge mit einem Schlag seine Übersichtlichkeit [verloren hat]" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 1975/1933, S. 113-114). Die Studie erschien als wichtiger soziografischer Versuch, den Verlust an Übersichtlichkeit und die durch Arbeitslosigkeit ausgelösten Erschütterungen zu verstehen. Dies war Anlass genug für die renommierte Rockefeller Foundation, mit Paul Lazarsfeld einen der Autoren der Marienthal-Studie in die USA zu holen. Lazarsfeld arbeitete nicht nur in Newark, NJ, und an der New Yorker Columbia-University, sondern war zudem in den neuen Sozialhilfeprogrammen der Regierung Franklin D. Roosevelts engagiert, die ab 1933 mit einem „New Deal" gegen die Arbeitslosigkeit und Armut ankämpfte (Lazarsfeld 1969, S. 270-337).

Es ist dieser Verlust an Übersichtlichkeit, die Dezentrierung der Ordnung und die Erfahrung der Konstellation als krisenhaft, die auch Komarovsky mit Blick auf die Arbeitslosigkeit bislang ungekannten Ausmaßes in den USA interessierte.

Es liegt nahe, dass Komarovsky über Lazarsfeld an ihre 59 Familien aus Newark gelangte. Dies waren Familien mit arbeitslosen Vätern, die seit mindestens einem Jahr „on relief“ waren und aus Vater, Mutter und mindestens einem jugendlichen Kind bestanden. Alle Interviewten waren in den USA geboren, protestantisch, weiß, und die Väter mussten qualifizierte Arbeiter oder niedere Angestellte sein (bzw. gewesen sein) (Komarovsky 1940, S. 4).[4] Komarovsky arbeitete also mit dem so genannten „common man“: „White Anglo Saxon Protestants“ (WASPs) aus der „upper-lower and lower-middle class“, die als der Kern Amerikas galten, als Verkörperung des Strebens nach Eigenständigkeit und Bodenhaftung. Dieser „common man“ und seine Familie standen in den 1930er Jahren im Zentrum verschiedener weiterer soziologischer Studien, weil eben davon ausgegangen wurde, dass die traumatischen Effekte der Wirtschaftskrise in genau dieser sozialen Klasse und hier wieder insbesondere unter den Familienvätern am stärksten und am erschütternsten seien. Das Krisenszenario der 1930er Jahre wurde um diese gesellschaftliche Gruppe herum entworfen, und letztlich war es auf deren Rezentrierung ausgerichtet. Andere Gruppierungen schienen soziografisch weniger interessant, politisch weniger relevant und einer solchen Aufmerksamkeit nicht wert (Cavan 1959, S. 139-146, insb. 139; siehe auch Cavan & Ranck 1938).

Die „Great Depression“ traf die USA hart. Nie zuvor wurden 15 Millionen Arbeitslose gezählt, und dies waren 1933 rund 25% der potenziell Erwerbstätigen (vgl. etwa Nathan 1936, S. 49-73, 80-81; Nixon & Samuelson 1939-1940, S. 101-111). Hinzu kam der Verlust von Ersparnissen durch Börsencrash und Bankenpleiten. Dem begegnete die neue Bundesregierung unter Präsident Franklin D. Roosevelt ab März 1933 mit diversen Initiativen, um die Menschen ökonomisch, sozial und moralisch zu stärken. Dabei betonte Roosevelt wiederholt, Arbeit und Sicherheit seien mehr als reine Fakten und mehr als Worte, sie seien „spiritual values“.[5] Entsprechend schien die Depression auch mehr als eine Wirtschaftskrise zu sein, und die groß angelegten Sozial- und Arbeitsprogramme, die ein Novum in der US-amerikanischen Geschichte darstellten,

4 Komarovsky sagt nicht explizit, dass Newark in New Jersey der Versuchsort war. Sie spricht aber von einer Industriestadt in der Nähe New York Citys, und auf S. 120 wird der Ort der Untersuchung mit „N---“ beschrieben. Dies sowie die Kooperation mit Paul Lazarsfeld und die Auswahl der Interviewpartner und -partnerinnen mit Hilfe der FERA lassen keinen Zweifel daran, dass es sich um Newark handelt.

5 Siehe Roosevelts Rede anlässlich seiner Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten am 2. Juli 1932, „I Pledge You – I Pledge Myself to a New Deal For the American People,“ in: Roosevelt 1941, S. 657. Siehe zum New Deal: Badger 1989.

waren nicht nur darauf ausgerichtet, die materielle Situation der Bevölkerung zu verbessern, sondern auch das erschütterte Selbstwertgefühl wieder zu festigen. „Work relief", also öffentliche Unterstützung durch Arbeitsprogramme, schienen die geeignete Gegenmaßnahme gegen die Krise. Dabei kreisten die Erwägungen ganz besonders um weiße Familienväter der unteren Mittelklasse und gehobenen Arbeiterklasse, denen diese Art der Unterstützung zukommen sollte. Harry Hopkins etwa, einer der leitenden Architekten der New Deal-Politik, betonte wie selbstverständlich: „most of our family habits and customs are constructed around the central fact that the father is the breadwinner. He must be respected." (Hopkins in der New York Times, IV, 10. März 1935, S. 7, hier zit. nach Griswold 1993, S. 155).

Die Rede von der Krise war mithin an eine Rezentrierungsdynamik gekoppelt. Mirra Komarovskys Studie ist als Teil dieser Dynamik zu sehen, und Newark war als bis dahin aufstrebende Industriestadt ein idealer Ort, um den „common man" zu beobachten, seine Krise zu diagnostizieren und den Verlust eines Stückes seiner Souveränität zu erfassen (Tuttle 2009, S. 103ff.; Cunningham 1966, S. 281). Komarovsky spürte nach genau dem so wirkmächtigen Verhältnis von volkswirtschaftlicher, sozialer, familiärer und geschlechtlicher Erschütterung und somit nach den Wechselbeziehungen von ökonomischer Depression, familiären Verschiebungen und Väterkrisen. Sie schaute also auf das Verhältnis von männlichem Statusverlust in der Familie einerseits und individueller wie kollektiver Krisenempfindung andererseits (Komarovsky 1940, S. 111).

3 Krise der einen – Chance der anderen

Im Weiteren sollen einige Nahaufnahmen verschiedene krisengebeutelte Familienväter genauer zeigen, die im Rahmen von Komarovskys Studie interviewt wurden. Allgemein geteilte Grundlage der Krisenerfahrung war dabei, dass die Dezentrierung der Geschlechter- und Familienordnung auf den Verlust des väterlichen Arbeitsplatzes zurückgeführt wurde: „The downfall of the husband", fasste Komarovsky zusammen, „was due most frequently to the loss of his earning power." (Komarovsky 1940, S. 42). Dies zeigte etwa die Familie Adams sehr eindringlich. Mr. Adams war zum Zeitpunkt des Interviews 60 Jahre alt und damit elf Jahre älter als seine Ehefrau, mit der er in zweiter Ehe verheiratet war. Im Haushalt lebten außerdem eine 19-jährige Tochter und ein 17-jähriger Sohn. Mr. Adams war schon vor der Great Depression nicht der zuverlässigste Brotverdiener gewesen, denn er trank und war vor allem deshalb immer wieder ohne Job gewesen. Mit der großen Wirtschaftskrise wurde Mr.

Adams dauerhaft arbeitslos, und die Familie nahm bald regelhaft staatliche Unterstützung in Anspruch. Für das familiäre Haupteinkommen sorgte nun aber Mrs. Adams: Sie hatte einen Job als Hausmeisterin angenommen, verkaufte Doughnuts und Gemüse, und wann immer es ging, vermietete sie ein Zimmer unter. Außerdem trug auch die 19-jährige Tochter durch Jobs zum familiären Einkommen bei. Wir haben es also mit einer grundlegenden Verschiebung der Einkommensstrukturen zu tun. Wie die Sozialwissenschaftlerin Ruth Cavan betonte, machte gerade dies den Vätern ganz besonders zu schaffen. Obgleich die Einkommen von Frau und Kindern die wirtschaftlichen Probleme linderten und somit eigentlich begrüßt werden sollten, erhöhte sich dadurch eher die familiäre Spannung (Cavan 1959, S. 140). Die Verschiebung der Machtverhältnisse wurde in vielen, vermeintlich kleinen Momenten des Alltags sichtbar vollzogen: etwa beim gemeinsamen Abendessen mit bestimmter Sitzordnung (die nun eben verändert wurde), beim täglichen Einkauf, der Bezahlung von Rechnungen, bei Busfahrten usw. In einer anderen Familie, den Bradies, sagte der 17-jährige Sohn Henry entsprechend zu Komarovsky, nach über drei Jahren Arbeitslosigkeit könne er seinen Vater nicht mehr wirklich respektieren: „That's natural, isn't it?“ (Komarovsky 1940, S. 101).

Väter selbst beobachteten dies ähnlich. So stellte der 47-jährige Mr. Patterson fast lakonisch fest: „the tables are turned“. Patterson hatte vor der Depression als Lagerverwalter ganz gut verdient, nun war er seit vier Jahren arbeitslos und seit 18 Monaten „on relief“. Mr. Patterson konnte sich nicht überwinden, seine 18-jährige Tochter, die nun wöchentlich $ 12,50 bei Woolworth verdiente, um Geld für den Bus oder für Tabak zu bitten. Auch die Ehefrau Mrs. Patterson verdiente nun Geld, da sie eine Arztpraxis putzte (Komarovsky 1940, S. 27).[6] Bei den Pattersons wie bei den Adams war das gesamte Familieneinkommen nun zwar geringer als vor der Depression. Dennoch war die wirtschaftliche Sicherheit der Familie während der Depression gestiegen – trotz, oder sogar eher wegen der väterlichen Arbeitslosigkeit. Schließlich hatte Mr. Adams einen Großteil seines Einkommens und somit des Familieneinkommens in die Kneipe getragen. Nun aber liefen die finanziellen Fäden bei der Ehefrau zusammen, die das Familieneinkommen kontrollierte, und damit stand der familiäre Haushalt insgesamt

6 Der Median belief sich 1935/36 auf $ 1160, etwa die Hälfte der Familien hatte jährlich zwischen $ 500 und $ 1500 zur Verfügung, weitere 18,2% lagen unter $ 500, darunter viele afroamerikanische Familien (vgl. Wandersee Bolin 1978, S. 60-74, 62-63); siehe auch Monroe 1937, S. 665-670.

auf sichereren Beinen als zuvor. Auch war die familiäre Zufriedenheit gestiegen, wenn wir vom Vater absehen.[7]

Offenbar hatte das gegebene familiäre, soziale und politische Gefüge durch die väterliche Arbeitslosigkeit seine Übersichtlichkeit verloren, so wie auch Hans Zeisel es für die Marienthal-Studie beschrieben hatte (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 1975/1933, S. 113-114). Die Familien-, Geschlechter- und Sozialstruktur hatte an Formenvielfalt zugenommen und die männlich konnotierte Funktion des Broterwerbs wurde nicht mehr unbedingt vom Mann ausgeübt. Mann-Sein und traditionelle Vorstellungen von Männlich-Sein fielen nicht mehr notwendig zusammen, was die Kulturwissenschaftlerin Sabine Sielke als eines der Kernelemente so genannter „Männlichkeitskrisen" bezeichnet (Sielke 2007, S. 43-61). Familienväter wie Mr. Adams und Mr. Patterson beschrieben dies als erschütternd für die familiäre Balance und insbesondere für ihr persönliches Gleichgewicht. Die neue Unübersichtlichkeit hatte also vor allem für Familienväter krisenhafte Implikationen, wie auch Mirra Komarovsky herausstellte: „Unemployment and depression have hit Mr. Patterson much more than the rest of the family." Niemand jedoch formulierte deutlicher als Mr. Adams selbst, was es für ihn bedeutete, wenn die familiäre Schaltzentrale nicht mehr in seinen Händen lag, weil das Geld nun bei jemand anderem einging und kontrolliert wurde:

> There certainly was a change in our family, and I can define it in just one word – I relinquished power in the family. [...] I tried to be the boss in the beginning, [of my unemployment ...]. But now I don't even try to be the boss. She controls all the money, and I never have a penny in my pocket. [...] I toned down a good deal as a result of it. How did it all come about? Very simple. I stopped earning money. (Komarovsky 1940, S. 31)

Die Historikerin Stephanie Coontz hebt hervor, dass in den 1920er Jahren eine arbeitende Ehefrau und Mutter durchaus als Zeichen weiblichen Erfolges gegolten hatte, wohingegen sie in den 1930er Jahren zum Zeichen männlichen Versagens mutierte (Coontz 2005, S. 219). Noch deutlicher schien männliches Versagen im Gang zu den Sozialhilfestellen Ausdruck zu finden, den vor allem Familienväter so lange wie möglich hinauszögerten. Meistens wurde dieser Schritt erst dann getan, wenn dessen Autorität ohnehin beinahe gänzlich geschwunden war (so Bakke 1940, S. 155-176). Doppelt problematisch wurde dies dadurch, dass viele „relief agents" Frauen waren, was nochmals deutlicher markierte, wie sehr sich

7 Zum Familieneinkommen in dieser Zeit allgemein vgl. etwa Monroe 1937, S. 670. Hinweise auf einige entsprechende Artikel in populären Magazinen bei Wandersee Bolin 1978, S. 67.

die Geschlechterordnung durch den Empfang von „Stütze“ an Stelle männlicher Erwerbstätigkeit verschob (Bakke 1940; Almond & Lasswell 1934, S. 643-655). Viele Väter und Ehemänner empfanden genau diese Verschiebung der Geschlechterordnung und der Machtverhältnisse als Folge eigenen Versagens und somit häufig als schwerwiegender als die wirtschaftlichen Engpässe (Komarovksy 1940 S. 75-78).[8]

Viele Ehefrauen positionierten sich diesbezüglich gänzlich anders. Einige von ihnen gaben zu erkennen, dass sie ihre Männer schon vor der Depression nur wenig geschätzt hatten, deren Position aber gefestigt gewesen war, weil sie eben das Geld ins Haus gebracht hatten. Diese Position des privilegierten „providers“ hatten die Männer der befragten Familien mit der Arbeitslosigkeit allerdings eingebüßt. Die 43-jährige Mrs. Patterson etwa betonte, erst die Große Depression habe ihr die Möglichkeit geschaffen, ihrer Unzufriedenheit und Verachtung für ihren Ehemann Ausdruck zu verleihen. Am deutlichsten machte allerdings Mrs. Adams, dass erst die Arbeitslosigkeit ihr die Chance eröffnet habe, die Geschlechter- und Sozialordnung aufzubrechen. Sie bereute, dies nicht schon früher getan zu haben: „If I had only not been so soft in the beginning. If I had only set my will against his. But there was no use trying before [the depression and his unemployment].“ (Komarovsky 1940 S. 32-38).

Vokabeln des Kampfes und des Ringens waren in den Gesprächen allgegenwärtig. Der Blick auf Familien wie die Pattersons und ganz besonders die Adams, aber auch auf andere in der Studie interviewte Familien zeigt, dass die Zeitgenoss/inn/en vor allem einen Verlust von Eindeutigkeit bemerkten, und der konnte eben nicht nur die Krise der einen, sondern auch die Chance der anderen bedeuten. Jürgen Habermas folgend, kann erst dann von einer Krise gesprochen werden, „wenn die Gesellschaftsmitglieder Strukturwandlungen als bestandskritisch *erfahren* und ihre soziale Identität bedroht fühlen“ (Habermas 1973, S. 12; Koselleck 1982). Ohne Zweifel waren die skizzierten Veränderungen während der 1930er Jahre „bestandskritisch“, doch nicht alle Gesellschaftsmitglieder empfanden dies als identitär bedrohlich. Für manche waren die Veränderungen wohl eher verheißungsvoll. Die soziologische und politische Aufmerksamkeit auf die Männer der unteren Mittelklasse, die zudem vorzugsweise weiß, angelsächsisch, protestantisch waren, privilegierte allerdings die Perspektive der Bedrohung. Entsprechend wurde die sozialpolitische Stärkung des Mannes als „provider“

8 „Apparently actual reductions in dollars earned were less devastating than change in roles; or, dire poverty was easier to bear than the husband's loss of status to some previously subordinate member“, betont auch Cavan 1959, S. 140-141.

angestrebt, wodurch erhofft wurde, nicht nur der diagnostizierten Männlichkeitskrise, sondern auch und insbesondere der Wirtschafts- und Sozialkrise im ganzen im wahrsten Sinne des Wortes Herr zu werden. Aus der Perspektive der New Dealer fielen Männlichkeits- und Sozialkrise ineinander.

4 Sozialpolitische Maßnahmen und Strategien

Im Folgenden soll der Modus der Nahaufnahme wieder verlassen und ein zumindest flüchtiger Blick auf die sozialpolitischen Maßnahmen der 1930er Jahre geworfen werden. Denn auch diese waren vor allem darauf ausgerichtet, den Familienvater zu restabilisieren, die Ordnung zu rezentrieren und die Uneindeutigkeiten zu beseitigen. Sie standen im Kontext einer Debatte, die mit Beginn der Wirtschaftskrise lauthals forderte, Frauen an den Herd zu binden. Flott war man mit dem Argument zur Hand, dass lediglich sämtliche Frauen aus der Erwerbsarbeit verschwinden müssten, um die Arbeitslosigkeit auf null zu drücken. Ganz besonders gerieten verheiratete Frauen ins Visier, wenn es hieß, in solch schwierigen Zeiten sollte keine Familie mehr als ein Einkommen haben. Dass dieses dann das Einkommen des Ehemannes und Vaters war, wurde nicht angezweifelt und war auch strukturell nahe liegend, da sich etwa die Lohnniveaus deutlich unterschieden (vgl. Kessler-Harris 2003/1983, S. 253-258; Kessler-Harris 1989, S. 31-49 und Hobbs 1993, S. 4-15; Kessler-Harris 1990, S. 57-80; Cott 2000, S. 168-170).

Auch die staatlichen Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit und gegen die um sich greifende Armut waren dementsprechend auf den väterlichen „provider" ausgerichtet. Kommunen wie Einzelstaaten drängten Ehefrauen schon ab 1930, Arbeitsplätze im öffentlichen Sektor aufzugeben. Im Fall von Personalkürzungen sollten verheiratete Frauen als erste aus dem Staatsdienst entlassen werden. Weiterhin war auch die Sozialversicherungsgesetzgebung, die die New Dealer auf den Weg brachten, an typisch männlichen Formen der Erwerbsarbeit ausgerichtet (vgl. dazu vor allem Mink 1995, S. 123-150). Zudem sahen Abkommen, die in zahlreichen Industriebereichen in Folge der New Deal-Politik getroffen wurden, deutlich geringere Mindestlöhne für Frauen als für Männer vor. Die Konzentration auf männliche Erwerbsarbeit schrieb sich in den verschiedenen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen fort, die die Roosevelt-Regierung auf den Weg brachte. In der „Works Progress Administration" (WPA) etwa, dem ab 1935 zentralen Programm, wurden Männer mit $ 5 pro Tag entlohnt, Frauen mit $ 3. Die Beschäftigung von Frauen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen war bei maximal einem Sechstel der verfügbaren Jobs gedeckelt, und da zudem höchstens ein

Familienmitglied auf diese Weise beschäftigt werden durfte, lag es auf der Hand, dass dies in den allermeisten Fällen der Familienvater war. Insgesamt vergaben die diversen Arbeitsbeschaffungsprogramme nie mehr als 7-9% ihrer Jobs an Frauen. Wie sehr diese offizielle Marschroute in den zeitgenössischen Denk- und Wahrnehmungsmustern verankert war, vermag etwa eine Publikation aus dem Umfeld der WPA zu signalisieren, die in aller Deutlichkeit tönte, der 'Ehrgeiz' von Frauen wie Mrs. Adams müsse gebremst werden: „'We have to put some brake upon women's eagerness to be the family breadwinner, wage recipient, and controller of the family pocketbook.'“ (Howard 1975/1943, S. 279, hier zitiert nach Rose 1993, S. 324; vgl. auch Kessler-Harris 2003/1983, S. 262ff.; Griswold 1993, S. 154-155; Stieglitz 1999).

Bereits die grundsätzliche Entscheidung der Bundesregierung, im Zuge des New Deal die Karte „work relief“ auszuspielen und nicht auf Geldzahlungen oder Bezugsscheine zu setzen, verweist auf die geschlechtliche Prägung der Krisenwahrnehmung und des Krisenmanagements. Wenn Präsident Roosevelt von Arbeit als spirituellem Wert sprach, dann sprach er vor allem die Männer an. Man entschied für „work relief“ und gegen Geldzahlungen oder Bezugsscheine, weil nicht nur das sozialpolitische Ziel angestrebt wurde, die bestehende Not zu lindern, sondern gleichermaßen die soziale Ordnung stabilisiert werden sollte, die um weiße Männer der Mittelklasse als „provider“ kreiste. Roosevelt, Hopkins und andere betonten unaufhörlich, wie wichtig es sei, durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Familien wieder zur Selbstversorgung zu befähigen und dabei den männlichen Familienvorständen zumindest das Gefühl zu vermitteln, zu Selbstbestimmung und eigenständiger Lebensführung in der Lage zu sein. Dies stabilisierte Männer als Familienvorstand ebenso wie als Bürger (Griswold 1993, S. 155-156 zu Hopkins).[9] Während „relief“ und „welfare“ weiblich gedachte Abhängigkeit signalisierten, stärkten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eine Sozialordnung freier, tätiger Männer, als die sich die USA seit ihrer Gründung generierten. Auch aus dem Kreis der von Komarovksy befragten Familien war zu vernehmen, dass ein WPA-Job den Mann wieder im Zentrum der Familien-, Geschlechter- und Sozialordnung positionierte, da er ihm die Anerkennung als

9 Entsprechende Äußerungen des Präsidenten sind so zahlreich, dass hier der beispielhafte Hinweis auf seine Jahresbotschaft am 4. Januar 1935 genügen muss, in: Roosevelt 1941, S. 20.

„provider" sicherte. Mann-Sein und Männlich-Sein waren damit zwar nicht wieder deckungsgleich, aber doch deckungsgleicher (Komarovsky 1940, S. 64).[10]

Bemerkenswert ist nun, dass dieses ganze Arsenal kultureller und sozialpolitischer Kräfte nicht nur auf eine Familien- und Sozialordnung hinwirkte, die um den erwerbstätigen Mann kreiste, sondern dabei gegen eine Dynamik ankämpfte, mit der mehr und mehr Frauen, auch Ehefrauen, seit Jahren und Jahrzehnten in die Lohnarbeit drängten. Was im ausgehenden 19. Jahrhundert begonnen hatte, setzte sich trotz aller Gegenkräfte in den 1930er Jahren fort. Die absoluten wie die prozentualen Zahlen erwerbstätiger Frauen stiegen weiter an, auch wenn die Wachstumsrate in den 1930er Jahren nachließ. Dies galt gleichermaßen für Ehefrauen.[11] Dabei ist zudem zu berücksichtigen, dass viele erwerbstätige Frauen statistisch gar nicht erfasst wurden, weil sie in der so genannten „underground economy" tätig waren und auf vielerlei mehr oder minder inoffiziellen Wegen Geld verdienten: Zum Beispiel indem sie eben Doughnuts und Gemüse verkauften, Betten untervermieteten oder Arztpraxen putzten, so wie Mrs. Adams und Mrs. Patterson (Cott 2000, S. 167; Cott 1987, S. 162-164, 204-208).

Während laute Stimmen des Diskurses behaupteten, weibliche Erwerbstätigkeit gefährde die Familie als „traditional unit of our civilization" (Cousins 1939, S. 14-15, 17-18, 63), stürze Männer in die Krise und führe zu politisch, sozial und kulturell dramatischen Konsequenzen einer entmännlichten Gesellschaft, waren auch leisere Töne zu vernehmen, die weibliche Erwerbstätigkeit in Zeiten der Krise ganz einfach als ökonomisch notwendig beschrieben. Indem sie weibliche Lohnarbeit zwar einerseits verteidigten, sie andererseits aber als Notnagel beschrieben, bekräftigen auch diese Gegenstimmen letztlich eine Vorrangigkeit männlicher Erwerbsarbeit.[12] Seltenheitswert hatten allerdings Äußerungen wie die der Sozialwissenschaftlerin Lorine Livingston Pruette, die die Kompetenzen von Frauen in der Arbeitswelt ohne Wenn und Aber als Gewinn für die Fort- und Weiterentwicklung von Familie, Gesellschaft und Staat beschrieb, auf den nicht verzichtet werden könne (Livingston Pruette 1934, S. 155, hier nach Kessler-Harris 2003/1983, S. 258).

---

10 Vgl. zur geschlechtlichen Kodierung von Wohlfahrt den Band von Gordon 1990 sowie Rose 1993; zur Sozialordnung weißer Männer vgl. Nelson 1998.

11 Wandersee Bolin 1978, insb. die Tabellen auf S. 61, 70, stützt sich in ihrer Analyse auf die Zensus-Daten. Vgl. auch: Historical Statistics 1975, D 29-41, S. 131, D 49-62, S. 133; Wandersee Bolin 1975.

12 Anderson & Roosevelt (1939, S. 16, 62) äußern sich in diesem Sinne.

5 „Gender“ und „Race“

Die Wirkungsweise des Krisendiskurses lässt sich noch einmal schärfer fassen, wenn der Fokus verschoben bzw. erweitert und „race“ in die Betrachtung eingebunden wird. Die Erwerbsstrukturen afroamerikanischer Familien stellten sich anders als diejenigen euro- bzw. angloamerikanischer Familien dar. Während etwa circa 15% sämtlicher Ehefrauen während der Depression statistisch als erwerbstätig erfasst waren, galt dies für 39% der afroamerikanischen Ehefrauen, und dabei waren deren Möglichkeiten, während der Wirtschaftskrise Beschäftigung zu finden, im Vergleich zu den Jahren zuvor sogar stark geschwunden. Darüber hinaus standen zum Beispiel in Newark im Jahr 1930 rund 60% der afroamerikanischen Frauen in privaten Dienstverhältnissen, die statistisch nicht oder nur ungenauer erfasst waren (Hunter 1993, S. 231-248, 240).[13]

Mögliche Vor- und Nachteile, die die Sozialpolitik der 1930er Jahre für African-Americans hatte, sind bereits umfassend diskutiert worden (Sitkoff 1978; zusammenfassend Brueggemann 2002, S. 139-177). Im Folgenden soll daher vielmehr gefragt werden, welchen Platz die African-Americans innerhalb des Krisenszenarios und der Rezentrierungsdynamiken einnahmen. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass die Kodierung von Armut während der 1930er Jahre von dem bekannten Muster abwich. Traditionell sind Vorstellungen von Armut in der US-Geschichte bis zur Gegenwart eng mit Vorstellungen des Schwarzseins verschränkt. Die 1930er Jahre wichen davon ab: Repräsentationen der Armut während der „Great Depression“ waren überwiegend „weiß“, und sie sind es bis heute geblieben, beispielsweise in einschlägigen Lehrbüchern. Im Gegensatz zu den Stereotypen der Wohlfahrtsbetrügerinnen, Drogenkonsumenten und gewalttätigen Kriminellen, die in aller Regel schwarz gezeichnet werden, zeigen die Armutsbilder der 1930er Jahre so genannte „undeserving poor“: Sie werden als Menschen präsentiert, deren Lebensgefüge aufgrund eines äußeren, von ihnen nicht verschuldeten Schicksalsschlages auseinander gebrochen ist. Insofern waren die Armutskodierungen auch in dem Sinne „unausgesprochen normativ“, als dass sie das eine Mal zur Lösung einer Krisenlage aufforderten und das andere Mal eben nicht. Die Armen der Depression, so wird suggeriert, verdienen im Gegensatz zu den anderen Armen Amerikas unmittelbare Aufmerksamkeit

13 Der 15th Census of the United States, 1930, Population. Bd. 5: General Report on Occupations. Washington, DC: Government Printing Office, 1933, Table 8, S. 275, klassifizierte für das Jahr 1930 38% der arbeitenden Ehefrauen als „foreign born“ oder „black“ (vgl. Mumford 2007, S. 22).

und Hilfe, nicht zuletzt weil ihr Schicksal auf das engste mit dem Schicksal der Nation verknüpft sei.[14]

In einer Zeit also, in der männliche Erwerbslosigkeit als Ursache von Armut allerorten debattiert wurde, diese als gesamtgesellschaftliches Krisensymptom fungierte, zur „Heilung" und zu Sofortmaßnahmen aufforderte, spielten African-Americans für die Krisenbeobachtung und -diagnose keine Rolle, und das, obwohl viele von ihnen zu den Ärmsten der Armen gehörten. Der „common man", den die allermeisten Armutsanalysen und Soziografien in ihr Zentrum rückten und dessen Position durch die Krise gefährdet war, war eben als weiß konzipiert: „native born", wie es bei Komarovsky heißt. Dieses Weißsein des ausgebildeten Arbeiters und kleinen Büroangestellten, der in krisenhaften Zeiten arbeitslos war und eben der Stärkung bedürfe, um mit ihm Amerika zu retten, wird allerdings kaum bis gar nicht thematisiert. Die „whiteness studies" haben ähnlich wie die Geschlechterstudien darauf hingewiesen, dass gerade durch dieses Verschweigen der gegebenen Ordnung ein Anstrich der Selbstverständlichkeit verliehen wird. Die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Studien trugen folglich nicht nur zur Rezentrierung des Mannes und Familienvaters bei, sondern zur Rezentrierung des weißen Mannes und Familienvaters.

Mit Blick auf Komarovskys Studie ist zu fragen, warum sie ihre Aufmerksamkeit nicht auch den afroamerikanischen Familien und Vätern Newarks gewidmet hat. Immerhin hatte Newark nach Detroit, Chicago und Cleveland seit den 1890er Jahren die höchste Zuwanderungsrate von African-Americans im Zuge der „Great Migration" aus dem Süden zu verzeichnen. Arbeit hatten African-Americans in Newark in diversen Segmenten gefunden, so in Privathaushalten als Servicekräfte und Fahrer, aber auch in der zunächst boomenden Industrie. Die 1930er Jahre trafen Newarks African-Americans dann doppelt hart, denn weil sie ganz am Ende der sozialen Leiter standen, wurden sie in den Zeiten der „downward mobility" als erste entlassen. Deren Lebens- und Arbeitssituation wurde in den 1930er Jahren nicht zuletzt dadurch noch schwieriger, dass nun eben weiße Frauen wie Mrs. Adams und Mrs. Patterson in genau die Segmente des Arbeitsmarktes drängten, die bis zu diesem Zeitpunkt afroamerikanische Frauen bedient hatten (vgl. Mumford 2007, S. 13-31; Jackson & Jackson 1972, S. 46, 49; Tuttle 2009, S. 103ff).

14 Die Verbindung von Nation und Geschlecht, die beispielsweise Kessler-Harris 1999 knüpft, ist gleichermaßen für das Verhältnis von Nation und „race" relevant; s. a. Habermas 1973; vgl. insb. den Beitrag von Clawson 2002, S. 352-361.

Zudem waren Strategien wie das Aufnehmen von zahlenden Gästen oder das Zusammenlegen von Haushalten, die Komarovsky als typisch für den Überlebenskampf weißer Familien in der „Great Depression“ beschreibt, unter schwarzen Familien seit dem 19. Jahrhundert gang und gäbe. Auch war es in afroamerikanischen Familien üblich, das Überleben durch Zweit- und Dritteinkommen von arbeitenden Ehefrauen und älteren Kindern zu sichern (Hunter 1993, S. 231-248).

Warum also gibt es keine soziologischen Studien, die sich mit schwarzer Armut und Arbeitslosigkeit in der Depression befassen? Eine mögliche Antwort auf diese Frage lautet, dass schwarze Armut keine systemische Veränderung bedeutete, keine Dezentrierung durch einen plötzlichen und unerwarteten Schlag, keine „Störung der Systemintegration“, keinen gesellschaftlichen Identitätsverlust, keine bestandskritische Schwankung der gesellschaftlichen Sollwerte – kurzum: dass sie nicht als krisenhaft destabilisierend wahrgenommen wurde (Habermas 1973, S. 9-13). Ganz im Gegenteil war die Armut schwarzer Familien offenbar systemimmanent. Sie war in den 1930er Jahren zwar ökonomisch problematisch, zugleich aber Teil bekannter Sozialstrukturen und Lebenserfahrungen. Zudem waren afroamerikanische Familienväter nicht im Zentrum der Sozialstruktur verortet. Sollten sie durch die Wirtschaftskrise aus der Spur geraten, so wurde dies als gesamtgesellschaftlich weit weniger bedrohlich erachtet. Wollte man also überhaupt von einer Krise schwarzer Männer reden, so wurde diese nicht als depressionsbedingt wahrgenommen und nicht als vorübergehend, sondern als gewissermaßen endlos. Entsprechend wurde ganz offenkundig kein Anlass gesehen, den Auswirkungen der „Great Depression“ auf afroamerikanische Familienväter nachzugehen. Im Sinne des Marienthal-Autoren Hans Zeisel waren sie nicht soziografisch interessant, weil deren Arbeitslosigkeit und Armut nicht das „gegebene Gefüge mit einem Schlag“ durcheinander brachte, sondern sie vielmehr tragender Teil dieses Gefüges war (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 1975/1933, S. 113-114).

Nun sind in den 1930er Jahren sehr wohl einige soziologische Klassiker zum Leben von African-Americans in den USA entstanden: E. Franklin Fraziers Buch über „The Negro Family in the United States“ kam 1939 auf den Markt und Gunnar Myrdals Studie „An American Dilemma: The Negro Problem and Modern Democracy“ wurde 1944 publiziert. Beide Untersuchungen befassen sich jedoch nicht mit den Auswirkungen der 1930er Jahre oder der Arbeitslosigkeit auf Väter und Familienstrukturen. Sie schreiben sich somit nicht in einen normativen Diskurs ein, der ein Problem als temporär beschreibt und dazu auffordert, Abhilfe zu schaffen. Sie binden vielmehr die schwierige Lebenssituation von African-

Americans bis an die Sklaverei zurück und „beschreiben" somit eine Konstellation, mit der Amerika beinahe seit einer Ewigkeit existierte. Afroamerikanische Armut schien ebenso zu Amerika zu gehören, wie der „common man" ins Zentrum der soziokulturellen Ordnung. Es wird zwar ein Missstand festgehalten, aber keine Heilung gefordert, und auch (noch) keine Revolution, was ja die andere Variante einer politischen Krisendiagnose wäre (Frazier 1939; Myrdal 1962/1944).

6 Schlussbemerkung

Abschließend soll abermals die Eingangsfrage aufgeworfen werden, was denn eigentlich passiert, wenn Zeitgenoss/inn/en oder Beobachter/innen retrospektiv eine „Krise" diagnostizieren. Hier bietet es sich an, noch einmal an Jürgen Habermas' Ausführungen anzuschließen: Systeme, fasst er zusammen, seien dadurch charakterisiert, dass sie sich durch ein hohes Maß an Stabilität auszeichnen. Schwankungen sollen innerhalb eines bestimmten „Variationsspielraums" bleiben. Werde dieser überschritten, so werde die Konstellation als krisenhaft begriffen, da man mit einer existenzgefährdenden Instabilität konfrontiert sei. Die „Grenzen dieses Variationsspielraums manifestieren sich als Grenzen geschichtlicher Kontinuität", weshalb Krisen auch von wahrhaft historisch verändernder Bedeutung sein können. Das Auftauchen von Krisendiagnosen kann also auch einen Moment kritischen Wandels signalisieren, betont in diesem Sinne Reinhart Koselleck: den Moment einer Veränderung, „nach der, wenn nicht alles, so doch grundsätzlich sehr vieles sehr anders sein werde" (Koselleck 1982, S. 627).

Zumeist aber werden die historischen Subjekte durch Krisendiagnosen dazu angehalten, Gegenmaßnahmen zu treffen, das System zu stabilisieren und die geschichtliche Kontinuität zu wahren. Alles andere würde eine Revolution bedeuten, und Revolutionen als plötzliche Umstürze sind in Amerika besonders unbeliebt (Hunt 1988). Die Aufforderung, einer Krise stabilisierend zu begegnen, ist zudem dann am prägnantesten, wenn eine als natürlich gedachte Ordnung als krisenhaft erklärt wird. Denn eine Krise natürlicher Ordnungen, ein Überschreiten ihrer Toleranzbereiche erscheint existenz- und lebensbedrohend im wahrsten Sinne des Wortes. Werden nun, wie in den 1930er Jahren gehabt, eine gesamtgesellschaftliche Krise und eine Krise der Geschlechterordnung ineinander verschränkt, so erscheint dies dann umso bedrohlicher, wenn diese Geschlechterordnung eben als „natürlich" konzipiert ist: wenn sie also an biologisch gedachte, als gegeben angenommene Voraussetzungen gekoppelt wird (Hall 1999, S. 393-441).

Die dominanten Geschlechter- und Rollenkonzepte der 1930er Jahre behaupteten die Existenz natürlicher Ordnungen, wodurch sich die Normativität der diversen soziologischen Untersuchungen der Arbeitslosigkeit mit ihren Krisendiagnosen umso schärfer abzeichnet: Sie forderten dazu auf, die Geschlechter- und Gesellschaftsordnung zu restabilisieren und zu rezentrieren, von der es hieß, dass sie aus der Bahn geraten sei und nicht mehr ihrer angeblichen Natürlichkeit entspreche. Anzuerkennen, dass die Krise der einen möglicherweise den anderen sehr willkommen sein kann, wie manche Beobachtungen und Erkenntnisse der Komarovsky-Studie es eben nahe legen, würde die Bereitschaft erfordern, die Unwucht eben nicht als Krise zu verstehen, die Dinge tatsächlich neu und anders zu denken, mit Evidenzen und Universalien zu brechen, historische Veränderungen anzustreben oder diese zumindest billigend in Kauf zu nehmen. Der besagte Bruch der geschichtlichen Kontinuität würde dann mehr als hingenommen, er wäre sogar willkommen.

Doch dafür war die Zeit in den 1930er Jahren offenbar nicht reif. Die Infragestellung des männlichen, weißen „providers“ der unteren Mittelklasse führte dazu, dass er vielleicht mehr denn je zuvor beschworen wurde. Vor diesem Hintergrund ist es sicher kein Zufall, dass die 1930er Jahre als Geburtsstunde der Geschlechterrollentheorie ebenso wie der Männerstudien gelten können (Pleck 1987, S. 21-38; Meuser 1958). Oft genug tragen Krisenlamento und Männerstudien bis heute dazu bei, auf die Re-Stabilisierung der gegebenen Ordnung hinzuwirken. Mirra Komarovskys Text ist in dieser Hinsicht mehrfach ambivalent: Als soziografischer, krisendiagnostischer Beitrag ist er zumindest „unausgesprochen normativ“ und fordert implizit dazu auf, gegen die Krise anzugehen und den Familienvater zu stärken. Andererseits zeigt Komarovsky, wie kreativ Individuen mit der Krise umgingen und dass die Möglichkeit grundlegender Verschiebungen der Geschlechter- und Sozialordnung nicht allen Menschen unwillkommen war (vgl. Martschukat & Stieglitz 2008, S. 64-73; Opitz-Belakhal 2008, S. 31-49). In ihren Arbeiten aus den 1950er Jahren sollte Mirra Komarovksy Geschlecht dann als bewegliche, veränderliche Kategorie konzeptionalisieren. Transformation und Veränderlichkeit statt Stabilität, Brüche statt Kontinuität: So lautete ihre geschlechtersoziologische wie -politische Leitlinie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (siehe vor allem Komarovsky 1953 und Komarovsky 1950). Für die Diagnose von Männlichkeitskrisen war da in ihrem Denken nur noch wenig Raum.

Literatur

Almond, Gabriel; Lasswell, Harold D. (1934): Aggressive Behavior by Clients Toward Public Relief Administrators: A Configurative Analysis. In: American Political Science Review 28 (4), S. 643-655.

Anderson, Mary; Roosevelt, Eleanor (1939): Should Married Women Work? In: Current History and Forum 51 (1), S. 16, 62.

Badger, Anthony J. (1989): The New Deal. The Depression Years, 1933-1940. New York.

Bakke, E. Wight (1940): Citizens Without Work. A Study of the Effects of Unemployment Upon the Workers' Social Relations and Practices. New Haven, CT.

Brueggemann, John (2002): Racial Considerations and Social Policy in the 1930s. In: Social Science History 26 (1), S. 139-177.

Cavan, Ruth S.; Ranck, Katherine H. (1938): The Family and the Depression. Chicago.

Cavan, Ruth S. (1959): Unemployment. Crisis of the Common Man. In: Marriage and Family Living 21 (2), S. 139-146.

Clawson, Rosalee A. (2002): Poor People, Black Faces. The Portrayal of Poverty in Economics Textbooks. In: Journal of Black Studies 32, S. 352-361.

Coontz, Stephanie (2005): Marriage, a History. How Love Conquered Marriage. New York.

Cott, Nancy F. (1987): The Grounding of Modern Feminism. New Haven, CT.

– (2000): Public Vows. A History of Marriage and the Nation. Cambridge, MA.

Cousins, Norman (1939): Will Women Lose Their Jobs? In: Current History and Forum 51 (1), S. 14-15, 17-18, 63.

Cunningham, John T. (1966): Newark. Newark, NJ.

Frazier, E. Franklin (1939): The Negro Family in the United States. Chicago.

Gordon, Linda (Hg.) (1990): Women, the State, and Welfare. Madison.

Griswold, Robert (1993): Fatherhood in America. A History. New York.

Habermas, Jürgen (1973): Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt a.M.

Hall, Stuart (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, Karl H.; Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M., S. 393-441.

Historical Statistics (1975): Historical Statistics of the United States. Colonial Times to 1970 – Part 1. Washington, DC: Government Printing Office.

Hobbs, Margaret (1993): Rethinking Antifeminism in the 1930s. Gender Crisis or Workplace Justice? A Response to Alice Kessler-Harris. In: Gender & History 5 (1), S. 4-15.

Howard, Donald S. (1975/1943): The WPA and Federal Relief Policy. New York.

Hunt, Michael H. (1988): Ideology and Foreign Policy. New Haven, CT.

Hunter, Andrea G. (1993): Making a Way. Strategies of Southern Urban African-American Families, 1900 and 1936. In: Journal of Family History 18 (3), S. 231-248.

Jackson, Kenneth T.; Jackson, Barbara B. (1972): The Black Experience in Newark. The Growth of the Ghetto, 1870-1970. In: Wright, William C. (Hg.): New Jersey since 1860. Trenton, NJ: New Jersey Historical Commission 46, S. 36-59.

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul F.; Zeisel, Hans (1975/1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a.M.

Kessler-Harris, Alice (2003/1983): Out to Work. A History of Wage-Earning Women in the United States. New York.

– (1989): Gender Ideology in Historical Reconstruction. A Case Study from the 1930s. In: Gender & History 1 (1), S. 31-49.

– (1990): Woman's Wage. Historical Meanings and Social Consequences. Lexington.

– (1999): In the Nation's Image. The Gendered Limits of Social Citizenship in the Depression Era. In: Journal of American History 86 (3), S. 1251-1279.

Kimmel, Michael (1996): Manhood in America. A Cultural History. New York.

Komarovsky, Mirra (1940): The Unemployed Man and His Family. New York.

– (1946): Cultural Contradictions and Sex Roles. In: American Journal of Sociology 78, S. 184-189.

– (1950): Functional Analysis of Sex Roles. In: American Sociological Review 15, S. 508-516.

– (1953): Women in the Modern World. Their Education and their Dilemmas. Boston.

– (1992): The Concept of Social Role Revisited. In: Gender & Society 6, S. 301-313.

Koselleck, Reinhart (1982): Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3: H-M. Stuttgart, S. 617-650.

Lazarsfeld, Paul (1969): An Episode in the History of Social Research. A Memoir. In: Fleming, Donald; Bailyn, Bernard (Hg.): The Intellectual Migration. Europe and America, 1930-1960. Cambridge, MA, S. 270-337.

Livingston Pruette, Lorine (1934): Women Workers through the Depression. New York.

Martschukat, Jürgen; Stieglitz, Olaf (Hg.) (2007): Väter, Soldaten, Liebhaber. Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas. Ein Reader. Bielefeld.

–; – (2008): Geschichte der Männlichkeiten. Frankfurt a.M.

Meuser, Michael (1958): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen, S. 51-62.

Mink, Gwendolyn (1995): The Wages of Motherhood. Inequality in the Welfare State, 1917-1942. Ithaca, NY.

Monroe, Day (1937): Levels of Living of the Nation's Families. In: Journal of Home Economics 29 (10), S. 665-670.

Mumford, Kevin (2007): Newark. A History of Race, Rights, and Riots in America. New York.

Myrdal, Gunnar (1962/1944): An American Dilemma. The Negro Problem and Modern Democracy. New York.

Nathan, Robert R. (1936): Estimates of Unemployment in the United States, 1929-1935. In: International Labour Review 33 (80/81), S. 49-73.

Nelson, Dana D. (1998): National Manhood. Capitalist Citizenship and Imagined Fraternity of White Men. Durham, NC.

Nixon, Russel A.; Samuelson, Paul A. (1939-1940): Estimates of Unemployment in the United States. In: Review of Economic Statistics 21-22, S. 101-111.

Opitz-Belakhal, Claudia (2008): „Krise der Männlichkeit" – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte? In: L'Homme 19 (2), S. 31-49.

Pleck, Joseph H. (1987): The Theory of Male Sex-Role Identity. Its Rise and Fall, 1936 to the Present. In: Brod, Harry(Hg.): The Making of Masculinities. The New Men's Studies. Boston, MA, S. 21-38.

Roosevelt, Franklin D. (1941): Public Papers and Addresses of Franklin D. Roosevelt, Bd. 1: The Genesis of the New Deal, 1928-1932. New York.

Rose, Nancy E. (1993): Gender, Race, and the Welfare State. Government Work Programs from the 1930s to the Present. In: Feminist Studies 19 (2), S. 319-342.

Sielke, Sabine (2007): „Crisis? What Crisis?" Männlichkeit, Körper, Transdisziplinarität. In: Martschukat, Jürgen; Stieglitz, Olaf (Hg.): Väter, Soldaten, Liebhaber. Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas. Ein Reader. Bielefeld, S. 43-61.

Sitkoff, Harvard (1978): A New Deal for Blacks. New York.

Stieglitz, Olaf (1999): 100 Percent American Boys. Disziplinierungsdiskurse und Ideologie im Civilian Conservation Corps,1933-1942. Stuttgart.

Tarrant, Shira (2005): When Sex Became Gender. Mirra Komarovsky's Feminism of the 1950s. In: Women's Studies Quarterly 33 (3-4), S. 334-355.

– (2006): When Sex Became Gender. New York.

Tuttle, Brad R. (2009): How Newark Became Newark. The Rise, Fall, and Rebirth of an American City. New Brunswick.

Wandersee Bolin, Winifred D. (1975): Historical Statistics of the United States. Colonial Times to 1970 – Part 1. Washington, DC: Government Printing Office D 29-41, S. 131, D 49-62, S. 133.

– (1978): The Economics of Middle-Income Family Life. Working Women during the Great Depression. In: Journal of American History 75 (1), S. 60-74.

Annette Brauerhoch

Männlichkeit in Trümmern – Heimkehrer im deutschen Nachkriegsfilm

1 Gender, Männlichkeit und Film/geschichte

> Mehr und mehr werden die Gender Studies ihrem Anspruch gerecht, verschiedene Geschlechteridentitäten zu berücksichtigen und richten ihr Augenmerk auch auf Männer und Männlichkeit innerhalb relationaler Geschlechterverhältnisse. Durch den Fokus auf Konstruktionen von Männlichkeit erweist sich dieses Geschlecht keineswegs als fraglose Kategorie, sondern fächert sich in eine Vielzahl unterschiedlicher Identitätskonzepte und Darstellungsmuster auf. Während die Forschungen aus soziologischer, historischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive stetig anwachsen, ist der besondere Fokus auf *Bilder* von Männlichkeit in Kunst und visueller Kultur nach wie vor erweiterungsbedürftig.[1]

Auf Kino- und Filmgeschichte bezogen lässt sich dem oben formulierten Befund nur bedingt zustimmen. Filmwissenschaftliche Titel wie *Acting Male* (Bingham 1994), *Running Scared* (Lehmann 1992), *You*, *Tarzan*. *Masculinity, Movies and Men* (Kirkham & Thumim 1993), *Masculinity. Bodies, Movies, Culture* (Lehman 2001) und kulturwissenschaftlich-soziologische Werke wie *Constructing Masculinity* (Berger; Wallis & Watson 1995), *Cultures of Masculinity* (Edwards 2006) und *Masculinities and Culture* (Beynon 2002) zeugen von einem breit gefächerten, lang anhaltenden Interesse in einem stetig wachsenden Forschungsbereich.[2] Männlichkeiten und ihre visuelle Konstruktion spielen nicht erst, aber

---

1 Aus der (unveröffentlichten) Ankündigung einer Tagung *Good Boys – Bad Boys* Männlichkeiten und visuelle Kultur des 1. Braunschweiger Gender Forums, Braunschweiger Zentrum für Gender Studies in Kooperation mit dem Centrum für Postcolonial und Gender Studies der Universität Trier an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig am 17./18. April 2008 in Braunschweig. [http://www.unitrier.de/fileadmin/fb3/prof/KUN/JUB/Flyer_GoodBoys_BadBoys.pdf; Zugriff: 19.02.2010].

2 Im deutschen Raum stehen dafür die in der Zeitschrift Frauen und Film kontinuierlich geführten Auseinandersetzungen (schwerpunktmäßig im Heft 40, 1986), sowie neuere Veröffentlichungen wie u.a. Horst & Kleist 2002 oder Mädler 2008.

vor allem seit Entstehen der *masculinity studies* eine zunehmend raumgreifende Rolle; und zu ihrer Bedeutung und Verbreitung hat wiederum (paradoxerweise) der Feminismus beigetragen.[3] Den Umschlagplatz für die Hinterfragung scheinbar monolithischer, selbstverständlich gegebener Männlichkeit bilden in der Filmgeschichte oft historische Krisenzeiten.[4] Doch ist Krisenhaftigkeit, und das ist ein Ergebnis einer frühen und grundlegenden Auseinandersetzung mit Männlichkeit in der feministischen Filmtheorie, konstitutiv für eine als hegemonial konzipierte Männlichkeit als „dominante Fiktion" (vgl. hierzu Silverman 1992). So werden dominant fiktionale Repräsentationen in historischen Krisensituationen zwar labil, doch verweist dies weniger auf eine Abweichung, als damit eine besondere Bedingung entsteht, unter der eine fundamentale Anfälligkeit prominenter zu Tage tritt. Kaja Silverman zufolge wird Männlichkeit nicht erst in historischen Krisensituationen brüchig, sondern bildet ein immer schon fragiles und angreifbares Konstrukt; es leidet an seiner „Geschlossenheit". Ein als immer souverän imaginiertes klassisches Männerbild führt zu einem Ich-Ideal, dem in Wirklichkeit nie entsprochen werden kann (ebd.). Die Chimäre des Ideals füttert zwar die Schaulust an omnipotenter Männlichkeit im Kino, aber auch die Sorge und Angst um Nichtentsprechung verschafft sich filmischen Raum. Um diesen wird es im Weiteren gehen.

Bezogen auf den Zeitraum der Nachkriegsfilmproduktion finden sich besonders prägnante Beispiele für ins Wanken geratene Männlichkeit im US-amerikanischen Kino vor allem im sogenannten *film noir* (besonders eindringlich vorgeführt in Silverman 1992, S. 52-121), einem Genre, das in den 1940er und

3 In den USA und Großbritannien seit den späten sechziger Jahren entwickelt und in den achtziger Jahren auch universitär institutionalisiert, haben sich „men's studies" oder Männerstudien in Deutschland erst sehr viel später entwickelt. Einen Überblick über die unterschiedlichen Fraktionen und das Verhältnis der „men's studies" zu Feminismus und Geschlechtergeschichte geben z.B. Martschukat 2008 oder, filmsoziologisch orientiert, Hißnauer & Klein 2002. Erste und grundlegende Auseinandersetzungen mit Männlichkeiten manifestieren sich im Rahmen feministischer Filmtheorie in der Zeitschrift Frauen und Film, Heft 40 (1986) *Männer, die ins Auge gehen*, in dem Band *Male Trouble* der Zeitschrift Camera Obscura, No. 17 (1988) und in Silvermans Studie von 1992.

4 Jürgen Martschukat steht diesem Modell skeptisch gegenüber: „In schöner Regelmäßigkeit ist in der Geschichte von einer 'Krise der Männlichkeit' die Rede [...]. Schon die Aneinanderreihung der Krisen macht stutzig [...]: Wenn von der Männlichkeit die Rede ist, die in eine Krise gerät, bildet dann nicht eine stabile [...] Männlichkeit den Ausgangspunkt des Denkens über Geschlecht?" (Martschukat 2008, S. 64; vgl. auch den Beitrag in diesem Band).

1950er Jahren virulent war, und sich durch eher konturlose, schwache Helden auszeichnet. Eine spezifisch deutsche Entsprechung findet sich in den Trümmerfilmen der späten 1940er Jahre.[5] Dem deutschen Trümmerfilm fehlt allerdings die *femme fatale* des amerikanischen *film noir*, dafür sind die schwachen Helden umso ausgeprägter.[6] Gingen amerikanische Männer, selbst wenn versehrt und traumatisiert, als Sieger aus dem Krieg, so war die Niederlage der Deutschen nicht nur militärisch sondern auch moralisch vernichtend.

2 Heimkehrer und Nachkriegszeit

Der historische Hintergrund lässt sich kurz so skizzieren: Im Zweiten Weltkrieg waren fast vier Millionen Männer gefallen, zwölf Millionen befanden sich in Gefangenschaft. Dort projizierten sie ein sehnsuchtsvoll idealisiertes Bild von 'der Heimat' auf die Frau, die zurück gelassen wurde. Bei ihrer Rückkehr erkannten die Männer allerdings oft beides – weder Heimat noch Frau – kaum wieder. Autonomer gewordene Frauen entsprachen nicht mehr dem 'lieben Mädel' der Erinnerung. Zerstörter Wohnraum – ein zentrales visuelles Motiv in den so genannten Trümmerfilmen, macht die Grenze zwischen Intimität und Öffentlichkeit porös. Ruinentopographien korrespondierten folgerichtig mit ruinierten Beziehungen. Das traute Heim ist unheimlich geworden – generiert Enttäuschung, Desillusionierung und Konflikte. Während sich Heimkehrer Rückkehr in eine 'Normalität' ersehnten, die sich aus Bildern der Vorkriegszeit speiste, wurden Frauen zu Agentinnen progressiver Veränderungen. „Oft war die Betreuung der Heimkehrer eine Belastung, die längerfristig anhielt, da viele Männer bleibende Schäden und Behinderungen behielten und deshalb von ihren Frauen über lange Zeit betreut werden mußten" (vgl. hierzu beispielsweise Meyer & Schulze 1985, S. 130). Die Männer litten darunter, dass sie eine zusätzliche

5 Darüber hinaus bilden Genres wie die Komödie oder das Musical immer schon einen filmischen Rahmen in dem alternative Vorstellungen von Männlichkeit entworfen und entfaltet wurden. Weniger sichtbar und weniger erforscht sind Filme von Frauen, vor allem im Independent Bereich. Während sich die an diese Produktionen gerichteten Fragestellungen vor allem auf die Repräsentationen von Weiblichkeit richteten, scheint mir für die Zukunft lohnend, einen Blick auf Männlichkeitsausprägungen in Filmen von Frauen zu werfen.

6 In Filmen wie *Irgendwo in Berlin* (Gerhard Lamprecht, 1946), *In jenen Tagen* (Helmut Käutner, 1947), *Die Mörder sind unter uns* (Wolfgang Staudte, 1946), *Straßenbekanntschaft* (Peter Pewas, 1948), *Hallo Fräulein!* (Rudolf Jugert, 1949), *Liebe 47* (Wolfgang Liebeneiner, 1949), um nur einige zu nennen.

Belastung darstellten. Selbst wenn sie unversehrt geblieben waren, fanden sich viele nicht in die Notwendigkeit bestimmter Überlebensstrategien ein. Die während des Krieges auf Kosten von Zwangsarbeitern und der Menschen in den besetzten Gebieten aufrechterhaltene Lebensmittelversorgung brach zusammen und führte in Kombination mit Heizmittelknappheit und kalten Wintern zu Unterernährung, Hunger, Krankheiten und Tod. Darüber hinaus fehlte es auch an Kleidung, Schuhen und Medikamenten. „In dieser Situation akuten Mangels hatten es Frauen besonders schwer. [...] Als der Krieg der Männer vorbei war, ging der Kleinkrieg der Hausfrauen und Mütter um Brot und Kohlen weiter und nahm immer schärfere und verzweifeltere Formen an, je mehr sich der Nahrungsspielraum verengte" (Frevert 1990, S. 246f.). Die Frauen hofften auf tatkräftige Unterstützung in Bereichen die klassisch weiblicher Reproduktionsarbeit zugerechnet wurden, doch an jahrelange strikte Hierarchien gewöhnt, zeigten sich die zurückgekehrten Männer in der chaotischen, von vielen undurchschaubaren 'Gesetzen' beherrschten Nachkriegssituation völlig orientierungslos und ängstlicher als ihre Frauen.[7] Statt eine Unterstützung darzustellen, wurde die Rückkehr der Männer oft zu einer zusätzlichen Belastung: „Die Erniedrigungen und Strapazen der Gefangenschaft, der Verlust des Selbstbewußtseins durch den verlorenen Krieg und die lange Krankheit, verbunden mit körperlicher Schwäche, ließen viele Männer apathisch und depressiv werden" (Meyer & Schulze 1985, S. 130-131).

All dies gab Anlass für Konflikte, die ihren Niederschlag auch im Film finden. „Wie drängend insgesamt die Infragestellung männlicher Identität in der Nachkriegssituation empfunden wurde", lässt sich Bettina Greffrath zufolge

> an der Dauer ermessen, in der in den zeitbezogenen Filmen für die Männerbilder Selbstentwertung, depressive, oft todessüchtige Melancholie, Abhängigkeit, Ohnmacht und Schwäche dominant bleiben. Erst ab 1949 zeigen Männerfiguren Anzeichen neuer Festigung, werden sie – gerade auch wieder in der Konfrontation mit Frauenfiguren – zu überlegenen und Anpassung fordernden Menschen (Greffrath 1995, S. 390).

7 Es gibt viele Berichte wie den folgenden: „Es wurde so schlimm zwischen uns, auch weil er nichts tun wollte oder konnte. Er hat sich nicht rausgetraut [...]. Ich bin arbeiten gegangen und habe meine Arbeit, die ich als Hausfrau und Mutter zu machen hatte, aber mein Mann wollte seine Arbeit nicht machen, nämlich z.B. Holz ranschaffen. [...] Und das kann ich dann wohl vermerken, wenn ich mich in der schweren Zeit hinstelle und versuche, aus nichts ein Essen zu machen und Kräuter sammle, bloß damit ein bißchen Geschmack rankommt, stundenlang anstehe, die Wohnung sauberhalte, ihn sauberhalte, seine dreckigen Unterhosen wasche, dann kann ich doch erwarten, daß er seine Männerarbeit macht! Da bin ich lieber allein. Ich hab' mich dann scheiden lassen." (Meyer & Schulze 1984, S. 53).

Dennoch bieten viele deutsche Trümmerfilme auch Einblick in das Ringen um ein männliches Selbstverständnis und neues Selbstbewusstsein nach dem Krieg. Gemessen an einem dem Nationalsozialismus innewohnenden Männlichkeitskult nahm sich das Erscheinungsbild der Heimkehrer als eine Kränkung des nationalen Wahns aus, wie folgende Schilderung der Journalistin Ruth Andreas Friedrich in ihrem Tagebuch *Schauplatz Berlin* (1962) veranschaulicht:

> Manchmal wenn man durch die Straßen geht, glaubt man den Jammer kaum ansehen zu können. Zwischen den smarten amerikanischen Uniformen tauchen zerlumpt und abgezehrt, scheu um sich blickend wie ertappte Sünder, die ersten deutschen Soldaten auf. Kriegsgefangene von irgendwoher, sie schleichen durch die Straßen. Man möchte wegblicken, wenn man sie sieht, weil man sich ihrer Scham so schämt, ihres trostlosen, jämmerlichen Aussehens. Sind das die strahlenden Sieger, die Adolf Hitler wohlausgerüstet vor Jahren in den Krieg schickte? Als wandelnde Ruinen wanken sie dahin. Beinlose, Armlose, Sieche, Kranke, Verlassene und Verlorene (Eintragung vom 30. Juli 1945, S. 208-209).

Der Konfliktstoff ist deutlich angelegt. Die Krise deutscher Männlichkeit wurde nicht nur durch den Entzug verschiedener Formen männlicher Autorität in Regierungs- und Verwaltungsfunktionen verschärft, die von der amerikanischen Militärregierung übernommen wurden, sondern weiter konturiert in der kontrastierenden Anwesenheit der 'siegreichen Soldaten'. Diese gaben ein wohlgenährtes Bild selbstbewusster Männlichkeit. Die Männlichkeit deutscher Männer hingegen befand sich in einem Netz von Belastungen und Konflikten. Doch beim Aufgreifen dieser Situation ging es dem deutschen Nachkriegsfilm vor allem um eine Restitution tradierter Verhältnisse. Demonstrieren möchte ich dies später stellvertretend für viele andere Heimkehrerfilme an einem Film von 1946: *Irgendwo in Berlin*.

Im Unterschied zur Filmproduktion Deutschlands nach dem Krieg lag die Antwort Hollywoods auf die Kriegsverletzungen und -traumata amerikanischer Männer im Erstarken weiblicher Figuren, in denen sich die Bedrohung durch ein verändertes Geschlechterverhältnis ausdrückt. Kaja Silverman registrierte in Hollywood-Filmen zwischen 1944 und 1947 weibliche Figuren, die mit ihrer erzählerischen Macht an die traditionelle männliche Stelle treten (vgl. hierzu Silverman 1992, vor allem S. 52-121). Deutsche Nachkriegsfilme hingegen bieten keinen verführerischen Glanz geheimnisvoller, gefährlicher Frauen. Wolfgang Liebeneiners *Liebe 47* (Britische Lizenz, Uraufführung am 7. März 1949), nach Motiven von Wolfgang Borcherts *Draußen vor der Tür*, erweitert zwar die dramatische Vorlage um eine weibliche Hauptfigur und deren Perspektive auf Krieg- und Nachkriegszeit. Doch Ziel des Films ist es eher, dem gebrochenen deutschen

Mann ein neues Heim zu verschaffen mit einer Frau, die im 'Wiederaufbau' des Mannes einen neuen Lebensinhalt findet. Zu Beginn des Films sind beide lebensmüde und treffen sich, selbstmordbereit, an den dunkel schwappenden Ufern der Elbe. Beckmann ist vom Krieg traumatisiert, Anna von den Männern desillusioniert. Während die Frau (Hilde Krahl in der Rolle der Anna Gehrke) an Lebensverdruss und Liebesenttäuschung verzweifelt, quält den Mann (Karl John als Heimkehrer Beckmann) der Verlust an Selbstwertgefühl und Orientierung in einer Welt, in der die 'Verpflichtungen' des Krieges sich als Schuld erweisen und in Folge das Moral- und Glaubensgefüge auseinander brechen lassen. In *Liebe 47* kommt der weiblichen Protagonistin zunächst eine abgeklärte und starke Rolle zu: Mit Zynismus und Wut reagiert sie auf die Larmoyanz Beckmanns. Rückblenden zeigen sie als handlungskräftige Person während des Krieges, in den Gegenwartsszenen der Nachkriegsmutlosigkeit sinkt sie jedoch angesichts männlicher Hilflosigkeit immer tiefer in die Rolle einer Krankenschwester und Mutter. Der zeitgenössischen Presse zufolge entsprach die depressive Atmosphäre des Films nicht mehr der Aufbruchsstimmung, die mit der Währungsreform Kraft gewonnen hatte, weshalb er insgesamt kein großer Publikumserfolg war („Überholte Filme" 1949). Doch beim männlichen Publikum war er beliebt.

Dass der deutsche Film keine *femmes fatales* hervorgebracht hat, ist auf historisch bedingte, sozialpsychologische Dispositionen rückführbar. Mütterlichkeitsideale und asexualisierte Formen von Weiblichkeit als nationalsozialistisches Ideal finden nicht nur Verkörperungen in den infantilen, jungfräulichen oder biederen Stars des Dritten Reiches, sondern eine Verlängerung in den unglamourösen weiblichen Figuren des deutschen Nachkriegsfilms. Dagegen tauchen vermehrt Kinder und männliche Jugendliche als Hauptfiguren auf. Einerseits reflektiert sich darin durchaus eine demographische Realität, andererseits, und das scheint der gewichtigere Grund zu sein, bieten diese Figuren scheinbar einen Ausweg aus dem Dilemma einer repräsentationsunwürdig gewordenen deutschen Männlichkeit. Bettina Greffrath erklärt die Dominanz dieser Figuren im deutschen Nachkriegsfilm damit, dass sich das Erzählen der Geschichten Jugendlicher besonders gut eigne, um neuralgische, belastende und gefährdende Momente des privaten und öffentlichen Alltags in ihren Auswirkungen auf die Menschen zu beklagen. „Da Kindern und Jugendlichen sowohl höhere Verletzlichkeit als auch eine geringere Verantwortlichkeit zugeschrieben wird, erscheinen ihre moralischen Verfehlungen immer als die Handlungen unschuldiger, bedauernswerter Opfer" (Greffrath 1995, S. 215). In der Tat – ein genauerer Blick auf die kleinen Jungen oder männlichen Jugendlichen in vielen deutschen Nachkriegsfilmen

suggeriert, dass es in einem Akt der Verschiebung und Projektion um die verletzte Seele der geschlagenen deutschen Männer geht[8]: Im Bild des kleinen Jungen findet die Niederlage und ihre Verdrängung in dem Wunsch, sich in 'unschuldige' Zeiten zurückzustehlen, eine Repräsentanz, die auch als Ausdruck für die regressive Verfasstheit der (männlichen) Nachkriegspsyche zu sehen ist (vgl. Mitscherlich & Mitscherlich 1977, S. 40). Das Gegenüber des kleinen Jungen bildet fast immer die Figur des Heimkehrers. Bis 1949 kam sie in zwei Dritteln aller deutschen Nachkriegsfilme vor (Greffrath 1995, S. 197).

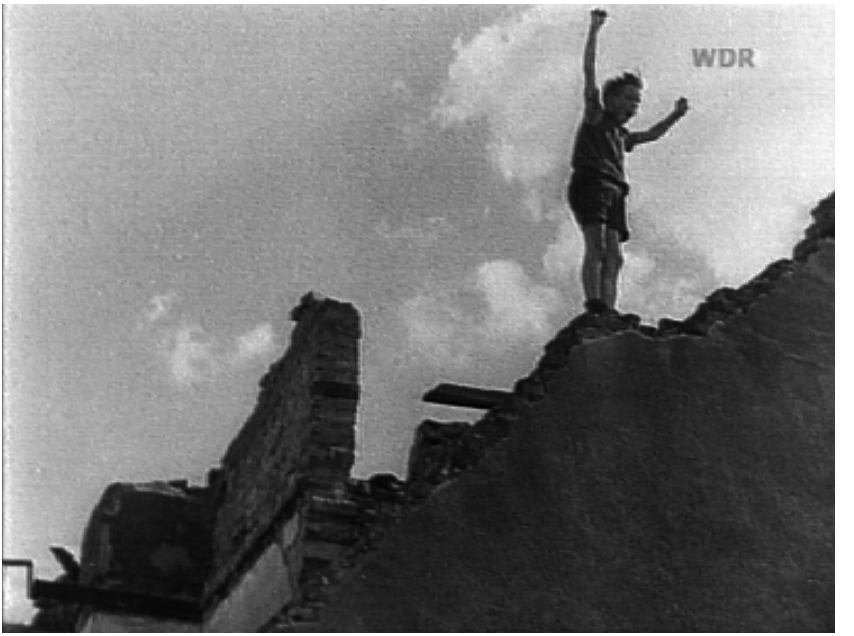
3 Verlust und Bewahrung deutscher Männlichkeit in *Irgendwo in Berlin* (Gerhard Lamprecht, D 1946)

Gerhard Lamprechts *Irgendwo in Berlin* (1946) illustriert anschaulich wie das Motiv krisenhafter Männlichkeit ästhetischen Umschlag in stilistischen Formen findet, die miteinander in Konflikt geraten. Das Schwanken des Films zwischen dokumentarischem Anliegen und Melodrama reflektiert seinen Zwiespalt zwischen registrierender Beobachtung und narrativer 'Wiedergutmachung'. Seine Sehnsucht nach Heilung der Beschädigungen führt zu einer reaktionären Sentimentalität, die mit dem Realismus mancher seiner Bilder kollidiert. Im Mittelpunkt des Films steht neben dem Heimkehrer eine Jungenclique, um die sich satellitenartig erwachsene Männerfiguren gruppieren.

3.1 Die Jungen

Gustav wartet auf die Rückkehr seines Vaters (Harry Hindemith als Paul Iller) aus der Kriegsgefangenschaft, sein Freund Willi lebt als Waise bei einem Ziehvater (Paul Bildt als Herr Birke), der in Schwarzmarktaktivitäten verwickelt ist. In ihren Spielen reproduzieren diese vaterlosen Söhne den Krieg, den ihre Väter gerade verloren haben. Ein schmieriger, unsympathischer Ganove auf der Flucht (Walter Bluhm als Waldemar Hunke) versinnbildlicht ein korruptes Nachkriegsdeutschland, Egoismus und verkommenen Individualismus, der auf Kosten anderer nur ans Überleben und ans Geschäft denkt. Dagegen ist der hilfreiche, platonische Freund von Gustavs Mutter ein milder, ruhiger Mann (Fritz Rasp als Onkel Kalle) und der alte Kunstmaler (Hans Leibelt als Herr Eckmann) eine liebe, väterliche

8 Ganz besonders eindringlich in der deutsch-italienischen Co-Produktion von Roberto Rosselini *Germania Anno Zero* von 1948, der in Deutschland bezeichnenderweise erst 1952 in die Kinos kam.


WDR

Figur. Diese beiden bilden eindeutige Gegenmodelle zu einem soldatischen und nazistischen Männlichkeitsideal. Beide werden aber auch in ihrer asexuellen Häuslichkeit und ohnmächtigen Fürsorglichkeit 'entmännlicht'. Zu diesen zwei 'impotenten' Männern kommen zwei Versehrte hinzu: ein traumatisierter 'verrückter' Soldat, und der Kriegsheimkehrer, Gustavs Vater. Mutlos, abgezehrt, lumpig schleicht er schwach und resigniert durch die Trümmer der Stadt. „Mit deinem Vater kannste keinen Staat machen, so'n dreckiger Jammerlappen!" lautet das Urteil der Jungenclique. Der Film tritt zum Gegenbeweis an.

Doch zunächst macht Gustavs Freund, der kleine blonde Willi, Staat: In seiner Erscheinung eine physische Reminiszenz an Idealbilder der Hitler-Jugend schwingt er sich zu einer 'Heldentat' auf, beweist sich in einem waghalsigen Akt, als er eine hohe Brandmauer erklimmt. Inmitten 'verweichlichter' Männlichkeit demonstriert er stolz Entschlusskraft und Handlungsbereitschaft – in einem völlig unsinnigen Zusammenhang und für ein fragwürdiges Ziel. Die angstfreie Risikobereitschaft, der Eroberungswille führen zum Sturz und in den Tod. So schafft sich der Film mit dem blonden kleinen Willi und seinem Drang, hoch hinaus zu wollen, eine kindliche Metapher für die maßlose Selbstüberschätzung des deutschen Volkes während des Nationalsozialismus und erklärt es gleichzeitig für 'unschuldig'. Nach dieser 'Opferung' des Jungen finden die anderen Protagonisten des Films eine Art Erlösung. Betriebsame Szenen vom Wiederaufbau bestimmen den Fortgang, in denen der Kriegsheimkehrer plötzlich eine führende Rolle spielt. Somit dient der Abschied vom elternlosen kleinen Willi, der falschen Ideen nachgab, der Reinstallierung männlicher Subjektivität und Identität: Der kleine 'Heldentod' löst den Vater Gustavs aus seiner Bewegungs- und Hoffnungslosigkeit, seiner resignierten Passivität. Mit einem Heer von kleinen Jungen macht er sich an die Reparatur von Ruinen. Sein 'Siegeszug' auf einem Trümmerberg leitet den Film zu einem optimistischen Ende aus. Der bis dahin gebeugte Mann strahlt und richtet sich stolz auf.[9]

9 Zum einen blendet dieses Schlussbild die Trümmeraufräumarbeit als eine vorwiegend von Frauen geleistete Arbeit aus; zum anderen bindet diese Szene einer in eifriger Tätigkeit organisierten Jugendgruppe zurück an organisierte Formen von Männlichkeit im Rahmen der Hitlerjugend. Die exklusive Männlichkeit in diesem emphatischen Bild vom Wiederaufbau erhofft sich so auch ein Aufgehobensein von Männlichkeit in traditionellen 'deutschen' Formen.

3.2 Heimkehrer – Der Vater

Herr Iller kommt zunächst als Fremder und angesichts der Zerstörung als 'Versager' zurück. Seine Blicke streifen in müder Verwunderung über die Ruinenfelder. Kontrastiert wird seine tiefe Ermattung und Niedergeschlagenheit von einer Jungengruppe, die mit Feuerwerkskörpern begeistert Krieg spielt und stolz 'alles in die Luft gehen lässt'. Ohne ihn als Vater zu erkennen, nimmt sein Sohn den stummen Erschöpften mit nach Hause. Dort schläft der zurückgekehrte Gatte mit hängenden Armen und Kopf auf einem Stuhl im ehelichen Schlafzimmer ein. Der Raum wird so zum symbolischen Ort seiner endgültigen 'Niederlage'. Der Frau bleibt das Mitleid und die Fürsorge. Das Bild, wie er mit hängendem Kopf auf dem Stuhl sitzt, sie vor ihm kniet und ihm die lumpigen Schuhe von den Füßen zieht, um sie dann zärtlich in den Händen zu halten, bildet eine Metaphorik, die an christliche Ikonografie anknüpft und deutlich sein 'Opfer' sowie ihre Opferbereitschaft evoziert.

Die Schwelle zum Wohnzimmer, in dem die Familie versammelt ist und auf sein 'Erwachen' wartet, gerät zu einer regelrechten Grenze. Herr Iller braucht all seinen Mut, um sie zu überschreiten. Er richtet sich auf und atmet ein, als ginge es darum, in ein Gefecht zu gehen und einen Kampf zu bestehen. Kostüm und Schauspiel verdeutlichen, dass weder militärische noch zivile Kleidung in einer Weise getragen werden können, die dem Träger Identität und Bedeutung, einen Platz in der Gesellschaft geben. Der Kriegsheimkehrer ist beiden Welten fremd. Das vermittelt Hindemith durch das Fehlen von Gesten als Ausdruck seiner Bezugslosigkeit. Hindemiths Körper ist ein 'unbewegter' Körper, von dem die Kleider nicht getragen werden, sondern an dem sie herunterhängen. Dass die Uniform zu klein und zerfetzt war, nimmt er ebenso wenig zur Kenntnis wie die Tatsache, dass ihm seine Zivilkleidung viel zu groß geworden ist. Er passt nirgendwo mehr hinein.

Die emotionale Nachkriegsverfasstheit der Männer wird in einer Dialogstelle des Films entfaltet, wenn Herr Iller einem Freund gesteht:

> Den ganzen Tag ist mir nicht aus dem Kopf gegangen, was du mir über den Jungen gesagt hast: Ich darf ihn nicht im Stich lassen. Du hast ja Recht, aber das wär' alles viel einfacher, wenn man nicht mit sich selber so viel zu tun hätte. Die ganzen Jahre draußen, immer im Dreck, dann die Gefangenschaft – man hält das ja nur aus, wenn man immer an zu Hause denkt. Da ist die Frau, der Junge, die Garagen, alles hab' ich vor mir gesehen, so wie es aussah, als ich weg musste. Und dann kommt man zurück, und alles, was man sich so mühsam geschaffen hat, ist zerstört. Ist einfach nicht mehr da. Weißt du, das haut einen doch mächtig zusammen. [...] Ich weiß ja gar nicht mehr, wie das ist, ein Mensch zu sein.

WDR

WDR

So sind es nicht etwa die Erfahrungen des Krieges, sondern der Verlust etablierter Verhältnisse die männliche Subjekthaftigkeit und Identität in Frage stellen.

3.3 Heimkehrer – Ein Soldat

Dramatischer als die Entfremdung des heimkehrenden Vaters fällt die Erstarrung eines traumatisierten Soldaten aus, die eine weitere Figur krisenhafter Männlichkeit darstellt. Kriegserinnerungen haben den Soldat in Katatonie verfallen lassen. Doch für den Film stellt die Visualisierung seiner Alpträume die einzige 'lebhafte' und 'bewegte' Referenz an den eben zu Ende gegangenen Krieg dar. An die Figur des kranken Soldaten gebunden, erfahren die Kriegserinnerungen eine Diskreditierung, die sie ins Reich des Gestörten, Krankhaften verweisen. Die traumatisierenden Kriegserfahrungen der männlichen Bevölkerung werden als Alptraum in den Film aufgenommen, nicht als alltägliche Erfahrung integriert. Gleichzeitig kontrastiert das Lebendige und Bewegte der Erinnerungen mit der körperlichen Starre des Soldaten. Seine Lebensenergie hat er im Krieg gelassen – um zum Leben zurückzukehren, muss er sich in die Vergangenheit begeben. Diese schneidet ihn von der Gegenwart ab, in der er sich nicht mehr 'bewegen' kann.

Für die Mutter des Soldaten, deren Gatte „gleich 14 in Flandern" gefallen ist, bildet der Sohn die unmittelbare Ersetzung jenes Soldaten des Ersten Weltkrieges. Sein Festhalten am Militärischen bildet die Weigerung, die eine Erfahrungswelt gegen die andere, in der der Krieg keine Rolle mehr spielen soll, auszutauschen. Während die Mutter über seine Krankheit spricht, umkreist der Film einen Stahlhelm, der groß auf dem Wohnzimmertisch liegt. Zu dräuender und schleppender Musik zieht sich die Kamera langsam von dem Motiv zurück und lässt im Hintergrund das Sofa sehen, auf dem der Kopf des Soldaten in Uniform auf einem schwarzen Samtkissen ruht. Über dem Bett hängt das Bild des gefallenen Vaters. Über die Züge des sich nun unruhig hin und her bewegenden Mannes laufen in Überblendungen Kriegserinnerungen: Silhouetten von rennenden Soldaten, Granatexplosionen, Geschützfeuer und dräuende Wolkenformationen bilden sich auf seinem schlafenden Gesicht ab. Als Häuser in sich zusammenbrechen, wacht der Alptraumgeplagte mit einem Seufzer auf. Mit militärischen Drillbewegungen geht er auf den Tisch zu, setzt den Helm auf und 'marschiert' zum Balkonfenster. Dort sieht er: einen Kameraden, den Kriegsheimkehrer Iller, der sich langsam durch die menschenleere Ödnis bewegt, und mit fragenden und traurigen Blicken seine zerstörte Umgebung registriert. Mutlos sitzt er auf einem Stein, als sein Sohn Gustav sich ihm unerkannt nähert und mitleidsvoll sagt: „Mutter hat mir verboten, ich darf keinen Fremden mehr mitbringen." Der

WDR

WDR

letzte 'Fremde' war ein Dieb gewesen. Für den Sohn ist der Vater nur ein weiterer 'Fremder', und die Karriere seines Vorgängers symbolisiert die Unsicherheit, die die zurückgekehrten Männer auslösen: An der Metaphorik des Diebes gemessen haben sie eine kriminelle Vergangenheit.

3.4 Der Junge und der Soldat

Ein kleiner blonder Junge – Reminiszenz an Idealbilder der Hitler-Jugend – klettert im Spiel verbissen eine hohe freistehende Brandmauer hinauf. Nach seinem Sturz wird der Soldat am Bett dieses 'Gefallenen' wachen. Im Jungen, der einem falschen Heldenideal nachhängt, hat er einen gleichgesinnten Kameraden gefunden. Der Soldat hat sich in aufrechter Haltung so am Bettrand niedergelassen, dass die Ärmel seines Jacketts die Flügelform eines Grabengels bilden. Die ganze Jungenclique kommt Willi besuchen, steht am Fußende seines Betts, dramatische Streicher und Bläsermusik setzt ein. Die Beleuchtung wirft starke Schatten an die Wand, über dem Kopf des Jungen erscheint ein (Fenster-) Kreuz. Der Junge hat seine Hand in der des Soldaten. Mit versteinerter Miene skandiert dieser: „Soldaten sterben. Soldaten sterben", woraufhin Gustav, sein Freund, heulend einwirft: „Er ist doch gar kein Soldat, er ist doch bloß ein kleiner

Junge!" In friedlicher Ruhe sehen wir das Gesicht Willis, ganz hell und makellos, ruhig und glatt wie eine Maske. Langsam verschwinden die Umrisse seines Profils in einem Lichtbogen, der sich um sein Haupt legt und auf ihn absenkt, bis er selbst im Dunkel verschwindet. Diese Dramaturgie erinnert an die 'grandiose' Lichtarchitektur der Nationalsozialisten, mit der sie nicht nur Parteiauftritten heroischen Glanz verliehen und ein Gefühl des Starken, Erhabenen erweckten (vgl. Behrenbeck 1996, S. 381-389). Diese Stilisierung des Todes verrät die Trauer als falsche.

4 Restitution deutscher Männlichkeit im Kult des gefallenen Soldaten

Der Sturz, die Krankheit und der Tod Willis haben eine wichtige Stellung im Film. Obwohl es auf der dramaturgischen Ebene so aussieht, als würde mit Willis Tod und 'Bestattung' symbolisch Abschied genommen von einem 'alten' Heldenideal und dadurch der Weg frei für 'neue Taten', bindet die ästhetische Inszenierung an ein noch älteres Heldenideal an und trägt so zur Rehabilitierung des Soldatischen und Militärischen bei, das sie auf der manifesten Ebene zu verabschieden scheint. Die Inszenierung des Todes- und Abschiedsrituals erinnert ikonografisch an den vor allem nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen und gepflegten Mythos vom gefallenen Soldaten. In seiner Untersuchung zum „Kult des gefallenen Soldaten" erarbeitete George L. Mosse die politischen Grundlagen und Implikationen von Symbolbildungen um diese Figur, die sich von der Bedeutungslosigkeit in Massengräbern des 17. und 18. Jahrhunderts zum Mythos entwickelte, der nationalstaatlich patriotische Ideologien und Empfindungen an sich bindet. Erst nach dem Ersten Weltkrieg entstanden Kriegsdenkmäler, die nicht mehr nur die Namen von Gefallenen auf Obelisken oder Altären verewigten, sondern – in einem Prozess der 'Demokratisierung' – die konkrete Figur eines toten Soldaten zum steinernen Denkmal und Symbol junger Männlichkeit im Dienste der Nation erhoben (Mosse 1990, S. 48). Trotz der konkreten Kriegserfahrungen, die verheerende Versehrungen hinterließen, erhielt sich mit 'der Kameradschaft' auch ein Kult von Männlichkeit, der vom rechten Spektrum der politischen Parteien gepflegt wurde und in den Naziritualen seine Apotheose fand. Auf längere Sicht entsteht durch diese Aneignung des Mythos von der gemeinschaftlichen Kriegserfahrung durch die Nationalsozialisten eine Kontinuität, die den gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs mit dem Nazi-Märtyrer identisch werden lässt (vgl. ebd., S. 182-183). Der 'neue Mann' für die neue Nation und das neue Deutschland sollte aus dem Geist der Soldaten des

Ersten Weltkriegs geboren werden. Das Bild eines soldatischen Ideals erhält sich dabei nicht nur diskursiv propagandistisch und in der Aufrechterhaltung bestimmter Mythen, sondern auch visuell ikonografisch. Eine Traditionslinie, die von den Befreiungskriegen bis zum Zweiten Weltkrieg führt, und Krieg an Männlichkeit und Männlichkeit an die Nation bindet, findet mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine Unterbrechung: Nach der militärischen Niederlage und ungeheuren Schuld, die Deutschland auf sich geladen hatte, erfährt das Ideal, das die prominenten Männerbünde kultiviert hatten, seine Kapitulation. Nicht nur geben die zurückkehrenden Männer ein „Bild des Jammers" ab, die durch Männlichkeit aufrechtzuerhaltende moralische Ordnung einer Gesellschaft hatte den größten Ruin aller Zeiten erlebt – und mit ihr, wie eine Frau notierte, den „Bankrott des männlichen Geschlechts" (Anonyma 1959). Trotz der damaligen Niederlage war es Deutschland auch mittels des Mythos vom Kriegserlebnis nach dem Ersten Weltkrieg gelungen, diesen Krieg als Ausdruck männlicher Ideale, moralischer Werte und nationaler Anstrengungen in der Erinnerung als 'heilig' weiterleben zu lassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg und seinen Ausschreitungen war es zunächst in keiner Form mehr möglich, soldatische Anstrengungen in derselben Weise zu retten. Die Niederlage stellte nicht nur die Kapitulation eines Regimes dar, unter dem Deutschland in den Krieg gezogen war, sondern die vollständige Diskreditierung aller Kräfte und Ideen, die zu diesem Krieg beigetragen hatten, inklusive seines Männlichkeitsideals. Infolgedessen änderte sich auch der Kult um den gefallenen Soldaten. An die Stelle eines heroischen Ideals – der junge Mann als Erneuerer der Nation – tritt der gefallene Soldat als Opfer (vgl. Mosse 1990, S. 213).

5 Ein filmisches Denkmal

Das nun im öffentlichen Denkmal Tabuisierte findet in einem Film wie *Irgendwo in Berlin* eine andere Form von Öffentlichkeit. In seiner Aktualisierung einer Ikonografie, die an die Tradition des Kults um den gefallenen Soldaten anknüpft, scheint sich der Ausdruck einer Sehnsucht nach vergangenen Idealen zu erhalten. Im Abschied vom Jungen als 'Gefallenem' bildet der Film eine Metaphorik aus, die Rettung und Heilung in der Erinnerung an, aber auch Läuterung von einem alten Ideal findet. Denn trotz Opferung lebt im Bild vom gestürzten 'Nazi-Jungen' die Idee von einem der Nation dienenden Tod des Ersten Weltkriegssoldaten weiter. In Anlehnung an ein Ideal, das gleichzeitig abgesondert wird, entsteht ein neuer Gemeinschaftsgeist; der Wiederaufbau (deutscher Männlichkeit) findet unter/in seinem Bild statt. Der kleine Willi und der Soldat mögen vaterlose Söhne sein, über

ihnen wacht jedoch ein soldatisches Bild, das väterliche Funktionen einnimmt. Vor dem Hintergrund eines Verbots durch die Alliierten, Kriegsdenkmäler zu errichten, errichtet der Film sein eigenes. Mit dem Sturz und Tod des kleinen blonden Willi wird einerseits, manifestiert in seiner 'heroischen' Handlung und seinem 'arischen' Äußeren, ein nationalsozialistisches Ideal begraben, andererseits bindet die Inszenierung ästhetisch an den Kult des gefallenen Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg an – der für die nationale Idee starb. So können der Tod des kleinen Jungen und seine Inszenierung als filmisches Symbol für die nationale Idee durch Wiedergeburt gelten. Aus dem (buchstäblich) Gefallenen erneuert sich die geschwächte deutsche Männlichkeit zu neuen Taten. Damit bekommt die Opferung des Jungen, der in gewissem Sinne mit seinem Sturz auch für die Anmaßung des deutschen Volkes, 'zu hoch hinaus' zu wollen, büßt, eine neue, andere Qualität: Sie steht weniger als Sühne für vergangene Schuld, sondern verheißt in der Evozierung eines traditionsreichen (militaristischen) Männlichkeitsideals eine neue, handlungsorientierte Zukunft, in der Frauen (wieder) keine Rolle spielen, heimkehrende Männer aber einen Weg aus der Krise finden.

Literatur

Anonyma (1959): Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen. Genf/Frankfurt.

Behrenbeck, Sabine (1996): Der Kult um die toten Helden. Vierow bei Greifswald.

Berger, Maurice; Wallis, Brian; Watson, Simon (Hg.) (1995): Constructing Masculinity. New York/London.

Beynon, John (2002): Masculinities and Culture. Buckingham/Philadelphia.

Bingham, Dennis (1994): Acting Male. Masculinities in the Films of James Stewart, Jack Nicholson, and Clint Eastwood. New Brunswick.

Camera Obscura. No. 17 (1988): Male Trouble.

Edwards, Tim (2006): Cultures of Masculinity. New York/London.

Frauen und Film, Heft 40 (1986): Männer, die ins Auge gehen. Frankfurt a.M.

Frevert, Ute (1990): Frauen auf dem Weg zur Gleichberechtigung – Hindernisse, Umleitungen, Einbahnstraßen. In: Broszat, Martin (Hg.): Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. München, S. 246-247.

Friedrich, Ruth Andreas (1962): Schauplatz Berlin. München.

Greffrath, Bettina (1995): Gesellschaftsbilder in der Nachkriegszeit. Deutsche Spielfilme 1945-1949. Pfaffenweiler.

Hißnauer, Christian; Klein, Thomas (Hg.) (2002): Männer – Machos – Memmen. Männlichkeit im Film. Mainz.

Horst, Sabine; Kleist, Constanze (Hg.) (2002): Göttliche Kerle. Männer, Sex, Kino. Berlin.

Kirkham, Pat; Thumim, Janet (Hg.) (1993): You, Tarzan. Masculinity, Movies and Men. London.

Lehmann, Peter (1992): Running Scared. Masculinity and the Representation of the Male Body. Philadelphia.

Lehman, Peter (2001): Masculinity. Bodies, Movies, Culture. New York/London.

Mädler, Katrin (2008): Broken Men. Marburg.

Martschukat, Jürgen (2008): Geschichte der Männlichkeiten. Frankfurt a.M.

Meyer, Sybille; Schulze, Eva (1984): Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. München.

–; – (1985): Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit. München.

Mitscherlich, Alexander; Mitscherlich, Margarete (1977): Die Unfähigkeit zu trauern. München/Zürich.

Mosse, George L. (1990): Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars. New York/Oxford.

Silverman, Kaja (1992): Male Subjectivity at the Margins. New York/London.

„Überholte Filme", in: Wirtschaftszeitung, Stuttgart, 16.7.1949, Ausschnittsammlung Deutsches Institut für Filmkunde, Frankfurt a.M.

Michael Meuser / Sylka Scholz

Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit?

1 Einleitung

Wenn sich die Medien mit den „gender troubles" der gegenwärtigen Gesellschaft befassen, dann tun sie das seit Ende des 20. Jahrhunderts vermehrt mit Blick auf die männliche Seite des Geschlechterverhältnisses. In der einschlägigen Berichterstattung hat die Rede von einer Krise des Mannes eine starke Verbreitung. Mit dieser Metapher werden in durchaus dramatisierender Absicht all die Veränderungen zu fassen versucht, die dazu beitragen, dass die vormals weitgehend gefestigte gesellschaftliche Dominanz des männlichen Geschlechts wenn auch nicht verschwunden ist, so doch zu bröckeln begonnen und auf jeden Fall die Evidenz des Selbstverständlichen verloren hat. Der Krisendiskurs bezieht sich auf so unterschiedliche, wenngleich nicht voneinander unabhängige Phänomene wie das Aufbrechen homosozialer Männerwelten im Berufssystem, die Prekarisierung männlicher Erwerbsbiographien, die wachsenden Bildungsrückstände der Jungen gegenüber den Mädchen, die veränderten Ansprüche an die Gestaltung der Vaterrolle, den schlechteren gesundheitlichen Status der Männer im Vergleich mit den Frauen. Die Krisenmetapher steht aber auch für Schwierigkeiten bei der Suche nach einer passenden Semantik männlicher Selbstreflexion über den eigenen geschlechtlichen Status angesichts der erwähnten Veränderungen: „dass man nicht mehr weiß, was Männlichkeit ausmacht und worin sie sich zeigt" (Casale & Forster 2006, S. 189).

Die Diskussion über die Krise des Mannes wird vor allem publizistisch und populärwissenschaftlich geführt. Nicht selten wird der Erfolg der Frauenbewegung als Auslöser der Krise namhaft gemacht. Die Männer leiden, folgt man dieser Deutung, „unter der Diktatur des Feminats", sie seien „nur mehr da, um herumkommandiert zu werden".[1] Walter Hollstein (2008, S. 11) verweist auf „verheerende" Folgen des Feminismus für das männliche Geschlecht und antwortet in der NZZ auf die Frage, ob der Mann wirklich in der Krise sei: „Männer, die das Gegenteil

1 Spiegel online, 5.10.2009 [http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,druck-653187,00.html; Zugriff: 31.3.2010].

behaupten, lügen." Für die Krise gäbe es „objektive Indikatoren": die wachsende Arbeitslosigkeit von Männern, der Bedeutungsverlust klassischer industriegesellschaftlicher Männerberufe, der Bedeutungsgewinn des Dienstleistungssektors, des Weiteren der Umstand, dass Männer „gigantische volkswirtschaftliche Kosten durch Gewalttaten und selbstverschuldete Krankheiten" verursachen.[2]

Das Eigentümliche des publizistischen und populärwissenschaftlichen Krisendiskurses besteht darin, dass er sich auf jegliches Phänomen beziehen lässt, das auf eine Benachteiligung oder Schlechterstellung des Mannes gegenüber der Frau hindeutet. Angenommen, der behauptete Zusammenhang zwischen männlicher Gewalt sowie männlichem Gesundheitsverhalten einerseits und volkswirtschaftlichen Kosten andererseits ließe sich bestätigen, so sind hier jedoch keine Phänomene angesprochen, die sich erst im Zuge eines gesellschaftlichen Wandels der letzten Jahrzehnte eingestellt haben. Die Rede von einer Krise des Mannes macht allenfalls Sinn mit Blick auf im Zuge sozialen Wandels veränderte männliche Lebenslagen. In diesem Kontext lässt sich die Krisenmetapher soziologisch in die Frage wenden, inwieweit gegenwärtige männliche Lebenslagen noch den gesellschaftlichen Bedingungen entsprechen, unter denen hegemoniale Männlichkeit als eine Konfiguration vergeschlechtlichter Praktiken historisch entstanden ist. Die Rede von der Krise der Männlichkeit dient uns als Anlass, nach der Tragfähigkeit des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit unter den Bedingungen veränderter Geschlechterverhältnisse zu fragen. Wird die Frage nach dem Vorliegen der Anwendungsbedingungen für das Konzept hegemonialer Männlichkeit aufgenommen, müssen komplexe ineinander verwobene Veränderungen in verschiedenen sozialen Feldern in den Blick genommen werden. Nicht nur die in den Medien überwiegend fokussierte Emanzipation der Frau oder der mit dieser Chiffre bezeichnete Wandel der Geschlechterverhältnisse rechnet hierzu; mindestens gleichermaßen bedeutsam ist der Wandel der Strukturen der Erwerbsarbeit.

Die Grundlagen tradierter Männlichkeitskonstruktionen werden brüchig. Allerdings mögen wir uns nicht der populären Redeweise von einer Krise des Mannes oder der Männlichkeit anschließen. Jedoch ist zu konstatieren, dass auch in der Männlichkeitsforschung die Rede von einer Männlichkeitskrise weit verbreitet ist (vgl. Martschukat & Stieglitz 2005; Erhart 2005; Gesterkamp 2010). Der nicht korrekt übersetzte deutsche Titel von Connells *Masculinities* (1995), *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*, kann selbst als Ausdruck dieses Krisendiskurses angesehen werden und dürfte gleichzeitig nicht unwesentlich zu seiner Fortschreibung beigetragen

2 NZZ Folio 8/05 [http://walter-hollstein.ch/nzz_0805.html; Zugriff: 31.3.2010].

haben. Im Folgenden systematisieren wir, in welchen Bezügen und mit welchen inhaltlichen Konnotationen in der Männlichkeitsforschung das Konzept der Krise benutzt wird (vgl. auch Scholz & Willms 2008; Meuser 2010), um unsere eigene Argumentation zu stärken, dass es sich weniger um eine Krise als um einen Strukturwandel von hegemonialer Männlichkeit handelt.

Wenn von einer 'Krise der Männlichkeit' die Rede ist, kann damit ein Interdependenzverhältnis zwischen Transformationen in einer Gesellschaft und dem Wandel von (Geschlechter-)Konstrukten gemeint sein. Dass eine Wechselwirkung zwischen konkreten politisch-historischen Ereignissen und den in einer Gesellschaft herrschenden Konstrukten besteht, ist leicht nachvollziehbar; wie sich das Verhältnis zwischen beiden Seiten jedoch genau vorstellen lässt, ist bisher eine unbeantwortete Frage (vgl. Martschukat & Stieglitz 2005). In älteren Forschungen wurde davon ausgegangen, dass von außen kommende Veränderungen auf politischer, ökonomischer, sozialer oder kultureller Ebene oder auch Bedrohungen von außen 'Krisen' in der Geschlechterordnung im Allgemeinen und der Männlichkeit im Besonderen auslösen. Dabei blieb jedoch ungeklärt, wie „ein solches Zusammenspiel eines angeblichen *Äußeren* und eines angeblichen *Inneren* genau zu konzeptionalisieren wäre" (ebd., S. 85, Herv. im Orig.) – wenn dem so ist. So zeigen Martschukat und Stieglitz, dass auch die umgekehrte Richtung möglich ist, nämlich, dass spezifische Geschlechterkonzepte Ereignisse wie z. B. Kriege bedingen können (ebd., S. 88). Walter Erhart (2005, S. 174) verwirft die Trennung in Außen und Innen und die populärwissenschaftliche Vorstellung einer die Krise auslösenden, von außen kommenden Bedrohung männlicher Macht noch konsequenter, stattdessen spricht er davon, dass Krisen dem Männlichkeitskonstrukt inhärent sind (vgl. auch Tholen 2008).

Dieser Idee liegt jedoch ein anderer Krisenbegriff zu Grunde. Der Literaturwissenschaftler Walter Erhart (2005) und ebenso Toni Tholen (s.a. Beitrag in diesem Band) gehen davon aus, dass die individuelle Konstruktion von Männlichkeit mit Rekurs auf die Krise erfolgt und die „sogenannte Krise ein implizites Konzept der Männlichkeit selbst ist, ein Narratem" (Erhart 2005, S. 222). Demnach ist die Krise ein Moment der narrativen Struktur von subjektiven Identitätskonstruktionen, sie bedroht weder die Männlichkeit noch dezimiert sie sie, stattdessen ist sie „Teil ihrer Konstitution und sogar implizite Voraussetzung jeder 'normalen' oder erfolgreich verlaufenden männlichen Geschichte" (ebd.). Männlichkeit ist in diesem Sinne eher ein andauernder Test, „a constant demand to prove to oneself and to convince other men of one's adequacy" (Gilbert 2005, S. 19). Erhart und Tholen argumentieren auf der Ebene der individuellen Konstruktion von Männlichkeit und ihr Hinweis auf die inhärente narrative Strukturlogik ist

sehr anregend. Anders als bei Erhart und Tholen bezieht sich die Verwendung des Krisenbegriffs in der Männlichkeitsforschung meist unreflektiert auf die subjektive Dimension, jedoch geschieht dies, wie die obigen Beispiele zeigen, mit dem Impetus, Aussagen über die gesellschaftliche Dimension zu treffen. Ohne Zweifel können die männlichen Subjekte den sozialen Wandel auch als 'krisenhaft' in einem negativen Sinne erleben. Veränderungen auf der diskursiven Ebene können durchaus ein Vakuum produzieren, welches bei vielen männlichen Subjekten ein Gefühl der Orientierungslosigkeit und Krisenhaftigkeit hervorruft. Es findet in vielen Analysen jedoch eine zu rasche Ineinssetzung von diskursiven Veränderungen mit alltäglichen Praktiken statt, ohne dass die Alltagspraktiken selbst in den Blick genommen werden. Die im Sinne von Erhart und Tholen zu verstehende strukturell krisenförmig erfolgende individuelle Konstruktion von Männlichkeit oder, wenn man so will, die Fragilität männlicher Identitätsbildung darf nicht mit einer Krise der gesellschaftlichen Position des männlichen Geschlechts konfundiert werden. Eine krisenhaft erfahrene männliche Identität kann durchaus mit einer unangefochtenen männlichen Hegemonie einhergehen.

Von einer Krise im soziologischen Sinn ist unseres Erachtens erst dann zu sprechen, wenn den habituellen Männlichkeitspraktiken das Merkmal des Doxischen[3] abhanden kommt und damit eine Krise der männlichen Hegemonie entsteht. Unsere These ist, dass die angesprochenen Herausforderungen einen Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit zur Folge haben, nicht aber eine (umfassende) Krise. Um dies zu begründen, werden wir zunächst das Konzept der hegemonialen Männlichkeit skizzieren (so wie wir es verstehen) und dann anhand ausgewählter sozialer Felder zeigen, welche empirischen Indikatoren für einen Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit sprechen. Es sind dies die Felder der Ökonomie und der Politik.

2 Das Konzept Hegemoniale Männlichkeit

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan, Connell & Lee 1985; Connell 1987; Connell 1999; Connell & Messerschmidt 2005) wurde in den 1980er Jahren mit Bezug auf feministische und neomarxistische Theorien entwickelt. Connell versteht es nicht nur als Ausgangspunkt einer neu zu

3 Mit dem Begriff der „Doxa" bezeichnet Bourdieu die „gewohnheitsmäßige Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen" (1987, S. 668), die „Verhaftung an Ordnungsbeziehungen, die [...] als selbstverständlich und fraglos hingenommen werden" (ebd., S. 734f.).

schaffenden Soziologie der Männlichkeit, so der Titel des richtungweisenden Aufsatzes von Carrigan, Connell und Lee (1985), sondern als Teil einer Theorie der Geschlechterverhältnisse (Connell 1986). Die Quintessenz dieser ‚Männlichkeitstheorie' bildet der von Gramsci entlehnte Begriff der Hegemonie. Hegemonie ist eine spezifische Herrschaftsform, die nicht auf Gewalt und Zwang beruht, sondern auf einem impliziten Einverständnis der Untergeordneten mit ihrer sozialen Lage. Diese Bejahung wird kulturell erzeugt – über allgemein geteilte Normen, Werte und Deutungsmuster. „In der symbolischen und institutionellen Verknüpfung von Männlichkeit und Autorität liegt die gesellschaftliche Dominanz des männlichen Geschlechts begründet" (Meuser 2006a, S. 162). Das Verhältnis zu Weiblichkeit ist also durch Dominanz und Unterordnung bestimmt, es konstituiert die „wichtigste Achse der Macht" (Connell 1999, S. 94).

Durch die Konzentration sozialer Macht in den Händen von Männern und der damit verbundenen Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses ist Weiblichkeit per se untergeordnet und kann keinen hegemonialen Status erlangen. Dies gilt für Connell auch in Relationen, in denen Frauen einen machtvollen Status haben, wie etwa im Mutter-Tochter-Verhältnis oder im Verhältnis von weißen Mittelschichtfrauen zu farbigen Männern. Insofern spricht Connell von einer „betonten Weiblichkeit" („emphasized femininity"; Connell 1987, S. 183). Sie ist bestimmt durch das Einverständnis der Frauen mit ihrer Unterordnung und ihrer Orientierung an den Interessen und Wünschen von Männern[4]. Des Weiteren geht Connell von unterschiedlichen Versionen dieser betonten Weiblichkeit aus, die durch Widerstand gegen, Verweigerung im Sinne von Nicht-Mitmachen oder Arrangement mit den bestehenden Verhältnissen gekennzeichnet sind (ebd.).

Die Beziehungen zwischen Männern sind ein weiteres Konstitutionsmerkmal von Männlichkeit und die Nebenachse männlicher Macht. In einer Gesellschaft konkurrieren verschiedene Konstruktionen von Männlichkeit, die wiederum in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Nur eine, jeweils historisch konkrete Männlichkeit ist hegemonial, alle anderen Formen von Männlichkeit stehen in spezifischen Relationen zu ihr. Diese Beziehungen können durch „Hegemonie, Dominanz /Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits" (Connell 1999, S. 102) bestimmt

4 Wie die Studie von Tomke Böhnisch 1999 über die Ehefrauen von Männern der wirtschaftlichen Elite zeigt, kann dies eine durchaus selbstbewusste 'Unterordnung' sein, basierend auf dem Wissen darum, in welch hohem Maße der berufliche Erfolg des Mannes von der eigenen unterstützenden Arbeit, nicht zuletzt bei der Wahrnehmung gesellschaftlicher Repräsentationspflichten, abhängig ist.

sein. Connell spricht in diesem Zusammenhang auch von unterschiedlichen Formen von Männlichkeit: komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeit. Männlichkeit wird jedoch nicht als eine Charaktereigenschaft von Personen konzipiert, sie wird in den sozialen Praxen mittels Interaktionen zwischen Männern, aber auch zwischen Männern und Frauen erzeugt. Sie ist also eine Handlungspraxis. Die hegemoniale Männlichkeit fungiert in diesem Prozess als übergreifendes kulturelles Orientierungsmuster.

Im Ganzen erfolgt die soziale Konstruktion von Männlichkeit mithin in einer doppelten Dominanz- und Abgrenzungslogik: gegenüber Weiblichkeit(en) und gegenüber Männlichkeit(en). Hierarchie und Dominanz reproduzieren sich im Modus der Hegemonie, durch eine gemeinsam geteilte Kultur, die jedoch immer wieder neu ausgehandelt werden muss und sich in sozialen Kämpfen transformieren kann. Laclau und Mouffe (2006, S. 184) betonen in ihrer Auseinandersetzung mit dem von Gramsci entwickelten Begriff der Hegemonie, dass „die Offenheit des Sozialen [...] die eigentliche Voraussetzung jeder hegemonialen Praxis" ist.

Diese zentralen Prämissen des Konzeptes, die insgesamt recht offen formuliert sind, haben bekanntermaßen viel Kritik evoziert. Beanstandet wird vor allem die begriffliche Unschärfe, wobei wohl davon ausgegangen werden muss, dass gerade dieser Aspekt auch zu dem enormen Erfolg des Konzeptes beigetragen hat. Es ist offen genug für jeweils eigene Ausformulierungen und Weiterentwicklungen. Wir werden an dieser Stelle nicht auf die einzelnen Kritiken eingehen (vgl. dazu Meuser & Scholz 2005; Scholz 2006a; Meuser 2010). Im vorliegenden Zusammenhang ist von Bedeutung, dass grundlegende Dimensionen vermischt werden: Zum einen soll die Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch erfasst werden; zum anderen dient das Konzept zur Untersuchung historisch konkreter hegemonialer Muster von Männlichkeit. In dieser Hinsicht ist es erneut doppelt strukturiert, denn hegemoniale Männlichkeit fungiert zum einen als kulturelle Orientierung und damit als Zielvorgabe und Norm; zugleich geht es aber auch um ihre alltägliche Rekonstruktion und Transformation in den sozialen Praxen (vgl. dazu auch Dinges 2005). Diese unterschiedlichen Analyseebenen werden von Connell nicht hinreichend unterschieden und haben zu erheblichen Unklarheiten in der Rezeption und Anwendung des Konzeptes geführt.

An dieser Stelle möchten wir auf unsere Ausdifferenzierung der Analyseebenen hinweisen (Meuser& Scholz 2005; Meuser 2006a): Die Dimension, dass es sich bei hegemonialer Männlichkeit um ein spezifisches kulturelles Muster im Sinne einer normativen Zielvorgabe handelt, haben wir mit dem Begriff von hegemonialer Männlichkeit als *institutionalisierte Praxis* erfasst. Hegemoniale Männlichkeit wird aus unserer Perspektive in den sozialen Feldern gestiftet, in denen, historisch

variabel und von Gesellschaft zu Gesellschaft verschieden, die zentralen Machtkämpfe ausgetragen und gesellschaftliche Einflusszonen festgelegt werden. Sie wird durch die soziale Praxis der gesellschaftlichen Elite bzw. gesellschaftlichen Eliten definiert, also durch eine zahlenmäßige Minderheit der Bevölkerung. Es sind jedoch nicht einzelne Mitglieder der jeweiligen Elite, welche in einem intentionalen Akt bewusst und gezielt definieren, wie hegemoniale Männlichkeit charakterisiert ist, stattdessen bildet sich in der sozialen Praxis der Elite ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird.

In der alltäglichen Praxis der sozialen Konstruktion von Männlichkeit hingegen fungiert hegemoniale Männlichkeit als ein *generatives Prinzip* für jede Art von Männlichkeitskonstruktion. Diesen Grundgedanken haben wir mit Rekurs auf Bourdieus Konzept des männlichen Habitus (Bourdieu 1997, 2005) entwickelt. Der männliche Habitus realisiert sich nach Bourdieu vor allem im homosozialen Raum, in dem Männer mit Männern agieren. In dieser homosozialen Dimension ist die Konstruktion von Männlichkeit durch eine kompetitive Logik geprägt, sie wird in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs" (Bourdieu 1997) erzeugt. In diesem Wettstreit werden zugleich Kameradschaft und Solidarität unter den Männern hergestellt. Den Aspekt, dass Männer nach Dominanz gegenüber Frauen und anderen Männern streben, bezeichnet Bourdieu als „libido dominandi" (ebd., S. 215). Aus unserer Sicht beziehen sich die Männer in den kompetitiven sozialen Praxen auf das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit. Hegemoniale Männlichkeit fungiert als generatives Prinzip der Erzeugung des männlichen Habitus. In ihrer Strukturlogik entspricht hegemoniale Männlichkeit der libido dominandi, und diese Strukturlogik konkretisiert sich in einem historisch fassbaren hegemonialen Männlichkeitsideal.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit ist vor dem gesellschaftlichen Hintergrund der industriegesellschaftlichen Geschlechterordnung entwickelt worden. Die Separierung der Bereiche von Produktion und Reproduktion sowie die Zuweisung der Männer zur ersten, der Frauen zur zweiten Sphäre stellen das institutionelle Gerüst hegemonialer Männlichkeit dar. Dieses Gerüst steht zwar noch, aber bei weitem nicht mehr so fest wie in der industriegesellschaftlichen Moderne. Mit der Umstrukturierung hin zu einer wissensbasierten Dienstleistungsgesellschaft ist auch ein Wandel der industriegesellschaftlichen Geschlechterordnung verbunden, der seinerseits die Transformation des Erwerbssystems vorantreibt (vgl. Aulenbacher et al. 2007; Aulenbacher & Wetterer 2009). Der fundamentale Strukturwandel der Erwerbsarbeit (s. u.) hat Konsequenzen für die Grundlagen industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen. Folgt aus diesen Entwicklungen, dass das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht

mehr in der Lage ist, den Wandel der Geschlechterverhältnisse angemessen zu erfassen (vgl. Böhnisch 2003)?

In den jüngeren Analysen hat Connell auf die Kritiken reagiert und die Analyse männlicher Herrschaft in einen erweiterten globalen Rahmen gesetzt (Connell 2005; Connell & Messerschmidt 2005). Unter den Bedingungen der Globalisierung hat sich, so die zentrale These, eine „world gender order" (Connell 2005, S. 72) herausgebildet. Diese Weltgeschlechterordnung konstituiert sich auf zwei Ebenen. Durch die Globalisierung bilden sich neue soziale Felder jenseits der einzelnen Länder und Regionen heraus. Dazu zählt Connell die trans- und multinationalen Kooperationen, wie die Öl-, Auto- und Computerindustrie, die Industrien der Telekommunikation, den internationalen Staat (Europäische Union, Vereinte Nationen etc.), die internationalen Medien und den globalen Markt. Über die Wege der internationalen Kommunikation ist die sich in diesen Feldern konstituierende Weltgeschlechterordnung mit den lokalen Geschlechterordnungen verknüpft. Durch diese Interaktion wiederum – dies ist die zweite Ebene – transformiert sich auch die Weltgeschlechterordnung. Das Resultat dieser Entwicklung ist ein in sich widersprüchliches Set von Geschlechterrelationen mit globaler Reichweite, aber ungleichen lokalen Auswirkungen.

Hegemoniale Männlichkeit konstituiert sich unter diesen Rahmenbedingungen in den transnationalen Feldern als eine globalisierte Männlichkeit (Connell 2005, S. 74). Entsprechend der ökonomischen Vormachtstellung gegenüber anderen sozialen Feldern erlangte eine „transnational business masculinity" (ebd.), eine Unternehmer- oder Managermännlichkeit, den hegemonialen Status. Trotz der komplexen Verhältnisse in einer Weltgeschlechterordnung geht Connell, gemeinsam mit Messerschmidt, weiterhin von der Singularität hegemonialer Männlichkeit aus, denn die empirisch auffindbaren verschiedenen Formen sind aus ihrer Perspektive im Sinne Wittgensteins familienähnlich („family resemblance"; Connell & Messerschmidt 2005, S. 850). Aus unserer Perspektive widerspricht diese Position ihrer Einsicht, dass sich die Herrschaftsphänomene zunehmend vervielfältigt haben. Angesichts der aktuellen Entwicklungen haben sich die Herrschaftsverhältnisse dynamisiert, es kann nicht mehr von Männlichkeit als „one single power on the top" (Connell & Messerschmidt 2005) ausgegangen werden.[5] Wir werden im Folgenden diskutieren, ob und wie sich diese Entwicklungen in das Konzept der hegemonialen Männlichkeit integrieren lassen.

---

5 Das heißt allerdings nicht, dass es eine beliebige Pluralität hegemonialer Männlichkeiten gibt. Hegemoniale Männlichkeit ist, wie erwähnt, an die Praxis gesellschaftlicher Eliten gebunden.

3 Strukturwandel von hegemonialer Männlichkeit

Aus unserer Perspektive lässt sich vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund ein Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit auf drei Ebenen nachzeichnen. Hegemoniale Männlichkeit verliert erstens ihren unhinterfragten, fraglos gegebenen Status, sie ist nicht mehr eine unmarkierte Männlichkeit (Meuser & Scholz 2005) in dem Sinne, dass Männlichkeit das Allgemein-Menschliche repräsentiert; sie wird zu einer sichtbaren, besonderen, geschlechtlich markierten Position im Geschlechterverhältnis. Im Zuge dessen wird hegemoniale Männlichkeit, so unsere These, reflexiv. Zweitens ist die Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit nicht mehr angemessen in einem nationalstaatlichen Rahmen zu erfassen. Sie erfährt unter Globalisierungsbedingungen eine neue Rahmung. Und drittens findet in gewissen sozialen Feldern eine Öffnung hegemonialer Männlichkeit statt: Frauen und homosexuelle Männer, bei Connell per se untergeordnet, erlangen Zutritt zu den sozialen Eliten und prägen damit auch die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit.

Diese drei Dimensionen des Strukturwandels hegemonialer Männlichkeit werden wir im Folgenden genauer ausführen und nehmen dabei zwei soziale Machtfelder in den Blick. Den Begriff des sozialen Feldes nutzen wir im Anschluss an Bourdieu (Bourdieu 1985, 1999). In modernen Gesellschaften konstituieren sich verschiedene soziale Felder, in denen unterschiedliche Spielregeln herrschen. Mit Rekurs auf Connell gehen wir davon aus, dass die unterschiedlichen sozialen Machtfelder je eigene, gleichwohl einer gemeinsamen generativen Strukturlogik folgende Konstruktionen von hegemonialer Männlichkeit aufweisen. Aus unserer Perspektive gibt es in spätmodernen Gesellschaften mehrere hegemoniale Männlichkeiten, die wiederum in einem hierarchisierenden Konkurrenzverhältnis zueinander stehen (vgl. Scholz 2004; Meuser & Scholz 2005). Wir wenden uns im Folgenden den Machtfeldern Ökonomie und Politik zu.

3.1 Das ökonomische Feld

Die aktuellen Veränderungen vollziehen sich vor dem Umbruch der Industriegesellschaft, in der sich eine spezifische hegemoniale Männlichkeitskonstruktion herausgebildet hat. Dieses industriegesellschaftliche Männlichkeitsideal ist durch die Ausrichtung auf lebenslange, kontinuierliche und die materielle Existenz sichernde Erwerbsarbeit, eine hohe Identifikation mit dem Beruf, meist auch mit dem Betrieb oder der Firma bestimmt. Es ist fest mit dem sog. (implizit männlichen) Normalarbeitsverhältnis verbunden. In seinem Kern ist es von einer Berufsorientierung bestimmt, während die Familienorientierung sekundär ist.

Jedoch sind Beruf und Familie über die Position des Familienernährers in einer hierarchisierenden Weise miteinander verbunden.

Die Bedingungen für die Realisierung einer vollzeitlich kontinuierlichen Erwerbsarbeit haben sich für Männer bereits seit den 1970er Jahren durch die Transformationsprozesse im Erwerbssektor sukzessive verschlechtert. Diese Entwicklung gewinnt in den vergangenen gut fünfzehn Jahren an Dynamik. „Ökonomisierung" und „Vermarktlichung" werden zu den zentralen Kriterien betrieblicher Umstrukturierungsprozesse (vgl. dazu u.a. Moldaschl & Voß 2002; Lohr & Nickel 2005; Aulenbacher et al. 2007), die auch zu einem Abbau des industriegesellschaftlichen Normalarbeitsverhältnisses führen. Insbesondere die Analysen im Rahmen der Industriesoziologie haben gezeigt, dass sich prekäre Erwerbsformen wie Zeit- und Leiharbeit, befristete Beschäftigung, Minijobs, abhängige Selbstständigkeit oder Teilzeitbeschäftigung rasant ausbreiten. Diese sog. atypischen Beschäftigungsformen zeichnen sich während der letzten Jahre durch einen dynamischen Zuwachs aus, sie sind wie Arbeitslosigkeit ein Massenphänomen geworden und sie betreffen auch Männer in wachsendem Maße (vgl. Dörre 2005, 2007; Castel & Dörre 2009).

Der skizzierte Wandel der Erwerbsarbeit führt zu unterschiedlichen Entwicklungen für den Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit, die bisher kaum empirisch untersucht sind. Wir diskutieren im Folgenden die von Connell und Messerschmidt formulierte Annahme, dass sich eine transnationale Unternehmer- oder Managermännlichkeit herausgebildet und einen hegemonialen Status erlangt hat.[6] Dafür, dem Management diese herausgehobene Bedeutung zuzuerkennen, spricht die wachsende Vereinnahmung der Gesellschaft und der persönlichen Sphäre durch die Wirtschaft. Hegemoniale Männlichkeit wird durch die soziale Praxis gesellschaftlicher Eliten definiert. Deshalb gebührt der 'Managermännlichkeit' eine besondere Aufmerksamkeit.

Angesichts der Zunahme flacher Hierarchien und der wachsenden Projektförmigkeit der Arbeitsorganisation wird der Erfolg des modernen Managers[7] daran festgemacht, dass er Arbeitsgruppen mittels persönlichem Einfluss und interpersonaler skills führen und motivieren kann (Kerfoot & Knights 1996,

6 Die möglichen Auswirkungen dieses Transformationsprozesses auf Männer in prekären Beschäftigungsverhältnissen haben wir an anderer Stelle diskutiert (Scholz 2009; Meuser 2010).

7 Es erscheint uns angemessen, hier nur die männliche Form zu verwenden, da dies der Realität in den Führungsetagen der deutschen Wirtschaft (und nicht nur dieser) gerecht wird.

S. 94f.). Die kommunikative Erzeugung von Commitment, mittels derer eine „freiwillige Mitwirkung der Beschäftigten" (Deutschmann 1989, S. 381) und „peer pressure" (ebd., S. 382) erzeugt werden sollen, macht die Kernkompetenz des neuen Managertypus aus. Ohne den Begriff der Hegemonie zu verwenden, streicht Deutschmann den hegemonialen Charakter dieses Managementstils heraus. „Macht wird [...] viel wirkungsvoller dort ausgeübt, wo es dem Mächtigen gelingt, nicht nur die Handlungen, sondern den *Willen* der Beherrschten zu lenken" (ebd., S. 384; Herv. im Orig.). Als Konsequenz dessen lässt sich ein Wandel von einer paternalistischen Männlichkeit hin zu einer auf Gegnerschaft beruhenden („adversarial") aggressiven Wettbewerbsmännlichkeit (Kerfoot & Knights 1996, S. 87; vgl. auch Scholz 2007a) beobachten und von einem Management auf Distanz zu einem Management, in dem sich die ganze Person ein- und nahe zu den Angestellten bringen muss (Kerfoot & Knights 1996, S. 94f.). Der moderne Manager muss sich zum Experten in „soft skills" und sozialer Kompetenz machen; das Einbringen der ganzen Person erfolgt gleichsam methodisch, Emotionen werden „unternehmerisch" eingesetzt (Connell & Wood 2005).

Ralf Lange (1998, S. 55) hat vermutet, dass die neue Managementpraxis „insbesondere von männlichen Managern als existentielle Bedrohung empfunden wird". Eine eigene Fallstudie (Scholz 2007a) zu Managementstilen in einem Unternehmen der Agrarindustrie zeigt, dass die Führungskräfte sehr unterschiedlich auf die veränderten Bedingungen reagieren. Der „alte" Managertypus, der seinen Professionalitätsanspruch auf wissenschaftlicher Expertise gründet und sich als verantwortlich für die ihm unterstellten MitarbeiterInnen begreift – gemäß einem paternalistischen Stil, der die Sorge um die Unterstellten einschließt –, erfährt die Entwicklung hin zu einem ausschließlich am Verkaufserfolg orientierten Managementverständnis durchaus als Bedrohung. Der „neue" Managertypus nutzt hingegen die Veränderungen, um sich in eine hegemoniale Position zu bringen, nicht zuletzt gegenüber Vertretern des alten Typus, die eine an Statusmerkmalen (Dienstwagen, Größe des Büros u.a.) ablesbare institutionelle Degradierung erfahren. Explizit wird dabei auf die (vermeintlichen) Erfordernisse einer globalen Ökonomie Bezug genommen.

Der neue Stil schafft die Arena für eine „transnational business masculinity". Ein zentrales Merkmal dieser Männlichkeit besteht darin, den immensen Druck auszuhalten, der mit den wachsenden Unsicherheitszonen einer globalen Ökonomie einhergeht, auch damit, dass die eigene Karriere alles andere als institutionell gesichert ist. Mit Unsicherheit produktiv umzugehen, sich vom Wandel nicht verunsichern zu lassen, sondern diesen zu gestalten, sich gleichsam an dessen Spitze zu setzen, kennzeichnet, so unsere Hypothese, hegemoniale Männlichkeit unter

den Bedingungen von Entgrenzung und wachsenden Unübersichtlichkeiten. Unter den Bedingungen von Entgrenzung muss sich hegemoniale Männlichkeit ständig aufs Neue in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs" konstituieren, deren Rigidität zugenommen hat. Der Wettbewerb funktioniert im Sinne eines „up-or-out" Modells, so die Formulierung eines von Connell und Wood (2005, S. 356) interviewten Managers.

Möglicherweise zeichnet sich diese hegemoniale Männlichkeit nicht mehr durch die „habituelle Sicherheit" aus, welche die Männlichkeit von Führungskräften des industriegesellschaftlichen Typus geprägt hat (Meuser 2006b, S. 183ff.). Connell und Wood (2005) weisen auf die wachsende Zahl von Ratgeberliteratur für Manager hin, in denen vor allem Fragen der Managerpersönlichkeit thematisiert werden. Dies spricht dafür, dass hegemoniale Männlichkeit selbstreflexiv zu werden beginnt. Damit könnte auch eine Diskursivierung ihrer geschlechtlichen Fundierung einhergehen. Hegemoniale Männlichkeit wäre dann nicht mehr eine unmarkierte Männlichkeit, wie wir dies für die industriegesellschaftliche Männlichkeit beschrieben haben (Meuser & Scholz 2005), sie wird als Praxis einer männlichen Wirtschaftselite sichtbar.

Diese Reflexivierung lässt sich auch anhand der medialen Darstellung von Managern aufzeigen. Die Anfänge einer medialen Diskursivierung von Männlichkeit liegen bereits ca. 30 Jahre zurück. Gegen Ende der 1970er Jahre etablierte sich auf dem Sachbuchmarkt ein neues Genre: die Ratgeber- und Verständigungsliteratur, geschrieben von Männern und an Männer adressiert. Dieser Männlichkeitsdiskurs, der in Teilen eine kritische Auseinandersetzung mit der traditionellen Männerrolle beabsichtigte, blieb allerdings ein Nischendiskurs, eine gesellschaftliche Breitenwirkung konnte er nicht entfalten (vgl. Meuser 2006b). Seit Mitte der 1990er Jahre ist der Markt der sog. Publikumszeitschriften um eine neue Variante bereichert worden: um Magazine, die sich explizit an den Mann wenden. Gemeint sind nicht 'Herrenmagazine' wie *Playboy* oder *Penthouse*, und auch nicht Zeitschriften, die sich an den Auto fahrenden, heimwerkenden, fußballbegeisterten oder sonstwie 'typisch männlich' beschäftigten oder interessierten Mann wenden. Adressat ist 'jedermann' und die Inhalte der neuen Männerzeitschriften sind, auch wenn die Zeitschriften jeweils unterschiedliche Schwerpunkte setzen, breit gestreut – ähnlich der Themenvielfalt in Frauenzeitschriften wie *Brigitte* oder *Cosmopolitan*. Behandelt werden Fragen männlicher Lebensführung im beruflichen wie im privaten Bereich, in der Auseinandersetzung mit dem Chef wie mit der Partnerin sowie hinsichtlich der Formung und Gestaltung des eigenen Körpers. Zumindest zwei dieser Zeitschriften, *Men's Health* und *GQ*, haben sich mit Erfolg auf dem Markt etablieren

können (vgl. Meuser 2001). Der Verlag Gruner & Jahr versucht derzeit, drei neue an Männer adressierte Zeitschriften auf dem Markt zu lancieren: *Gala Men*, *Beef* und *Business Punk*.

Unabhängig davon, ob dem Erfolg beschieden sein wird oder nicht, ist es aufschlussreich, das in *Business Punk* präsentierte Männerbild genauer zu betrachten.[8] Wedgwood und Connell (2008, S. 120) beschreiben den neuen Typus einer transnationalen hegemonialen Männlichkeit nicht mehr als die traditionelle, in konservativen Kulturen verankerte bürgerliche Männlichkeit, sondern als eine individualistische, die „eher an Macht durch Marktbeherrschung orientiert [ist] als an bürokratischer Herrschaft". Genau dieses Bild findet sich in *Business Punk*. Die Zeitschrift porträtiert international erfolgreich agierende Unternehmer, die ihren Erfolg nicht zuletzt einem unkonventionellen, regelverletzenden Geschäfts- und Führungsstil verdanken – so die Botschaft der Zeitschrift. Warum Business *Punk*? Es geht, so der zentrale Artikel des Heftes, um „den Mut, etwas anders zu machen".

> „Sie schaffen und zerstören, und während sie Millionen machen, tobt eine Bestie in ihnen. Ihre Attitüde ist immer ein großes Whatever und mitunter ein dröhnendes, breit grinsendes Fuck you. So werden sie groß: Oracle-Chef Larry Ellison, Red-Bull-Erfinder Dietrich Mateschitz, Apple-Gründer Steve Jobs. Aber auch Air-Berlin Chef Joachim Hunold, SAP-Gründer Hasso Plattner und Jürgen Großmann, der einst eine marode Stahlhütte für zwei D-Mark kaufte, sanierte und heute den Stromriesen RWE führt."

Insgesamt werden 20 „berühmte Businesspunks" vorgestellt. Einige der Genannten könnten Connell vorgeschwebt haben, als sie die These von der transnational business masculinity formulierte. Als ein Merkmal dieser Spezies wird genannt, dass sie laut sind, dass sie erfolgreich sind und dass sie den Erfolg zeigen. Viele Porträts stellen heraus, dass der Erfolg gerade darin gründet, Veränderungen in der globalen Wirtschaft in positiver Weise als Herausforderung anzunehmen: als Chance, Neues zu gestalten und damit im Wettbewerb mit Konkurrenten Erfolg zu haben. Oracle-Chef Larry Ellison wird mit dem Satz zitiert, er wolle „einen tödlichen Pflock mitten ins Herz von Microsoft rammen". Für ihn sei Geschäftemachen eine Schlacht. Nur der Sieg zähle, auch als Zweitplatzierter sei man bereits Verlierer. Businesspunks, wird uns berichtet, haben ein „Leben, das voller Arbeit ist", und eine „Arbeit, die das Leben ist". Sie verkörpern gewissermaßen das Berufsmenschentum in postmoderner Weise. Ähnlich den Protagonisten der industriellen Revolution stehen sie für Pioniergeist, sind ständig auf der Suche

8 Wir beziehen uns im Folgenden auf die Ausgabe 01.09.

nach neuen Herausforderungen. Anders als jene tun sie dies aber jenseits eines bürgerlichen Lebensstils.

Was macht die Porträtierten zu Repräsentanten von Männlichkeit, außer der Tatsache, dass es sich ohne Ausnahme um Männer handelt? Neben der Anknüpfung an tradierte Konstruktionsmuster von Männlichkeit wie die Identität von Arbeit und Leben, den Pioniergeist und die Logik der ernsten Spiele des Wettbewerbs, die diese Männer augenscheinlich mit Freude spielen, sind es die Insignien des Erfolgs, die auf die geschlechtliche Konnotation verweisen. Renzo Rosse, der Gründer der Jeans-Marke „Diesel", wird mit den Worten zitiert: „Das Auto [ein Aston Martin] passt gut zu mir. Die Kraft, der Sound, der Motor – alles daran ist maskulin." Richard Branson, der Gründer von Virgin-Records und Besitzer einer Airline, lässt sich beim Wasserski mit einer, wie es im Text heißt, auf den Rücken geschnallten nackten Frau fotografieren. Und vom Verleger Benedikt Taschen wird berichtet, er hätte einen Erotik-Bildband deshalb in sein Verlagsprogramm aufgenommen, „weil er darüber nach eigenen Angaben an einem Wochenende zehnmal masturbieren konnte". Dies hätte als Qualitätsbeweis genügt.

Ein zentrales Element des Regelbruchs scheint zu sein, sich nicht um geschlechterpolitische Correctness zu bemühen, diese hingegen demonstrativ nicht zu praktizieren. In der Darstellung des beruflichen Erfolgs ist dies ein vermutlich nicht zufälliges Inszenierungsmittel. An der Spitze des Wettbewerbs zu stehen impliziert, die Regeln selbst zu bestimmen anstatt sich vorgegebenen Regeln zu fügen. Diese Männer trauen sich eben auch, politisch unkorrekte Formen der Inszenierung von Männlichkeit offen und selbstbewusst zu präsentieren. Sie zeigen, dass erfolgreiche Männer sich dies leisten können.

So wie die Männer porträtiert werden, u.a. unter Rückgriff auf krude Stereotype einer Frauen als Objekt wahrnehmenden Männlichkeit, ist man geneigt, die Texte als einen ironischen Kommentar zur gegenwärtigen Lage des Mannes zu lesen. Die präsentierte Männlichkeit wirkt zum Teil eigentümlich überzeichnet. Aber auch wenn die Ironie gleichsam der Subtext ist, der Stereotype als solche kenntlich macht, werden die Klischees bedient. Die Stereotypisierung, die nach wie vor stattfindet, könnte als eine 'aufgeklärte' und reflexive bezeichnet werden, weil – im Subtext – zugleich mit dargestellt wird, dass eine Stereotypisierung stattfindet. Was präsentiert wird, ist gewissermaßen eine 'aufgeklärte' hegemoniale Männlichkeit, die reflexiv hergestellt wird, aber auch eine Männlichkeit, die demonstrativer Zeichen bedarf – und in diesem Sinne nicht mehr fraglos gegeben ist. Die Demonstration, darf man vermuten, ist nicht an die Männer adressiert, die porträtiert werden, sondern an die 'gewöhnlichen' Leser der Zeitschrift, die selbst wohl kaum die Chance haben, in die Regionen der transnational business

masculinity vorzudringen, an dieser Männlichkeit aber gleichsam symbolisch-'komplizenhaft' teilhaben.

3.2 Das politische Feld

In einer Kontrastierung zum ökonomischen Feld wird nun am Beispiel des politischen Feldes die Öffnung hegemonialer Männlichkeit aufgezeigt. Dass gerade dieses soziale Feld durchlässig wird, ist kein Zufall. In Bezug zu anderen Machtfeldern hat es an gesellschaftlicher Bedeutung verloren, zählt aus unserer Perspektive aber immer noch zu den wichtigen Machtbereichen. Die Transformation des Feldes lässt sich mit dem Soziologen Peter Wagner (1995) wie folgt kurz zusammenfassen: Die Möglichkeiten politischer Interventionen sind seit den 1970er Jahren sukzessive geringer geworden. Verbunden mit einer „Krise des bürokratischen Wohlfahrtsstaates" (ebd., S. 199) gehen die staatlichen Interventionen deutlich zurück, was auch zu einer neuen Unbestimmtheit der Grenzen zwischen privater und öffentlicher Regulierung führt. Die Wahlinstitutionen erodieren und vielfältige Formen außerinstitutionellen Protestes sind entstanden, welche sich u.a. gegen die staatlichen Eingriffe richten. Damit verbunden lockern sich die Bindungen an die Volksparteien, entstehen neue Parteien und politische Gruppierungen. Die repräsentative Demokratie und ihre Institutionen büßen, wie sich an der abnehmenden Wahlbeteiligung deutlich sehen lässt (vgl. Statistisches Bundesamt 2008), an Legitimation ein. Zugleich verliert auch in diesem Feld der Nationalstaat an Macht. Große Teile der staatlichen Souveränitätsrechte sind bereits an internationale Ordnungen und Institutionen abgegeben. Auf die gegensätzlichen Forderungen der unterschiedlichen sozialen Bewegungen reagiert der Staat mit Rückzug und der Wiederbelebung liberaler Selbststeuerungsmechanismen als Grundlage der sozialen Ordnung.

Obwohl die parlamentarische Demokratie vom Anspruch her beide Geschlechter repräsentiert, hat sie sich doch historisch als ein männliches Feld entwickelt, welches zunächst unter Ausschluss der Frauen konstituiert wurde. Es entstand ein spezifisches hegemoniales Politikerleitbild, welches Max Weber zu Beginn des 20. Jahrhunderts in seinem Aufsatz „Politik als Beruf" beschrieben hat (Weber 1992). Aufgrund der hohen Legitimationsmacht des wissenschaftlichen Feldes kam Weber die Definitionsmacht darüber zu, zu bestimmen, was als 'politisch' anzuerkennen ist (vgl. Heilmann 2009). Das Selbstbild von Politikern ist stark durch diesen Aufsatz geprägt. Das Politikerideal ist ganz und gar um den Machtkampf zentriert: „Politik ist Kampf um Macht und jeder Berufspolitiker arbeitet mit dem Streben nach Macht als unvermeidlichem Mittel" (Weber 1992, S. 159).

Weber bestimmte vor allem drei Qualitäten eines Berufspolitikers: *Leidenschaft* im Sinne von Sachlichkeit, sachlich gehaltenes *Verantwortungsgefühl* und *Augenmaß* im Sinne einer distanzierten Haltung zu den Verhandlungsgegenständen. Diese Kompetenzen sah Weber in den spezifisch männlichen Tätigkeitsbereichen seiner Zeit, der kapitalistischen Ökonomie und dem Militär, verwurzelt. Sie waren deshalb vor allem männlichen Akteuren zugänglich und vertraut. Die „Politik einer klugen Frau" hingegen sei es, so heißt es gleich zu Beginn des Aufsatzes, „ihren Mann zu lenken" (ebd., S. 157). Jedoch wurde die Männlichkeit des Politikerleitbildes bis zum Zugang von Frauen in das Feld weitgehend verdeckt, die männlichen Politiker galten als Repräsentanten des Allgemein-Menschlichen.

Verstärkt seit den 1980er Jahren sind Frauen in das politische Feld eingetreten und allmählich in politische Spitzenfunktionen vorgedrungen. Der Anteil von Parlamentarierinnen beträgt in allen Parlamenten (Bund, Länder, EU) mittlerweile gut ein Drittel (vgl. DJI 2005). Im Jahr 2005 erhielt der Einzug der Frauen in das politische Feld eine neue Dynamik, griff doch Angela Merkel mit ihrer Kandidatur zur Kanzlerin nach der höchsten Regierungsposition. Wir werden nun den Fragen nachgehen, ob sich in der Folgezeit die hegemoniale Männlichkeit des Feldes verändert hat. Und wie ist die Partizipation von Frauen an der sozialen Elite dieses Feldes in das Konzept der hegemonialen Männlichkeit zu integrieren?

Die erste Kandidatur einer Frau für das höchste Regierungsamt löste, so eigene Analysen des 16. Bundestagswahlkampfes 2005 (vgl. Scholz 2006b, 2007b, 2007c), eine gesellschaftliche Debatte über den erreichten Stand der Gleichberechtigung aus und lenkte das Augenmerk auf die implizite Männlichkeit von Politik. Dass dieses Thema über Wochen in den Medien präsent war und teilweise immer noch ist, resultiert jedoch nicht nur aus dem fortschreitenden 'Marsch' der Frauen in politische Spitzenpositionen, sondern aus einer grundlegenden Veränderung des politischen Feldes. Mit der Ökonomisierung der Medien seit Anfang der 1990er Jahre setzte eine Medialisierung der Politik ein. Medien und Politik sind nur vermeintlich Gegenspieler, sie stehen in einem „symbiotischen Austauschverhältnis" (Heilmann 2008, S. 27). Die erste Kanzlerkandidatur einer Frau hatte für die Medien einen hohen Nachrichten- und damit Vermarktungswert. Es wurde ein medialer Diskurs über den Zusammenhang von Männlichkeit und Politik in Gang gesetzt und die hegemoniale Männlichkeitskonstruktion in einem bisher unbekannten Maß kritisiert (vgl. Scholz 2007c). Beanstandet wurden an der Politikermännlichkeit folgende Aspekte: persönliches Machtstreben vor politischen Inhalten und Parteieninteressen, undemokratischer Alleinvertretungsanspruch – die so genannte Basta-Politik –, männliches Dominanzgebaren, selbstverliebte Medieninszenierung und Nichtakzeptanz von Politiker*innen*.

In den Medien wurde im Wahlkampf 2005 ein neues Leitbild eines Berufspolitikers kreiert, das durch einen demokratischen Führungsstil, Pragmatismus und eine neue Sachlichkeit gekennzeichnet war. Zwar galt Angela Merkel seit der Übernahme des CDU-Parteivorsitzes im Jahr 2000 als Vertreterin eines neuen politischen Stils, sie konnte jedoch erst gemeinsam mit dem damaligen neuen SPD-Vorsitzenden Matthias Platzeck, dem „Anti-Basta-Mann" (Berliner Zeitung), den neuen Typus verkörpern. Das Titelbild des Spiegels vom 07.11.2005 auf dem Merkel und Platzeck gemeinsam im Stil eines sozialistischen Propagandapaares abgebildet sind, verweist exemplarisch auf die weiter bestehende männliche Codierung von Politik, zeigt aber zugleich die Öffnung für Frauen (vgl. Scholz 2007c, S. 112).

Auch wenn bisher umfangreiche empirische Studien fehlen, so lassen die vorliegenden Analysen darauf schließen, dass bislang kein gravierender Wandel der feldspezifischen hegemonialen Männlichkeit stattgefunden hat. Auch für die Kanzlerin, so zeigt etwa eine Untersuchung ihrer medialen Präsentation (vgl. Kaykhanidi 2007), ist der Kampf um Macht zentrales Kriterium im Feld der Politik. Gleichwohl finden Verschiebungen statt, was den politischen Stil betrifft, der, wird den Aussagen von Ministerinnen, aber auch von Spitzenjournalisten gefolgt (vgl. etwa Kurbjuweit 2009), pragmatischer und sachlicher, weniger kompetitiv geworden ist. Die bedeutsamste Veränderung ist aus unserer Perspektive jedoch in der sich normalisierenden weiblichen Partizipation an der sozialen Elite zu sehen. Auch wenn Merkels Führungsfähigkeit immer mal wieder in Frage gestellt wird, so erfolgt doch keine grundlegende Infragestellung ihrer politischen Kompetenz mehr, wie dies noch im Wahlkampf 2005 der Fall war, als etwa Franz Müntefering pointiert formulierte: „Kanzler kann die nicht" (Bild).

Wie ist diese Entwicklung jedoch theoretisch zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit zu vermitteln? Es lässt sich feststellen, dass die Kanzlerin in ihrer sozialen Praxis des Politikmachens in zentralen Aspekten dem hegemonialen Männlichkeitskonstrukt folgt und es somit reproduziert und stabilisiert. Doch Merkel ist keine Repräsentantin hegemonialer Männlichkeit. Es muss in dieser Hinsicht nicht erst an die Bilder von Merkels Auftritt im Abendkleid mit tiefem Dekolletee in der Osloer Oper erinnert werden, um festzustellen, dass ein zentraler Unterschied bestehen bleibt: nämlich der Geschlechtsunterschied. Die Dichotomie des Geschlechtskörpers bleibt in der Wahrnehmung von Politikerinnen weiterhin zentral. Merkel wird als Politikerin anerkannt, weil sie als 'Frau' politisch Erfolg hat, weil es ihr als 'Frau' gelingt, auf dem politischen Parkett der Welt Deutschland angemessen zu repräsentieren. Dieses Phänomen ist theoretisch nur einzuholen, wenn Connells Konzept dahingehend erweitert wird,

dass hegemoniale Konstruktionen von Weiblichkeit nicht länger konzeptionell ausgeschlossen, sondern im Gegenteil integriert werden. Weiblichkeit ist nicht mehr per se männlich dominiert; einer kleinen Gruppe von Frauen gelingt es, in die soziale Elite des politischen Feldes aufzusteigen und neue Leitbilder von Weiblichkeit zu kreieren, die sich nicht mehr, wie das Konstrukt der betonten Weiblichkeit, aus einem Einverständnis mit der Subordination des eigenen Geschlechts und einer Ausrichtung auf männliche Interessen auszeichnen. In der heterosozialen Dimension kann nicht länger von einer klaren Geschlechterasymmetrie zu Gunsten von Männern gesprochen werden, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern beginnen sich zu durchkreuzen.

Jedoch ist die Öffnung für Frauen nur eine Dimension der Machtverschiebungen. Das politische Feld wurde in den vergangenen zehn Jahren auch für homosexuelle Politiker immer durchlässiger, seit Oktober 2009 besetzt ein offen homosexueller Mann die zweite Spitzenposition der Regierung.[9] In Connells Konzept fungiert homosexuelle Männlichkeit per se als subordinierte Männlichkeit, weil die patriarchale Ideologie alles, was sie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt „dem Schwulsein zuordnet" (Connell 1999, S. 99) und mit Weiblichkeit gleichsetzt. Die zunehmende Partizipation offen homosexueller Politiker an der politischen Macht ist, so argumentiert Andreas Heilmann (2008, 2009), das Resultat der veränderten Strukturbedingungen des Feldes, die auch er in der Medialisierung von Politik begründet sieht. Während mediale Outings noch bis zu Beginn des Jahrtausends als Mittel zur Denunziation taugten, werden sie im Rahmen einer personalisierten Politikdarstellung zunehmend zum Mittel für „persönliche Profilierung und Prominenzgewinn" (Heilmann 2008, S. 20), wie insbesondere das Beispiel des Berliner Bürgermeisters Klaus Wowereit zeigt.

In einer Medienanalyse der Politiker-Outings kann Heilmann zeigen, dass die zunehmende Partizipation homosexueller Männer an der politischen Elite zu einer „paradoxen Gleichzeitigkeit homosexueller und antihomosexueller Männlichkeiten" (ebd., S. 29) führt. Die Outings lassen sich als Klassifizierungskämpfe im Sinne Bourdieus um Anerkennung und männliche Macht begreifen. Dabei finden im medialen Diskurs kategoriale und graduelle Differenzierungen statt. Die kategoriale Klassifikation homosexueller Politiker als „Effeminierte" ver-

9 Westerwelle ist nicht der erste homosexuelle Außenminister der Bundesrepublik Deutschland. Bereits der erste bundesdeutsche Außenminister, Heinrich von Brentano, war homosexuell, allerdings bekundete er dies nicht öffentlich. Auch war dies der Presse weitgehend bekannt, jedoch bestand eine Art Stillschweigeabkommen zwischen Politik und Medien (vgl. Heilmann 2009).

wehrt ihnen die soziale Anerkennung eines männlichen Subjektstatus. Graduell ist die Klassifikation hingegen, wenn von dem „homosexuellen Machtpolitiker" die Rede ist. Auch homosexuelle Männer können demnach dem hegemonialen Männlichkeitskonstrukt des Feldes entsprechen. Hier deutet sich eine Transformation vom Deutungsmuster des „homosexuellen Staatsfeindes" an, welches sich im wilhelminischen Deutschland herausgebildet hat, hin zum „homosexuellen Staatsmann" (Heilmann 2008, S. 29). Ebenso wie in der heterosozialen zeigt sich in der homosozialen Dimension hegemonialer Männlichkeit ein tief greifender Strukturwandel. (Zwangs-)Heterosexualität verliert als Partizipationskriterium an den sozialen Eliten ihren ausschließenden Charakter. Die Machtverhältnisse zwischen homo- und heterosexuellen Männern werden komplexer und überschneiden sich.

Homosexuelle Männer und Frauen werden somit zu Mitspielern in den ernsten Spielen des Wettbewerbs (Bourdieu) um politische Macht und Herrschaft. Andreas Heilmann zeigt, dass die Teilnahme der homosexuellen Politiker an den männlichen Spielen an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, die er als „Normalitätsgrenze" (Heilmann 2009, S. 320) bezeichnet: „Der offen homosexuelle Politiker bewegt sich demnach solange im zulässigen Toleranzbereich gesellschaftlicher Normalität, wie er glaubhaft Männlichkeit in Abgrenzung zu Weiblichkeit und zugleich sexuelle Kontrolliertheit repräsentieren kann" (ebd., S. 321). Die gesellschaftliche Anerkennung offen homosexueller Politiker ist somit derzeit nur eine „Normalität auf Bewährung" (ebd.). Es ist anzunehmen, dass auch die Teilnahme von Politikerinnen entlang einer 'Normalitätsgrenze' erfolgt, die es empirisch noch zu bestimmen gilt. Während die homosexuellen Politiker jedoch eines der zentralen Kriterien der männlichen Spiele, ihre Homosozialität, nicht gefährden, ist dies bei weiblichen Politikern anders. Zu untersuchen ist des Weiteren, ob die Integration von Frauen langfristig die Strukturlogik der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit verändert. Die Teilhabe der Frauen an der sozialen Elite lässt sich auch als eine Enteignung hegemonialer Männlichkeit verstehen, sie ist nicht mehr exklusiv männlich und bildet den Stoff, aus dem hegemoniale Weiblichkeit hergestellt wird.

4 Fazit und Diskussion

Mit der Fokussierung der Felder Ökonomie und Politik kann die Frage nach dem Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit in beiden Dimensionen des Konzeptes aufgenommen werden: in der homosozialen und der heterosozialen. Im Feld der Ökonomie lässt sich eine forcierte kompetitive Männlichkeit beob-

achten, welche die wachsenden Unsicherheiten im Rahmen einer globalisierten Ökonomie als Chance zur vorteilhaften Selbstpositionierung im Wettbewerb mit anderen Männern begreift und zu nutzen versucht. Für Männer, die in diesem Wettbewerb nicht mithalten können, erschöpft sich die industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion in wachsendem Maße in der sozialen Praxis; sie bleibt aber als normative Folie gleichsam kontrafaktisch weiterhin präsent und wirksam. Dies könnte vor allem im Bereich prekärer Beschäftigungsverhältnisse zur Folge haben, dass Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen und dass das Festhalten am industriegesellschaftlichen Männlichkeitsverständnis wachsende Irritationen nach sich zieht (vgl. Meuser 2010).

Während im ökonomischen Feld Spitzenpositionen für Frauen weitgehend verschlossen bleiben, öffnet sich das politische Feld zunehmend. Diese Durchlässigkeit resultiert aus der feldspezifischen Entwicklung. Im Vergleich zu anderen Machtfeldern, insbesondere der Ökonomie, hat das politische Feld seit den 1970er Jahren sukzessive an Einfluss verloren. Diese Entwicklung hat in Verbindung mit der zunehmenden Verflechtung mit den Medien strukturelle Bedingungen geschaffen, die den Einzug von Frauen in diese soziale Elite ermöglichten. Ein Wandel der hegemonialen Männlichkeit dieses Feldes ist damit nicht von vornherein verbunden. Auch wenn Spitzenpolitikerinnen in ihren sozialen Praxen dieses Leitbild habitualisieren, ist das Ergebnis ihres Doing Gender nicht hegemoniale Männlichkeit, sondern hegemoniale Weiblichkeit. Die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern haben sich so verändert, dass sich ein komplexes Machtgefüge konstituiert, in das auch homosexuelle Männlichkeiten integriert werden. Zumindest in diesem Feld treten homo- und heterosexuelle Männlichkeiten und Weiblichkeiten in ein Konkurrenzverhältnis um die hegemoniale Position.

Der Vergleich der Felder zeigt, dass jeweils unterschiedliche Konstruktionen von hegemonialer Männlichkeit nebeneinander bestehen. Die transnationale Managermännlichkeit weist aus unserer Sicht keine hinreichenden Familienähnlichkeiten mit dem Machtpolitiker auf, als dass von einer Singularität hegemonialer Männlichkeit ausgegangen werden kann. Wie sich die Relation zwischen diesen hegemonialen Männlichkeiten freilich gestaltet, welche anderen hegemonialen Konstrukte in weiteren gesellschaftlichen Machtfeldern wie etwa dem Sport oder dem Militär in Konkurrenz treten, diese Fragen können erst durch neue Untersuchungen beantwortet werden. Gleichwohl zeigen sich strukturelle Ähnlichkeiten. Die Felder sind *erstens* nicht mehr in einem nationalstaatlichen Kontext hinreichend zu analysieren. Zwar zeigen sich globale Verflechtungen in unterschiedlich starkem Maße – so ist die Ökonomie deutlich globaler organisiert als die Politik –, aber auch die nationalstaatlich verfassten parlamentarischen

Demokratien interagieren mit den Institutionen eines 'internationalen Staates'. Der Feldervergleich zeigt *zweitens*, dass hegemoniale Männlichkeit reflexiv wird, sie wird in ihrer Geschlechtlichkeit markiert. Wir vermuten, dass Reflexivität ein zentrales Kennzeichen einer modernisierten Männlichkeit ist. Damit wäre Männlichkeit in der reflexiven Moderne angekommen.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobson, Heike; Völker, Susanne (Hg.) (2007): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden.

Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hg.) (2009): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster.

Böhnisch, Lothar (2003): Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen.

Böhnisch, Tomke (1999): Gattinnen – Die Frauen der Elite. Münster.

Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt a.M.

– (1987): Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M.

– (1997): Männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene; Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M., S. 153-217.

– (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a.M.

– (2005): Männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.

Carrigan, Tim; Connell, Robert; Lee, John (1985): Toward a New Sociology of Masculinity. In: Theory and Society 14 (5), S. 551-604.

Casale, Rita; Forster, Edgar (2006): Einleitung: Der neue Mann oder die Wiederkehr der Natur im Sozialen. In: Feministische Studien 24 (2), S. 185-191.

Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York

Connell, Bob (1986): Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument 36 (157), S. 330-344.

Connell, R. W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Stanford, California.

– (1995): Masculinities. Cambridge.

– (1999): Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Opladen.

– (2005): Globalisation, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S.; Hearn, Jeff; Connell, R. W. (ed.): Handbook of Studies on Men & Masculinities. Thousand Oaks/London/New Delhi, S. 71-89.

–; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 19 (6), S. 829-859.

–; Wood, Julian (2005): Globalisation and Business Masculinities. In: Men & Masculinities 7 (4), S. 347-364.

Dinges, Martin (2005): „Hegemoniale Männlichkeiten" – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Dinges Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M./New York, S. 7-37.

Deutschmann, Christoph (1989): Reflexive Verwissenschaftlichung und kultureller „Imperialismus" des Managements. In: Soziale Welt 40, S. 374-396.

Deutsches Jugendinstitut (DJI) (2005): Gender-Report. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Im Auftrag des BMFSFJ hrsg. v. Waltraud Cornelißen.

Dörre, Klaus (2005): Prekäre Beschäftigung – ein unterschätztes Phänomen in der Debatte um Marktsteuerung und Subjektivierung. In: Lohr, Karin; Nickel, Hildegard M. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, S. 180-206.

– (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): Arbeit und Gesellschaft im Umbruch moderner Gesellschaften. Forschung im Dialog. Wiesbaden, S. 269-302.

Erhart, Walter (2005): Forschungsbericht. Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit" interdisziplinär. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 30 (1+2), S. 156-232.

Gesterkamp, Thomas (2010): Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren. In: WISO Diskurs. Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Hrsg. v. der Friedrich Ebert Stiftung. Berlin.

Gilbert, James (2005): Men in the Middle. Searching for Masculinity in the 1950s. Chicago.

Heilmann, Andreas (2008): Homosexuelles Outing im Spannungsfeld von Männlichkeit, Medien und Politik. Theoretisch-konzeptioneller Rahmen für eine Analyse der Outings von homosexuellen Spitzenpolitikern. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 26 (2), S. 18-32.

– (2009): Normalität auf Bewährung. Normalisierung homosexueller Männlichkeit im printmedialen Diskurs der Politiker-Outings. Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin.

Hollstein, Walter (2008): Was vom Manne übrig bleibt. Krise und Zukunft des „starken" Geschlechts. Berlin.

Kaykhanidi, Marina (2007): Gleichstellungspolitik als Karrierebremse? Oder wie hängt der Zugewinn an Macht bei weiblichen Politikerinnen mit dem Verlust von Definitionsmacht bei den frauen- und gleichstellungspolitischen Inhalten zusammen? Diplomarbeit im Magisterstudiengang Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Kerfoot, Deborah; Knigts, David (1996): 'The best is Yet to Come': The Quest for Embodiment in Managerial Work. In: Collinson, David. L.; Hearn, Jeff (Hg.): Men as Managers, Managers as Men. Critical Perspectives on Men, Masculinities and Managements. London, S. 78-98.

Kurbjuweit, Dirk (2009): Angela Merkel. Die Kanzlerin für alle? München.

Laclau, Ernesto; Mouffe, Chantal (2006): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. 3. Aufl. Wien.

Lange, Ralf (1998): Männer – Macht – Management. Zur sozialen Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit im Management von Organisationen. In: Widersprüche 18 (67), S. 45-61

Lohr, Karin; Nickel, Hildegard M. (Hg.) (2005): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Martschukat, Jürgen; Stieglitz, Olaf (2005): „Es ist ein Junge!" Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen.

Meuser, Michael (2001): „Ganze Kerle", „Anti-Helden" und andere Typen. Zum Männlichkeitsdiskurs in den neuen Männerzeitschriften. In: Döge, Peter; Meuser, Michael (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge der Geschlechterforschung. Opladen, S. 219-236.

– (2006a): Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 160-175.

– (2006b): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 2. überarb. u. akt. Aufl. Wiesbaden.

– (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit. Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen – Wissen – Ethik 21 (3) [im Erscheinen].

–; Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit – Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M./New York, S. 211-228.

Moldaschl, Manfred; Voß G. Günter (Hg.) (2002): Subjektivierung von Arbeit. München/Mering.

Scholz, Sylka (2004): Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster.

– (2006a): Review Essay: Männliche Herrschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 16 (2), S. 265-274.

– (2006b): Von „Rüpeln", „Testosteronbomben" und einem „Engel ... der über Leichen geht" – Geschlechterkonstruktionen im Bundestagswahlkampf 2005. In: femina politica 15 (2), S. 56-66.

– (2007a): Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild; Meuser, Michael; Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 51-67.

– (2007b): Geschlechterbilder und Geschlechterpolitiken im Bundestagswahlkampf 2005. Eine Einleitung. In: Scholz, Sylka (Hg.): „Kann die das?" Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 7-24.

– (2007c): „Männer reden Merkel klein." Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005. In: Scholz, Sylka (Hg.): „Kann die das?" Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 103-116.

–; Willms, Weertje (2008): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion. In: Scholz, Sylka; Willms, Weertje (Hg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 233-257.

– (2009): Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Aulenbacher, Brigitte; Wetterer; Angelika (Hg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 82-100.

Statistisches Bundesamt (2008): Datenreport 2008. Ein Sozialbericht über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.

Tholen, Toni (2008): Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion. In: Scholz, Sylka; Willms, Weertje (Hg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S.217-230.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt a.M./ New York.

Weber, Max (1992): Politik als Beruf. In: Mommsen, Wolfgang (Hg.): Max Weber – Gesamtausgabe, Band 17. Tübingen, S. 156-252.

Birgit Sauer

Restrukturierung von Männlichkeit
Staat und Geschlecht im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung

1 Finanzkrise als Krise neoliberaler Männlichkeit? Einleitung

Ganz ohne Zweifel thematisierten die öffentlichen Debatten um die Finanz- und Wirtschaftskrise der Jahrzehntwende Männlichkeit – teilweise explizit, teilweise aber auch lediglich implizit. Drei Dimensionen dieser Männlichkeitsdebatten lassen sich ausmachen, nämlich Männer als Verursacher der Krise, die Krise als Ausdruck einer längerfristigen Krise von Männlichkeit und schließlich die männliche Schlagseite der Krisenlösungen: *Erstens* bezeichneten öffentliche Stimmen wie Matthias Horx die Finanzkrise als „männliche Krise" (Interview in: Süddeutsche Zeitung, 5.10.2009). Was wir erlebten, sei, so auch die *Zeit*-AutorInnen Hamann, Niejahr und Schloter (Die Zeit, 23.7.2009), keine „re-cession", sondern eine „he-cession", eine „Männerkrise". Die Krise sei verursacht durch die Gier, das Spielertum und das Risikoverhalten von testosterongesteuerten Derivathändlern, Bankern und Managern. Diese hätten Maß und Ziel verloren und im Rausch individueller Profitmaximierung, aber auch im Rausch des Systems „Finanzialisierung" die Immobilienblase und den Zusammenbruch der Banken verursacht. „Die Finanzkrise", so Matthias Horx, „ist letztlich das Resultat riskanter Männer-Strategien. Sie ist auch eine Testosteron-Krise. Man hat die Pegel dieses männlichen Hormons bei den Finanzanalysten und Brokern in New York und London während des Booms gemessen und festgestellt, dass die extrem hoch waren." (Interview in: Süddeutsche Zeitung, 5.10.2009).

Wäre die Krise also gar nicht eingetreten oder hätte sie zumindest einen anderen Verlauf genommen, wenn die Investmentbank „Lehman Brothers" von den „Lehman Sisters" geleitet worden wäre, so die Frage einer Tagung der Gewerkschaft 'verdi' in Frankfurt am Main (FAZ, 30.1.2010), wenn also Frauen die Finanzmärkte zumindest mitbestimmt hätten? „Hätten wir", Horx ist sich diesbezüglich sicher, „weltweit 40 Prozent Frauen vor der Krise in den

Aufsichtsgremien gehabt, wäre sie anders verlaufen." Denn: „Frauen [gehen] risikoaverser als Männer und mit Verantwortung anders um [...]. Auch der Machtwillen ist anders ausgeprägt." (Interview in: Süddeutsche Zeitung, 5.10.2009).

Diese Medienstimmen erklären die Finanzkrise also mit einem biologischen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzept. Der Zusammenhang von Geschlecht und Ökonomie wird dadurch auf individuelles Verhalten bzw. auf individuelle, vor allem biologische Charakteristika reduziert. Ein solch individualisierendes und naturalisierendes Interpretationsmuster ist enorm entlastend, kann doch die komplexe und multiple ökonomische, soziale und kulturelle Krise durch biologische Funktionsweisen wie Hirnströme (so jüngst in der Neuro-Ökonomie; vgl. Priddat 2007) und körperliche Phänomene wie Hormone erklärt werden. Kurzum: 'Bio'-Männer werden für die Finanzkrise verantwortlich gemacht, aber nicht ein ökonomisches und gesellschaftliches System, namentlich der Neoliberalismus. Dies verstellt auch den Blick auf geschlechtsspezifische Strukturzusammenhänge.

Die erstmalige Verleihung des Wirtschaftsnobelpreises an eine Frau, Elinor Ostrom im Oktober 2010, mag wie eine ebenso biologistische Antwort auf das Versagen von ökonomischen Modellen, die in maskulinen Vorstellungen des rationalen *homo oeconomicus* gründen, wirken. Doch diese Entscheidung war auch eine geschlechterbewusste, denn die ökonomischen Handlungsmodelle der Politikwissenschaftlerin Ostrom sind gesellschaftlich und politisch kontextualisiert und bilden eine Gegenposition zur ökonomischen Modellbildung in der Tradition von *rational choice* (zur Kritik Michalitsch 2006; Habermann 2008).

Eine *zweite* Dimension der 'Männlichkeit in der Krise' ist die Tatsache, dass sich vor allem in der exportorientierten Bundesrepublik Deutschland die 'alten' männlichen Industrien in der Krise befinden. Die strukturelle Krise der Automobilindustrie macht männliche, zunehmend auch junge Arbeiter zu aktuellen Krisenverlierern. „Männlich, jung – arbeitslos", titelte beispielsweise die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) am 14.9.2009. So stieg die Männererwerbslosigkeit in Deutschland von März 2009 bis März 2010 um 1,7% an, während die Frauenerwerbslosigkeit im selben Zeitraum um 3,2% sank (www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/detail/a.html; Zugriff: 1.6.2010). Dieser Trend rascher steigender Männererwerbslosigkeit als Folge der Finanz- und Wirtschaftskrise war 2009 in allen EU-Staaten feststellbar (Young & Schubert 2010, V). Nicht zuletzt deshalb wird die Krise als eine Erschütterung tradierter ungleicher Geschlechterverhältnisse gelesen, gründen diese doch

in einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in der Männer kontinuierlich berufstätig sind: Die Krise „verändert das Verhältnis der Geschlechter", so die oben erwähnten *Zeit*-AutorInnen, und zwar nicht nur in der Familie, wo der erwerbslose Mann nun einkaufen und den Müll wegbringen muss, sondern auch im Erwerbsleben, denn da könnten und sollten nun „Frauen für neues Wachstum sorgen" (Die Zeit, 23.7.2009).

Eine *dritte* Dimension der Männlichkeit in der Krise haben erst kritische feministische Wissenschaftlerinnen auf die Tagesordnung gesetzt. Sie wiesen nach, dass die staatlichen Lösungswege aus der Krise, die in Deutschland, aber auch in anderen Ländern eingeschlagen wurden, vergeschlechtlicht sind und Männer privilegieren. Bankenrettungspakete, Kurzarbeitsgeld für spezifische Industrien, so genannte Auto-Abwrackprämien als Anreiz für den Kauf eines neuen Wagens und weitere staatliche Unterstützungsmaßnahmen der Automobilindustrie, beispielsweise die öffentlich so laut inszenierte wie heftig umstrittene Rettung des Automobilherstellers Opel, also alle staatlichen Förderungen so genannter 'systemwichtiger' Branchen hatten eine maskulinistische Schlagseite: Sie griffen jenen Ökonomien unter die Arme, die einen überproportional hohen Männeranteil besitzen (Reiner 2009). Frauenarbeitsplätze, sei es im Dienstleistungsbereich – so das Beispiel des bundesdeutschen Dienstleisters „Arcandor", zu dem auch das Versandhaus „Quelle" gehörte –, sei es im gesamten Pflegebereich, wurden nicht als 'systemwichtig' qualifiziert und erhielten deshalb keine oder weit geringere staatliche Subventionen. „Quelle" wurde – im Unterschied zu Opel – in die Insolvenz entlassen (Sauer 2010).

Diese ambivalente Geschlechterdimension des Krisenhöhepunktes ökonomischer Globalisierung, also des Versagens der Selbstregulierung globaler Finanzmärkte, verweist auf die paradoxen Folgen ökonomischer, sozialer und politischer Transformationen der vergangenen 15 Jahre. Einerseits bergen die Transformationen Chancen zur Überwindung von Maskulinismus und Männerzentriertheit, von hierarchischer Zweigeschlechtlichkeit und unterworfener Weiblichkeit. Ökonomische Globalisierung und politische Internationalisierung können sich in Richtung 'Entgeschlechtlichung', d.h. Erosion von privilegierenden Männlichkeits- und ausschließenden oder diskriminierenden Weiblichkeitsregimen, zu größerer Geschlechtergerechtigkeit sowohl in Bezug auf Erwerbsarbeit wie auch in Bezug auf politische Repräsentation entwickeln. Westliche Industriestaaten können beispielsweise ihre Geschlechterregime nicht mehr nach dem Modell des Keynesianischen (Wohlfahrts-)Staates und dem männlichen Familienernährermodell organisieren, sondern sie müssen neue Geschlechterarrangements entwerfen. Die steigende Integration von Frauen ins Erwerbsleben, gefordert u.a.

durch die so genannten 'Lissabonziele' der EU,[1] forciert die Herausbildung von *dual-breadwinner*-Modellen mit Konsequenzen nicht nur für innerfamiliäre Machtverhältnisse oder für die Identitätsbildung männlicher und weiblicher Erwerbsarbeiter, sondern auch mit politischen Konsequenzen sozialstaatlicher Organisierung, wie es in den neuen bundesdeutschen Politiken zum Elternurlaub zum Ausdruck kommt. Auch Männlichkeiten sind in diesem Kontext offen und veränderbar (Connell & Messerschmidt 2005, S. 853).

Andererseits kann die Dynamik des Handlungshorizonts neoliberale Globalisierung auch in Richtung weiterer „Verzweigeschlechtlichung" (Wetterer 2004) – insbesondere entlang der Linien von Klasse und Ethnie – führen. Im Prozess der Umstrukturierung von (National-)Staatlichkeit ist bislang eines gewiss: Nationalstaatlich eingehegte Geschlechter- und damit korrespondierende Männlichkeitsregime brechen auf und neue Geschlechteridentitäten bilden sich als Grundlage staatlicher Ordnung und politischen Handelns heraus; ob damit aber Männlichkeit als ein Strukturmerkmal westlicher Industriegesellschaften transformiert wird, soll im folgenden Text kritisch hinterfragt werden. Ich möchte vielmehr darlegen, dass im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung Männlichkeit als geschlechtsspezifische Herrschaftsform rekonfiguriert und auf neuartige und erweiterte Weise wieder hergestellt wird. Diese neue Männlichkeitsform werde ich im Folgenden als 'neoliberale Männlichkeit' bezeichnen. Diese Rekonfiguration ist zugleich die Voraussetzung dafür, dass sich hegemoniale Männlichkeit als die zentrale Form westlicher Geschlechterregime erhalten konnte.

Um diese These von der Rekonfigurierung hegemonialer Männlichkeit zu argumentieren, werde ich zunächst den Zusammenhang von Staat, Geschlecht und Männlichkeit darlegen. Im nächsten Schritt arbeite ich die Entstehung neoliberaler (politischer) Männlichkeiten im Kontext ökonomischer Globalisierung und im Prozess der Internationalisierung von Staatlichkeit heraus. Daran anschließend wird dann am Beispiel der 'Männlichkeit in der Krise' die Reichweite umgearbeiteter neoliberaler politischer Männlichkeiten diskutiert. Ein kurzes Fazit beleuchtet die anti-feministische Konstante als Element neoliberalen Umbaus. Anzumerken bleibt, dass meine Überlegungen nicht auf systematischen empirischen Studien basieren, sondern vielmehr paradigmatische Überlegungen sind, die empirische Beispiele zur Illustration heranziehen.

---

1 Die in Lissabon im Jahr 2000 beschlossene Strategie der EU zielte darauf ab, bis zum Jahr 2010 60% der erwerbsfähigen Bevölkerung in die Erwerbsarbeit zu integrieren. Für viele EU-Länder hat dies eine Erhöhung der Frauenerwerbsquote bedeutet.

2 Zum Zusammenhang von Staat, Geschlecht und Männlichkeit

„Ich sehe in dieser inneren Kraft, die sich mehr an das Amt als an den Beamten, mehr an den Mann als an die äußeren Zeichen seiner Macht knüpft, etwas Männliches, das ich bewundere", schreibt der scharfsinnige französische Analytiker der amerikanischen Demokratie, Alexis de Tocqueville im Jahr 1835 (1997, S. 121). Was wird – im Unterschied zu Tocquevilles emphatischem Bezug auf Männlichkeit in der Politik – heute unter politischer Männlichkeit verstanden? Ich begreife *politische* Männlichkeit als eine Dimension je spezifischer, nach Ländern variierender 'Männlichkeitsregime'. Diese Männlichkeitsregime stehen in Relation zu 'Weiblichkeitsregimen', d.h. sie sind mit institutionalisierten Vorstellungen von Weiblichkeit verwoben. Männlichkeits- und Weiblichkeitsregime sind in einem Spannungs- und Abgrenzungsverhältnis angesiedelt. Oder anders formuliert: Die Geschlechterregime aller westlichen Gesellschaften zeichnen sich durch die Unterordnung von Weiblichkeit unter Männlichkeit aus (Connell & Messerschmidt 2005, S. 840; vgl. auch Bereswill, Meuser & Scholz 2009).

Männlichkeitsregime umfassen die folgenden fünf Aspekte: erstens die 'materielle Ebene', also maskulinistische gesellschaftliche *Verhältnisse*, vornehmlich vermittelt über Arbeit und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung; zweitens *soziale Praxen und Kräfteverhältnisse*, die weibliche Unterordnung immer wieder herstellen; drittens *Institutionen und Normen*, die Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit als höherwertig festschreiben; viertens die *symbolische Ebene* der (Re-)Präsentation von Männlichkeiten oder von Diskursen über Männlichkeiten und schließlich fünftens männliche *Subjektivierungsweisen*, also die Dimension der individuellen Aneignung von Normen, Diskursen und deren Institutionalisierungen. Diese Vorstellung korrespondiert mit Raewyn Connells[2] Konzept von Männlichkeit: „'(M)asculinity' represents not a certain type of man but, rather, a way that men position themselves through discursive practices" (Connell & Messerschmidt 2005, S. 841). In Anlehnung an Connell (1995, S. 76ff.) unterscheide ich mehrere Formen von männlichen Subjektivierungen bzw. Aneignungspraxen, nämlich hegemoniale, untergeordnete, komplizenhafte und marginalisierte Männlichkeiten.

In der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung wird im Anschluss daran die Männlichkeit des Staates und die Männlichkeit von Politik in den folgenden fünf Dimensionen diskutiert – Dimensionen, die nicht als distinkt, sondern als unterschiedliche Perspektivierungen zu verstehen sind (Sauer 2001): Die *erste*

2 Ich folge hier dem Hinweis von Nikki Wedgwood, dass Raewyn Connell auch in Bezug auf ihre vergangenen Publikationen (als Robert W. Connell) als Frau zitiert werden möchte (Wedgwood 2009, Fußnote 2).

Dimension, die sich an der biologischen Kategorie Geschlecht orientiert, wird als „positionale" (Lovenduski 1996, S. 5) oder „nominale" Männlichkeit (Witz & Savage 1992, S. 35) bezeichnet. In dieser Perspektive gerät die 'Bemanntheit' des Staates, d.h. die quantitative Überrepräsentation von Männern in politischen Entscheidungsgremien und im Staatsapparat in den Blick. Parteien, Parlamente, staatliche Verwaltungen, aber auch der erweiterte Staatsapparat wie z.B. die Sozialpartnerschaft, sind eingeschlechtlich männlich und sie re-inszenieren stetig das männliche 'Gruppenbild mit Dame'. Männliche Seilschaften in der Politik fördern im Prozess der Rekrutierung von politischem Personal systematisch das Gleiche, ihresgleichen, also Männer. Diese Dimension politischer Männlichkeit verweist also auf eine homosoziale und zum Teil auch homo-erotische Vergemeinschaftung im Feld der Politik (Kreisky 1995).[3] Diese Art des politischen Maskulinismus ist inzwischen zwar vielfach *durch*brochen, sicher aber nicht *ge*brochen. Frauen sind mittlerweile durchaus Teil der politischen Führungselite und auch von politischen Seilschaften, allerdings nach wie vor durch eine gläserne, besonders dicke Decke gebremst.

Diese mit dem biologischen Geschlecht argumentierende Perspektive wird durch eine *zweite* Dimension, die „organisationelle" (Lovenduski 1996, S. 5) oder „substantielle" Männlichkeit (Savage & Witz 1992, S. 37) politischer Institutionen und Bürokratien erweitert. Eva Kreisky (1992) prägte dafür den Begriff vom „Staat als Männerbund" und verweist damit auf „Männlichkeit als System" (Kreisky 1995), also darauf, dass die Männlichkeit des Staates nicht nur am biologischen Geschlecht der Akteure festzumachen ist. Vielmehr reproduzieren Regeln und Normen, die das politische und bürokratische Verhalten und Handeln bestimmen, eine männliche Kultur, z.B. durch eine innerinstitutionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, durch ent-emotionalisierte Regelsysteme, die Männer als emotionslos perzipieren, Frauen zugleich aber auf Emotionalität festschreiben, oder durch das Senioritätsprinzip, das kontinuierliche, also männliche Berufsverläufe mit Autorität und Macht ausstattet. Auch mein Begriff der 'versachlichten Männlichkeit' will auf diese Form der institutionell eingelagerten Männlichkeit im Staat hinweisen (Sauer 2001).

Eine *dritte* Dimension bezieht sich auf die männlichen Kräfteverhältnisse und Praxen, die den Staat ausmachen. Diese staatstheoretische Perspektive verweist darauf, dass der Staat die „Verdichtung" (Nicos Poulantzas) von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und Praxen ist (Ludwig & Sauer 2010). Staatlichkeit ist ein

3 Die Einschlussrituale in 'politische Männerbünde' weisen oft auch sexuelle Konnotationen auf.

Terrain, auf dem sich geschlechtsspezifische Ungleichheitsstrukturen verknüpfen, verdichten, d.h. institutionalisiert werden. Staatliche Institutionen können so als 'sedimentierte' maskulinistische Kräfteverhältnisse und Praxen verstanden werden. Diese Dimension politischer Männlichkeit legt den Schwerpunkt – ähnlich wie das Konzept versachlichter Männlichkeit – darauf, dass gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpraxen, beispielsweise die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, vor allem aber Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, freilich auch zwischen Männern und zwischen Frauen, in staatliche Institutionen und Normen eingelassen sind. Die materielle Basis maskulinistischer Staatlichkeit und ihrer politischen Institutionen ist somit durch soziale Kräfteverhältnisse und hegemoniale männliche Konstellationen konfiguriert.

Die *vierte* Dimension bezieht sich auf den politischen Prozess. Mit dem Konzept der Policy-Männlichkeit hebt die britische Politikwissenschaftlerin Joni Lovenduski (1996, S. 6) darauf ab, dass staatliche Politiken auf eine geschlechtsspezifische Ungleichheitsstruktur treffen und deshalb wie geschlechtsselektive Filter wirken: Sie privilegieren männliche, vor allem erwerbsbezogene Interessen und Lebensweisen. Gesetze präferieren also spezifische Männlichkeiten, den männlichen Familienernährer beispielsweise, und machen diese Männlichkeiten dadurch hegemonial. Staatliche Politiken institutionalisieren aber auch marginalisierte Männlichkeiten, z.B. den migrantischen männlichen Jugendlichen als Bildungsverlierer oder als Gewalttäter.

Die *fünfte* Dimension staatlicher Männlichkeit bezieht sich auf die individuelle oder Mikro-Ebene, beleuchtet also den Staat als eine Form „männlicher Subjektivierung" (Ludwig & Sauer 2010). Damit ist gemeint, dass der Staat ein Terrain ist, auf dem hegemoniale, komplizenhafte, unterworfene und marginalisierte Männlichkeiten erarbeitet werden. All diese Formen von Männlichkeit sind also nicht als vor- oder außerstaatliche zu begreifen, sondern vielmehr als Ergebnisse von Kräfteverhältnissen und somit als staatliche Institutionen. Anders gesagt: Staatlichkeit und Männlichkeiten sind gleich ursprünglich, aber nicht kongruent. Diese Dimension hebt hervor, dass Individuen, ihre Körper, ihre Emotionen und ihr Denken mit sozialen Strukturen und mit Staatsverhältnissen verknüpft sind. Männlichkeit ist dann nicht individualisiert, sondern immer auch als Struktur gedacht. Wichtig an diesem Gedanken ist, dass in Staatsdiskursen und -praxen soziale Positionen und politische Identitäten nicht schlicht zwangsweise verordnet werden, sondern dass sie aktiv angeeignet werden müssen. Staatlichkeit ist somit nicht nur ein repressiver Apparat, sondern auch eine Arena, in der Subjekte ihre Identitäten und Interessen aktiv ausbilden, in der sie Staatlichkeit potenziell auch verändern können. Geschlechtsidentitäten und Geschlechterregime, also

auch institutionalisierte Männlichkeiten sind soziale Aneignungspraxen und mithin Gegenstände sozialer Auseinandersetzung und Veränderung (Connell & Messerschmidt 2005, S. 832, 836). Dies bedeutet dann auch, dass staatliche Männlichkeiten stets umstritten, widersprüchlich und kompromisshaft sind (ebd., S. 852).

Im Folgenden möchte ich herausarbeiten, welche Ausprägungen von 'Staatsmännlichkeit' oder von politischen Männlichkeiten im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung entstanden sind.

3 Die Entstehung neoliberaler politischer Männlichkeiten im internationalisierten Staat

Der *catch all*-Begriff 'Globalisierung' umfasst sowohl soziale, politische, kulturelle wie auch ökonomische Transformationsdynamiken (vgl. Beisheim & Walter 1997, S. 155ff.). Globalisierung bezeichnet die Entgrenzung von Nationalstaaten durch medial-kommunikative Vernetzung und Migrationsbewegungen, die Internationalisierung politischer Entscheidungsorgane, die Verringerung räumlicher und zeitlicher Distanzen durch rasche Interaktionsmedien, vor allem aber die nahezu weltweite Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise. Den Globalisierungs*diskursen* und *-praxen* ist eines gemeinsam: Sie konfigurieren soziale, politische und symbolische Räume auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene neu und rahmen sie in einem wettbewerblichen und effizienzbezogenen Horizont. Globalisierung ist deshalb treffender als „globale *neoliberale* Restrukturierung" (Marchand & Runyan 2000, S. 3ff.; Hervorhebung B.S.) zu bezeichnen.

Neoliberale Restrukturierung impliziert eine „politische Revolution" (Brodie 1994, S. 55), weil auch die Sphäre des Politischen re-artikuliert und die Grenzen des Politischen neu abgesteckt werden. Die „Entfesselung" des Kapitalismus nach dem Niedergang des Realsozialismus und die „Entbettung" von Kapital- und Finanzströmen schufen in den Nationalstaaten, dem einstigen politischen „Bett" des Kapitalismus, neue Grundlagen von Staatlichkeit (vgl. Altvater & Mahnkopf 1996, S. 107) auf nationaler wie internationaler Ebene. Der Staat erodiert also nicht, vielmehr vollzieht der Staatsapparat einen „Formwandel in der Architektur" (ebd., S. 116). Zudem ließ politische Internationalisierung in der vergangenen Dekade auf internationaler, aber auch auf nationaler und lokaler Ebene neue Formen politischer Willensbildung und Entscheidung entstehen. Das Charakteristikum dieser neuartigen Entscheidungsstrukturen ist es, dass (national-)staatliche Verwaltungen nicht mehr die dominanten Akteure sind, sondern dass auch gesellschaftliche Gruppen, also Nicht-Regierungsorganisationen

(*non governmental organisations*/NGOs) und Frauengruppen, beispielsweise die European Women's League, schon frühzeitig in Politikprozesse eingebunden werden. Das staatliche Definitions- und Entscheidungsmonopol wird mithin relativiert, so dass mit diesen 'Governance'-Strukturen die Hoffnung auf nichthierarchische, kooperative, also demokratischere Formen von Politik verknüpft ist. 'Governance' kann somit als eine Möglichkeitsstruktur gesehen werden, um maskulinistische Formen der auf (National-)Staatlichkeit basierenden Weltordnung zu überwinden (vgl. u.a. Holland-Cunz 2000, S. 26; Holland-Cunz & Ruppert 2000, S. 16).

Die Internationalisierung von Staatlichkeit ist deshalb ein maskulinistisches Projekt, weil sie sedimentierte Geschlechterasymmetrien ebenso wie ethnische und klassistische Ungleichheitsstrukturen nicht prinzipiell beseitigt, sondern in neuer Weise wieder herstellt. Geschlechterverhältnisse bleiben mithin Herrschaftsverhältnisse, die Wahrscheinlichkeit der Herausbildung geschlechterdemokratischer Strukturen ist eher gering zu veranschlagen und 'positionale' wie auch 'versachlichte' Männlichkeit bleiben erhalten oder werden verstärkt. Zugleich entstehen – zur Absicherung dieser positionalen und versachlichten Staatsmännlichkeiten – neue männliche Subjektivierungen und neue Männlichkeitsmuster. Diese neuartigen Konstellationen bezeichne ich als 'neoliberale Männlichkeiten'. Ich möchte im Folgenden anhand der oben eingeführten Dimensionen von 'Staatsmännlichkeit' die Ausprägungen neoliberaler Männlichkeiten im internationalisierten Staat darstellen.

3.1 'Positionale' Männlichkeit: die Stärkung männerbündischer Strukturen

Politik jenseits des Nationalstaats, in internationalen Netzwerken der Kooperationen zwischen Frauen aus dem Süden und dem Norden öffnete im vergangenen Jahrzehnt neue feministische Handlungsräume. Die Geschichte von Frauen-NGOs auf den UN-Konferenzen kann in dieser Hinsicht als Erfolgsgeschichte geschrieben werden: So konnte die *deskriptive*, also *quantitative Repräsentation* (vgl. Pitkin 1967) von Frauen in internationalen Gremien wie der Weltbank und der UNO sichtbar erhöht werden (D'Amico 1999), und im Kontext der UNO-Konferenzen avancierten Frauengruppen sowie Frauen-NGOs zu wichtigen globalen Akteuren. Die Europäische Kommission gilt als Initiatorin von europäischen Frauennetzwerken (vgl. Abels 2001). Frauenbewegungen wurden zu einem zentralen Baustein von 'Global Governance', ja die internationale Frauenbewegung kann sogar als eine Mitinitiatorin von 'Global Governance'-Strukturen bezeichnet werden (vgl. Ruppert 2002, S. 61).

Allerdings konnte diese gesteigerte Repräsentation von Frauen und Frauenbewegungen positionale Männlichkeit, also die Überrepräsentation von Männern in den (neuen) politischen Entscheidungsgremien auf internationaler Ebene nicht beseitigen. Auch supranationale Institutionen sind historisch wie die nationalen politischen Institutionen unter Ausschluss von Frauen entstanden und ihnen ist nach wie vor ein maskulinistischer Bias eingeschrieben: Die Apparate internationaler Staatlichkeit sind ganz offensichtlich 'bemannt'. So sind Frauen in mächtigen politischen Regulierungsinstitutionen wie der Weltbank, dem IWF, der Europäischen Zentralbank oder der WTO signifikant unterrepräsentiert (Lenz 2002, S. 84ff.). Ein aktuell in der Finanzkrise in den Blick geratenes Beispiel ist die Unterrepräsentation von Frauen in den Aufsichtsräten von global agierenden Konzernen, in den Chefetagen großer Bankhäuser und in den globalen Governance-Gremien der Finanzmärkte wie beispielsweise im 'Basel Committee on Banking Supervision' (Schubert & Young 2010, S. 13). Darüber hinaus sind Frauen nicht nur in den großen Organisationen von 'Global Governance' marginalisiert, sondern auch in inter- und transnationalen NGOs (vgl. Ruppert 2002, S. 79).

Mit der Herausbildung von internationalen 'Governance'-Regimen, also mit der Verschiebung von politischen Entscheidungen in nationale und internationale nicht-öffentliche Verhandlungsnetzwerke, ist in der Regel auch die Geschlechtshomogenisierung eines Arkanums, also eines kleinen geheimen Zirkels von Entscheidungsträgern, verbunden. Mannsein, dies zeigte Alison Woodward (1996) für die EU-Kommission, wird – gerade als in fremd und divers wahrgenommenen internationalen Gremien – zum Mittel der Vergemeinschaftung über nationalstaatliche, kulturelle und sprachliche Differenzen hinweg. Politische Internationalisierung ist somit ein Modus der Wiederherstellung positionaler Männlichkeit.

3.2 'Versachlichte' Männlichkeit: Informalisierung von Politik und Männerseilschaften

Die Generierung internationaler Regelungsmuster war bislang weder auf der nationalen noch auf der internationalen Ebene mit der Infragestellung 'versachlichter' Männlichkeit verbunden. Im Gegenteil: Auch auf der Ebene supranationaler Staatlichkeit dominieren tradierte männliche Regeln und Praxen. Zentraler Mechanismus der Konservierung und Reproduktion versachlichter Männlichkeit ist die zunehmende Informalisierung von Politik in den Substrukturen von nationalen und internationalen Verhandlungsrunden und -netzwerken des

vorparlamentarischen Raums. Im so genannten 'Verhandlungsstaat' verlieren dadurch demokratisch legitimierte Institutionen wie Parlamente ihr Monopol auf politische Problemdefinition, auf das Agendasetting, auf Problemlösungsstrategien und auf Entscheidungen an korporatistische Netzwerke zwischen staatlicher Administration, starken gesellschaftlichen Gruppen wie Industrie und Gewerkschaften, aus Kirchen, Medien und Wissenschaft. Vivien Schmidt (1995, S. 85) spricht von „Asymmetrien" staatlicher Macht, weil durch diese Informalisierung auch zunehmend die Macht der Exekutive gegenüber der Legislative gestärkt wird. Dieser Prozess der 'Entparlamentarisierung' und der Stärkung der Staatsadministrationen im Politikentscheidungsprozess wird in der Einsetzung von neuen Expertengremien wie beispielsweise dem bundesdeutschen 'Ethikrat' deutlich. In diese Netzwerke des Verhandlungsstaates sind gesellschaftliche Akteure wie NGOs, also auch Frauengruppen, teilweise integriert, doch die Macht und Stärke von ökonomischen Interessengruppen geht deutlich über bekannte korporatistische Formen hinaus.

Diese Prozesse der 'Privatisierung' und Informalisierung von Politik haben auch geschlechterpolitische Verschiebungen zur Folge, schwächen sie doch jene Repräsentationsorgane und Aushandlungsprozesse wie beispielsweise Parlamente, in die sich Frauen einen quotierten Zugang erkämpft haben. Politische Entscheidungen werden demgegenüber verstärkt in männerbündischen, semi-öffentlichen Seilschaften und Verhandlungsnetzwerken getroffen. Entöffentlichung, d.h. fehlende Öffentlichkeit und Kontrolle, ist ein Modus der Maskulinisierung oder versachlichter Männlichkeit und vor allem der Verschränkung von positionalen und versachlichten Männlichkeiten.

3.3 Verstärkung der Policy-Männlichkeit

Die intensivere Form der informellen Verflechtung zwischen Interessenverbänden, Bürokratie und privaten Akteuren erhöht also tendenziell den Männereinfluss. Dadurch wird eine erfolgreiche Intervention institutioneller Frauen- und Gleichstellungspolitik erschwert und zugleich Policy-Männlichkeit intensiviert. So konnte zwar die substantielle Repräsentation von Frauen auf internationaler Ebene[4] in der vergangenen Dekade deutlich gesteigert und Policy-Männlichkeit zumindest relativiert werden: In internationalen Regulierungsregimen waren Frauengruppen erfolgreich in der Lage, die politische Agenda zu vergeschlecht-

4 Hierunter wird Handeln 'für' Frauen innerhalb einer Institution bzw. innerhalb eines Policy-Prozesses verstanden (vgl. Pitkin 1967).

lichen (vgl. Meyer & Prügl 1999, S. 5), Geschlecht zu einem wichtigen internationalen Thema zu machen und das Politikfeld 'internationale Frauenpolitik' zu etablieren (Ruppert 2002, S. 60). Feministischen Expertinnen gelang es, das Geschlechterwissen wichtiger internationaler Institutionen wie UNO, Weltbank und EU-Kommission zu erhöhen, also zu „gender mainstreamen" (Hafner-Burton & Pollack 2009), diese Organisationen für Geschlechterfragen zu sensibilisieren und ihre politischen Themen geschlechtssensibel zu 'framen'. Die internationale Frauenbewegung gab beispielsweise entscheidende Impulse, Frauenrechte (u.a. reproduktive Rechte, Schutz vor Gewalt gegen Frauen, Anerkennung von Vergewaltigung als Kriegsverbrechen) in die Menschenrechtsagenda einzuschreiben (vgl. Meyer & Prügl 1999, S. 3, 7; Joachim 2000; Klingebiel 2000, S. 162). Auch auf der EU-Ebene sind ähnliche Erfolge zu verzeichnen. Die EU-Kommission konnte im Zusammenspiel mit dem Europäischen Gerichtshof frauenfreundliche Politiken in der Arbeitswelt oder verbindliche Anti-Diskriminierungsgesetze realisieren und in unwilligen Nationalstaaten wie Deutschland implementieren.

Worin zeigt sich dann der neue Policy-Maskulinismus? Die informellen Institutionen der so genannten post-nationalen Netzwerkdemokratie erweisen sich für geschlechtsspezifische Themen und das normative Ziel der Geschlechtergerechtigkeit ebenso undurchlässig wie die formellen nationalen Institutionen. Dies liegt nicht zuletzt an der ökonomistischen Einbettung von Politiken und insbesondere an der nachhaltigen und verstärkten Verschiebung nationaler Policy-Prioritäten weg von Care- und Pflegearbeit hin zur Exportorientierung. Diese Vernachlässigung von Care-Arbeit bei forcierter Erwerbsbeteiligung von Frauen sowie die Schaffung eines feminisierten Niedriglohnsektors durch neue arbeitsmarktpolitische Instrumente sind Beispiele für die noch immer dominante maskulinistische Erwerbszentrierung staatlicher Politiken. Auch der internationale bevölkerungspolitische Diskurs ist ein Beispiel für Policy-Maskulinismus auf der internationalen Ebene. Geschlecht avanciert z.B. zu einer Ressource für ökonomisches Wachstum in den Ländern der Peripherie (so im Weltbankbericht 2001, Kap. II, zit. in: Ruppert 2002, S. 56). In diesem Sinne werden Empowerment-Programme ökonomisch und bevölkerungspolitisch 'geframet' und umgedeutet (reproduktive Rechte, Frauengesundheit), und Frauen werden 'in Wert gesetzt'.

3.4 Neue Subjektivierungsformen hegemonialer neoliberaler Männlichkeiten

Die oben dargelegten strukturellen 'Makro'-Maskulinismen werden im Folgenden durch eine Sicht auf die Mikro-Ebene von Männlichkeiten ergänzt.

Anhand von Aneignungspraxen und -typen sollen einige wichtige Formen aktueller männlicher Subjektivierungsweisen dargestellt werden. Neoliberale Restrukturierung impliziert nicht nur neue nationalstaatliche und internationale Institutionen, sondern auch die Technik des „Selbstregierens" (Foucault 2000), also neue männliche Subjektivierungsformen. Im internationalisierten Staat bilden sich neue Subjektivierungsweisen und mithin auch neue Formen und Modi der Konstruktion von Männlichkeiten heraus. Der internationalisierte Staat ist eine „arena of masculinity formation" (Connell 1998b, S. 16). Connell differenziert historisch drei Phasen von „globalisierten Männlichkeiten", jene des Zeitalters der Eroberungen, des Kolonialismus und des Postkolonialismus und Neoliberalismus (Connell 1998b, S. 12ff.). Die folgenden Beispiele neoliberaler Männlichkeiten sollen also auf Strukturen verweisen und die Subjektivierungsweisen prototypisch herausarbeiten.

3.4.1 Internationalisierte 'Staatsmännlichkeit' und transnationale Wirtschaftsmännlichkeit

In den neuen internationalen 'Governance'-Formen sind Frauen zwar sichtbarer integriert, doch die mit diesen Strukturen verknüpften geschlechtsspezifischen und ethnisierten Anrufungsformen sind in ein macht- und herrschaftsvolles Setting integriert, das die Verknüpfung von Geschlecht, Ethnizität und Klasse in ihrer Herrschaftsförmigkeit rekonfiguriert: Weißsein, Mannsein und Zugehörigkeit zur weltweit agierenden neuen Klasse der „Hyperbourgeoisie" (Duclos 1998) werden im Prozess der Transformation der internationalen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung reartikuliert und zur sozialen Grundlage von Macht im neoliberalen Staat. Connell nennt dies „globalisierte Männlichkeit" (1998b, S. 12).

Neoliberalismus zeichnet sich durch Entgrenzung, die Entgrenzung von Markt oder Ökonomie, Politik und Medien aus. Diese Entgrenzungen bringen auch hybride Formen neoliberaler Männlichkeit hervor. Die im Feld von Ökonomie und Politik vorfindbare Form ist der '*homo oeconomicus*-Politiker'. Für Connell nimmt die neue globalisierte Männlichkeit, die „transnationale Wirtschaftsmännlichkeit", zwei Formen an:

> We might propose, then, that the hegemonic form of masculinity in the current world gender order is the masculinity associated with those who control its dominant institutions: the business executives who operate in global markets, and the political executives who interact (and in many contexts) merge with them. I will call this transnational business masculinity. (Connell 1998b, S. 16)

Die 'Anarchie' einzelstaatlicher Männlichkeiten wird also durch neue mächtige Netzwerke einer politischen und ökonomischen 'Weltmännlichkeit' abgelöst.

Globale Ökonomie und internationale Politik schaffen neue Heroen der Männlichkeit, neue maskuline Eroberungstypen (vgl. auch Kreisky 2001, S. 85f.): Es sind nicht mehr nur 'Krieger' und militärische Helden, die die Welt erobern, obgleich auch diese wieder dominant werden; globale Virilität erhält im Börsianer, in der „Manager-Männlichkeit transnationaler Konzerne" (Connell 1998a, S. 102; Connell & Messerschmidt 2005, S. 839) oder im mondialen politischen 'Spin doctor' eine verfeinerte Nuance – und sie ist damit potenziell auch Frauen zugänglich.

Die hegemoniale Männlichkeit des Neoliberalismus, die „transnational business masculinity" (Connell 1998b, S. 16) zeichnet sich *zum einen* durch Attribute und Interessen männlicher Unternehmer, die unmittelbar mit der neoliberalen Agenda der Globalisierung verknüpft sind, aus (Connell 1998b, S. 15), beispielsweise durch das „Muster von kalkuliertem Egozentrismus" der Börsen und Banken (Connell 1998a, S. 101; Connell & Messerschmidt 2005, S. 849). Wollte man in der Realität eine Verkörperung dieser „transnational business masculinity" finden, so wäre dies der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank, Josef Ackermann. *Zum anderen*, so Connell, ist diese transnationale Form von Männlichkeit durch die „Regelbefolgung und Herrschaft der Bürokratie" bestimmt (Connell 1998a, S. 101), verkörpert durch den EU-Kommissionsvorsitzenden José Manuel Barroso.

Das vom Alltagsleben abgekoppelte Finanzsystem und seine spezifische Logik der Profitmaximierung entstand als eine eigene Sphäre maskuliner Praxen, Regeln und Entscheidungen, die aber mit der Sphäre von Staatlichkeit eng verknüpft bleibt – wie man nicht zuletzt im Ruf nach dem Staat nach dem Platzen der Immobilienblase sieht. Die markt- und gewinnbezogene, finanzialisierte Männlichkeit ist durch das Agieren mit hohem Risiko und die Belohnung durch immense Geld-Boni gekennzeichnet. Die viel gescholtene Gier der Banker und ihr „commitment to risk-taking" (Connell & Messerschmidt 2005, S. 851) sind also keine Charakterschwäche, sondern vielmehr der Modus des neoliberalen Selbstentwurfs auf dem Finanzmarkt.

Die Hybridisierung neoliberaler politischer und ökonomischer Männlichkeit zeitigt spezifische Folgen. So ist die Entgrenzung von Politik und Markt extrem korruptionsanfällig. Der neoliberale *homo oeconomicus* ist einerseits der korrumpierbare und korrumpierte Politiker, andererseits der Schmiergeld bezahlende Wirtschaftsboss. Ein Beispiel hierfür ist der Siemens-Konzern, wo im November 2006 ruchbar wurde, dass 1,3 Milliarden Schmiergelder bezahlt wurden, um öffentlich-staatliche Aufträge zu bekommen. Dass das Ende „milde" ist, wie die FAZ am 3.12.2009 titelte, ist Ausdruck der Implosion von Politik und Ökonomie:

Die verwickelten Wirtschafts-Männer müssen mit niedrigen Millionenbeträgen Strafe rechnen. Zudem wird der Korruptionsskandal zum Anlass genommen, eine „regelkonforme" Unternehmensführung (Compliance) einzuklagen. Der Skandal wird genutzt, um erneuerte Formen der 'Governance', d.h. der Selbststeuerung von Unternehmen ohne staatliche Kontrollinstanzen und Regulierungen, zu rechtfertigen und durchzusetzen.

Auch Michael Bloomberg, der New Yorker Bürgermeister, ist eine Ausprägung des *homo oeconomicus*-Politikers. Bloomberg ist einer der reichsten Männer der USA und seit 2001 erfolgreicher Bürgermeister von New York. Er setze sich politisch für das ein, was die Wirtschaft in New York brauche, schreibt die *New York Times*-Reporterin Joyce Purnick in ihrer Bloomberg-Biographie: Wo der Stadthaushalt nicht ausreicht, schieße Bloomberg sein eigenes Geld zu; die *Bloomberg Foundation* unterstützt beispielsweise kulturelle und gemeinnützige Organisationen. Bloomberg ist als moderner Politiker ein „gütiger König" (Die Zeit, 29.10.2009), eine der neuen Mittelalterlichkeit des Neoliberalismus entsprechende Politikermännlichkeit. Nur erwähnen möchte ich die Entgrenzung in der 'Mediokratie'. Silvio Berlusconi ist das Beispiel für eine solche Hybrid-Position an der Schnittstelle von Politik, Medien, Ökonomie. Er inszeniert neoliberale Männlichkeit – auch ganz bewusst körperlich.

Die Herstellung neoliberaler hegemonialer Männlichkeit in globalem Maßstab dient der Aufrechterhaltung einer ungleichen Geschlechterordnung und neoliberale Männlichkeit „embodies, organizes, and legitimates men's domination in the gender order as a whole" (Connell 1998b, S. 12). Dies wird besonders deutlich, wenn man Geschlechter- und Sexualitätsordnung als Zusammenhang betrachtet: „Transnational busines masculinity" ist charakterisiert durch ihre „increasingly libertarian sexuality, with a growing tendency to commodify relations with women" (Connell 1998b, S. 16). Der Skandal um die Bordell-Besuche bei internationalen Reisen, organisiert durch den Betriebsratsvorsitzenden des Volkswagenkonzerns Peter Hartz, sind ein Beispiel für einen solch warenförmigen Zugang zu Frauen.

3.4.2 Militarisierte neoliberale Männlichkeit

Uta Ruppert stellte zurecht fest, dass verglichen mit den internationalen Beziehungen der Jahre des Kalten Krieges 'Global Governance' als revolutionärer Paradigmenwandel erscheint. Damit ist nämlich ein Wechsel von militärischen Sicherheitsvorstellungen hin zu Modellen der Konfliktbearbeitung durch Kooperation indiziert (vgl. Ruppert 2000, S. 51ff.). Doch hat das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends gezeigt, dass im Kontext neoliberaler Restrukturierung auch der Gewaltstaat und damit auch gewaltstaatliche Männlichkeitsformen

und -subjektivierungen wieder aufleben und expandieren. Gewaltstaatliche 'weltmännliche' Subjektivierungen beziehen sich keineswegs nur auf „subjektlose Gewalt" oder auf bloße strukturelle Gewalt. In so genannten 'neuen Kriegen' inszenieren sich auch 'neue Krieger', seien es Militärs im Stile eines Radovan Karadzic, afghanische Taliban-Kämpfer oder westliche Politiker, die sich nicht zuletzt – wie in Afghanistan – Frauenbefreiung auf die Fahnen geschrieben haben und dafür militärisch-physische Gewalt ausüben. Paradigmatisch für letzteres steht der US-Präsident George W. Bush, der am 1. Mai 2003 einen legendären Auftritt auf dem Flugzeugträger USS Abraham Lincoln im Persischen Golf inszenierte. Er schwebte von oben, in militärischer Montur, zu den Soldaten herab. Sein Auftritt symbolisierte den US-amerikanischen Sieg im Irak-Krieg. Ein Banner im Hintergrund der See-Bühne verkündete die Botschaft: „Mission accomplished".

Solche Inszenierungen indizieren gleichsam das Ende des 'post-heroischen' Zeitalters und das Aufleben heldenhafter politischer Staatsmännlichkeit. Diese Form neoliberaler Männlichkeit ist 'Bio-Männlichkeit' und inszeniert eine archaische Form hegemonialer Kriegermännlichkeit, die unterwirft, kontrolliert und immer gewinnt. Die transnationale Wirtschaftsmännlichkeit, so Connell (1998b, S. 17) „has only one competitor for hegemony in recent decades, the rigid, control-oriented masculinity of the military".

3.4.3 Unterworfene, marginalisierte und prekarisierte Männlichkeiten

In der gewaltstaatlichen Logik eines Außen und Innen existieren auch Formen unterworfener und marginalisierter Männlichkeit. Die Feindbilder 'internationale organisierte Kriminalität', islamistischer Terrorist und 'Schläfer' (also Terroristen, die noch verdeckt leben) sind Legitimationsquellen staatlicher Reorganisation auf nationalem und internationalem Terrain. Islamistische Terroristen, männliche jugendliche Migranten und männliche Amokläufer sind unterworfene oder zu unterwerfende, weil bedrohliche Männlichkeiten.

Solche männlichen Feindbilder sind Legitimationsquellen für die staatliche Reorganisation und Aufrüstung unter dem Sicherheitsaspekt. Im Prozess der Anrufung dieser Feindbilder wird also auch das maskulinistische Bauprinzip des Staates 'renoviert': Jene Sektoren, die historisch eng mit Männlichkeit verbunden waren, nämlich der Gewalt- und Repressionsapparat werden zuungunsten der historisch später integrierten, gleichsam feminisierten Apparate wie Bildungs- und Gleichstellungspolitik gestärkt und gewinnen im globalen Restrukturierungsprozess an Macht. Die Aufwertung des staatlichen Gewaltapparates reproduziert wiederum hierarchische Geschlechterverhältnisse und -leitbilder. In einer

'militarisierten' Gesellschaft, die sich gegen 'Feinde' – d.h. das 'Andere' – von außen und innen rüsten muss, werden Frauen zu Prototypen schutzbedürftiger Gesellschaftsmitglieder. Die Kombination von paternalistischem Beistand und Repression wird an den in vielen Staaten virulent gewordenen Debatten und Politiken um Sexarbeiterinnen und gehandelte Frauen sichtbar. Sie müssen vor der 'männlichen Gewalt' der Schlepper und Zuhälter geschützt, gleichzeitig aber auch diszipliniert werden.

Auch prekarisierte Männlichkeiten (Kreisky & Löffler 2010, S. 85) sind Teil des neoliberalen Umbaus von Gesellschaft und von männlichen Subjektivierungsweisen. Prekarität ist nicht mehr nur Kennzeichen des weiblichen Lebens, sondern zeichnet auch zunehmend männliche Lebensverläufe aus. Dadurch gerät Prekarität ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Insbesondere populistische Politiker entdecken den 'kleinen' Mann, der von einem großen und starken Führer Schutz vor den Unbilden des Weltmarktes, der Europäischen Union, aber auch migrantischen Männlichkeiten erhalten soll.

Am Beispiel der drei Subjektivierungsformen sollte deutlich werden, wie Makro-Prozesse der ökonomischen Globalisierung und politischen Internationalisierung neue Subjektivierungen und spezifische Männlichkeiten hervorbringen. Diese Subjektformen von Männlichkeit korrespondieren mit strukturellen Formen von positionaler, versachlichter und Policy-Männlichkeit.

4 Krise neoliberaler Männlichkeit – Männlichkeit in der (Wirtschafts-)Krise?

Die Finanz- und Wirtschaftskrise der Jahrzehntwende des neuen Jahrhunderts ist, so kann man mit wenig zeitlichem Abstand bereits sagen, keine Krise des Neoliberalismus, also keine Krise neoliberaler Hegemonie und mithin auch keine fundamentale Krise neoliberaler Männlichkeiten. Im Gegenteil, neoliberale Männlichkeiten konnten sich in der und durch die Krise restrukturieren. Gerade neoliberale männliche Akteure, nämlich jene Manager, Banker und Politiker, die Verursacher der Krise waren, wurden die selbst berufenen und gesellschaftlich tolerierten und legitimierten sowie staatlich geförderten (vermeintlichen) Krisenlöser. Den ökonomischen 'Versagern', allesamt Vertreter hegemonialer neoliberaler Männlichkeit, die die Krise neoliberaler Ökonomie provozierten, die jahrelang die Immobilienblase mit Luft füllten, indem sie die Finanzialisierung der Wirtschaft vorantrieben, staatliche Vorsorgesysteme privatisierten und faule Kredite förderten, und die eine staatliche Regulierung von Finanzmärkten verhinderten, wurde von heute auf morgen ökonomische Lösungskompetenz

zugesprochen. Anders kann man sich beispielsweise den Sieg der FDP bei den letzten Bundestagswahlen in Deutschland nicht erklären. Darüber hinaus gingen sie als Gewinner aus der Krise hervor, wie die derzeitigen enormen Gewinne der Banken zeigen.

Wie lässt sich diese Tatsache erklären? Woran liegt es, dass sich neoliberale hegemoniale Männlichkeit so rasch und nur wenig hinterfragt erhalten und dass die neoliberale Geschlechterhegemonie so hartnäckig konserviert werden konnte? Ich möchte im Folgenden zwei Antwortrichtungen vorschlagen. Die erste Überlegung ist, dass die Zählebigkeit neoliberaler hegemonialer Männlichkeit in der graduellen Transformation von Männlichkeit im Kontext neoliberaler Globalisierung und Internationalisierung der vergangenen zwanzig Jahre begründet liegt: Neoliberale Männlichkeit konnte sich in *allen* gesellschaftlichen Bereichen als zentrale Subjektivierungsweise absichern und dadurch hegemonial, d.h. auch von marginalisierten Männlichkeiten akzeptiert und teilweise 'gelebt' werden. Spezifische Aspekte neoliberaler männlicher Subjektivierungsweisen wurden also gleichsam entgrenzt und verallgemeinert. Die einst in der Ökonomie entworfene Form neoliberaler Männlichkeit entwickelte sich inzwischen zur Subjektivierungsform und Lebensweise für alle anderen gesellschaftlichen Bereiche und Teilsysteme. Neoliberale Männlichkeit ist somit auch nicht mehr exklusiv einer kleinen Gruppe von Personen vorbehalten, sondern sogar zwingend für alle Menschen, also auch für Frauen und für marginalisierte oder unterworfene Männlichkeiten.

Neoliberale hegemoniale Männlichkeit wurde gleichsam zur einzigen Form, um als Person, als (Wirtschafts-)Bürger/in und vor allem als Marktteilnehmer/in wahrnehmbar und wahrgenommen zu werden: Das Denken in Kompetitivität, der Gestus der Ausgrenzung und Benachteiligung von 'Anderen', das kalkulierende Handeln unter der Vorgabe von Effizienz und Effektivität sowie aktive Prozesse der Entsolidarisierung sollen im Zuge neoliberaler Umgestaltung der westlichen Gesellschaften für alle Menschen selbstverständlich also zur hegemonialen Subjektivierungsform werden. Durch den Abbau von Sozialstaatlichkeit – der gleichsam feminisierten Form von Staatlichkeit –, durch die Ökonomisierung und Finanzialisierung aller Lebensbereiche erscheinen die damit verbundenen männlich codierten Orientierungen und Verhaltensweisen als die einzig lebbaren. Sie werden damit normalisiert und hegemonial. Der 'Unternehmer seiner Selbst' und die 'Unternehmerin ihrer Selbst' sind gezwungen, neoliberale Männlichkeit zumindest zu simulieren und Wettbewerb, Risikobereitschaft und Ausgrenzung zu ihren eigenen Praktiken zu machen, um im Alltags- und Überlebenskampf zu bestehen.

Vor allem das Kalkül gerät ins Zentrum neoliberalen männlichen Handelns und ein Paradigma neoliberaler Hybridisierung zeigt die folgende Überlegung: In der Finanzkrise soll aus dem kalkulierenden Risiko-Verhalten von Spielern Kapital geschlagen werden und Spieler sollen im wahrsten Sinne des Wortes Teil neoliberaler Wirtschaftsmännlichkeit werden: „Vom Poker zum Broker" (FAZ, 21.11.2009) wird gleichsam zum Modell neoliberaler Männlichkeit in der Krise. Hedge-Fonds und Brokerhäuser an der Wallstreet heuern Pokerspieler an: Diese, so wird angenommen, gehen rational mit Risiken um, sie sind diszipliniert, sie können unter Druck schnelle Entscheidungen treffen und haben ein gutes Gedächtnis – alles Eigenschaften, die man im Finanzbusiness braucht. Darüber hinaus ist dies aber auch ein Beleg für die Verallgemeinerung neoliberaler Attribute.

Solche hybriden neoliberalen Formen von Subjektivierung sichern hegemoniale Männlichkeit in sozialen und politischen Institutionen (z.B. Hartz IV-Gesetze) wie auch in der Alltagspraxis der Menschen ab. Die neoliberalen Männlichkeiten unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche können sich gegenseitig stützen und absichern: Es sind eben nicht nur die Banker, auch Politiker haben an hegemonialer Männlichkeit teil, auch Gewerkschafter, und auch Frauen partizipieren am System hegemonialer Männlichkeit. Dieses neoliberale Netzwerk machte in der Finanzkrise Alternativen denkunmöglich. Um es stark auszudrücken: Der Neoliberalismus der vergangenen zwanzig Jahre war und ist ein enormes Projekt der Maskulinisierung von Gesellschaft, Politik und Staat, der Verbreitung von Maskulinismus auf 'subversive' Art und Weise. Trotz aller und neben allen Bemühungen von Gleichstellungspolitik fand ein überwältigender Umbau von Staat und Politik unter maskulinistischen Vorzeichen statt. Leben im neoliberalen Kontext erfordert männliche Alltagspraxen.

Zu Ikonen solch verallgemeinerter neoliberaler Männlichkeit konnten die Hochstapler, die Falschspieler, vor allem jene, die am Falschspiel scheiterten werden, wie der US-amerikanischen Hedgefonds-Hochstapler Marc Dreier, der seine Anleger um 400 Mio. Dollar prellte. Die mediale Aufmerksamkeit, eine Mischung aus Reiz am Verbotenen und Häme gegenüber den düpierten Anlegern, aber auch die Normalität des Strebens nach unermesslichen Renditen, macht Dreier zum Prototypen neoliberaler verallgemeinerbarer Männlichkeit in der Krise: Seit seiner Kindheit habe er den Druck verspürt, „einfach erfolgreich sein zu müssen" (Süddeutsche Zeitung, 12.10.2009). Seine Elternbeziehung, die er als „liebevoll und eng" bezeichnet, hatte in ihm die Überzeugung wachsen lassen: „Ich war schon immer ein Anführer. Die Leute meinten, dass ich einmal großen Erfolg in meinem Leben haben werde." Seine Reue – er hat sich gestellt und wurde

zu 20 Jahren Haft verurteilt –, sein sozialer Tod also, wurde von den Medien als konsequente Heldentat präsentiert und sein Lebensweg damit normalisiert.

Eine *zweite* und mit der ersten verknüpfte Erklärungsmöglichkeit ist jene, dass sich neoliberale Männlichkeit diversifizierte und neue Aspekte integrierte. Vormals nicht als männlich qualifizierte, vor allem feminisierte Merkmale wurden allmählich Teil neoliberaler Männlichkeiten. Man kann also von einer Art 'Feminisierung' neoliberaler Männlichkeit sprechen. Connell und Messerschmidt (2005, S. 845) weisen auf diese Übertragungs- und Hybridisierungsmöglichkeit hin: „(T)he hegemonic masculine bloc is a hybridization whose appropriation of diverse elements makes it capable of reconfiguring itself and adapting to the specificities of new historical conjunctures". Die Mobilisierung von Emotionen (Sauer 2007) ist ein solches Beispiel für die Feminisierung und Entgrenzung neoliberaler Männlichkeit. Der *homo oeconomicus*, so beispielsweise die *FAZ* am 9.11.2009, „zeigt Gefühle, strebt nach Gerechtigkeit, erwartet Fairness". Solche Erkenntnisse der Forschungen der 'behavioral economy' und der Neuro-Ökonomie streben nach einem „neuen ökonomischen Menschenbild" (ebd.), das ökonomisches Handeln und Entscheiden in der Körperlichkeit verortet, in Gefühlen, freilich auch in Genen und Hormonen. Die Wissenschaft arbeitet also aktiv an einem neuen Bild hegemonialer ökonomischer Männlichkeit, das empathisch und emotional, vor allem aber durch die Biologie gesteuert ist.

Der neue Umgang mit Emotionen und die Integration von Emotionalität in Vorstellungen von Männlichkeit werden auch am öffentlichen Diskurs über Gefühle deutlich. Auch Männer dürfen, ja sollen sogar öffentlich Gefühle zeigen. Auch der *homo oeconomicus* darf sich im eng begrenzten Feld öffentlicher Gefühlsäußerungen als 'schwach' inszenieren, und Weinen in der Öffentlichkeit wurde zunehmend enttabuisiert. Suizide und Depressionen – früher dethematisiert als eine Facette hegemonialer Männlichkeit, musste doch die Konflikthaftigkeit und die interne emotionale Zerrissenheit hegemonialer Männlichkeiten lange Jahre unterdrückt und verborgen werden (Connell & Messerschmidt 2005, S. 852) – sind heute selbstverständliche mediale Diskussionsgegenstände. In der medialen Präsentation von Suiziden 'hegemonialer Männer' wurde Suizid öffentlich diskutier- und betrauerbar. Das Beispiel des bundesdeutschen Nationaltorwarts Robert Enke, der sich am 10. Oktober 2009 das Leben nahm, gab einem durch und durch maskulinistischen Feld – dem nationalen Männerfußball – die Chance, öffentlich Gefühle zu äußern. Das Beispiel zeigt aber auch, wie Emotionalität schließlich in einen maskulinistischen Diskurs eingefangen wird und zur Wiederherstellung von hegemonialer Männlichkeit dient. In einem Interview um den Fall Enke betonte ein früherer Bundesliga-Trainer: „Der Fan erwartet Härte. Dass ein

Spieler gegen sich selbst gewinnen kann. Das mag einem schlicht vorkommen, aber Fußball ist deshalb so populär, weil er so schlicht ist." (Die Zeit, 19.11.2009)

Auch der Suizid Adolf Merckles, des gescheiterten Arzneimittelherstellers, im Winter 2009 ist Beleg für die Rekonfiguration neoliberaler Männlichkeit durch Integration von Schwäche. Sein Suizid wird als konsequente Folge des Scheiterns als Geschäftsmann und risikoreicher ökonomischer Strategien und somit als Teil hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen interpretiert. Suizid ist dann keine Schwäche, sondern konsequentes Handeln. Im Suizid erhält Männlichkeit gleichsam die Konsequenz und Härte zurück, die neoliberale Männlichkeit zugeschrieben wird. Suizid wird gleichsam zum heroischen Handeln stilisiert. Die zunächst wissenschaftlichen und kritischen Debatten um das „erschöpfte Selbst" (Alain Ehrenberg) wurden also – nicht zuletzt in der Wirtschaftskrise – hegemonial überformt. Die Integration von Emotionen führte zu einer Immunisierung neoliberaler Männlichkeit gegen Kritik, also zur neuerlichen Normalisierung und kann so auch zu einer Gegenposition gegen Gleichstellungsforderungen im Kontext der Erosion tradierter Geschlechterregime und -bilder werden.

5 Anti-Feminismus als Konstante. Ein kurzes Fazit

Neue Geschlechteridentitäten und -strukturen im Neoliberalismus sind, so lässt sich resümieren, von einer Doppelbewegung gekennzeichnet: In der phallozentrischen Restrukturierung des Neoliberalismus können *zum einen* Frauen an hegemonialer Männlichkeit teilnehmen, wenngleich auch immer wieder am Rande und prekär, als 'Andere' nämlich: Catherine Ashton, die neue EU-Außenministerin, ist dafür ein Beispiel. Als Frau hat sie es viel schwerer als der blasse Politiker-Bürokrat José Manuel Barroso, auf dem internationalen Terrain Fuß zu fassen. *Zum anderen* wurden weibliche oder feminisierte Merkmale in das Bild neoliberaler Männlichkeit integriert, um diese zu reproduzieren und zu normalisieren. Diese Subjektivierungsweisen stärkten positionale, versachlichte und Policy-Männlichkeit.

Neoliberale Männlichkeit war in der Lage, sich gegen Veränderung und Kritik und vor allem gegen Geschlechtergleichstellung zu immunisieren. Trotz der Einverleibung feminisierter Merkmale, trotz Entgrenzung und Überformungen grenzt sich neoliberale Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit und vor allem gegenüber Gleichstellungsanforderungen ab. Diese Konstante westlicher Geschlechterregime kennzeichnet auch neoliberale Verhältnisse in der Krise. Hierfür ein letztes Aperçu: Der Ex-Lehman-Banker Hugh McGee, der im Sommer 2009 als Verantwortlicher für die Pleite gefeuert wurde, will nun seinerseits eine Leh-

rerin und die Schulleitung der Privatschule seines Sohnes gefeuert wissen, hatte die Lehrerin seines Sohnes doch Banker als „schmierige Widerlinge" bezeichnet. Vor allem aber hatte sie interveniert, als eine Gruppe von Football-Spielern an der Schule als Cheerleader auftreten wollte. Dies reproduziere, so die Lehrerin, „negative Geschlechterklischees". McGee fühlte sich daraufhin von der, wie er sagte, „feministischen Furie" verfolgt (Süddeutsche Zeitung, 5./6.12.2009).

Literatur

Abels, Gabriele (2001): Das „Geschlechterdemokratiedefizit" der EU. Politische Repräsentation und Geschlecht im europäischen Mehrebenensystem. In: Kreisky, Eva; Lang, Sabine; Sauer, Birgit (Hg.): EU. Geschlecht. Staat. Wien, S. 185-202.

Altvater, Elmar; Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft. Münster.

Beisheim, Marianne; Walter, Georg (1997): „Globalisierung" – Kinderkrankheiten eines Konzepts. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 4 (1), S. 153-180.

Bereswill, Mechthild; Meuser, Michael; Scholz, Sylka (Hg.) (2009): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: der Fall Männlichkeit. 2. Aufl. Münster.

Brodie, Janine (1994): Shifting Boundaries: Gender and the Politics of Restructuring. In: Bakker, Isabella (Hg.): The Strategic Silence. Gender and Economic Policy. London, S. 46-60.

Connell, Robert W. (1995): Masculinities. Cambridge.

– (1998a): Männer in der Welt: Männlichkeit und Globalisierung. In: Widersprüche No. 67, S. 91-105.

– (1998b): Masculinities and Globalization. In: Men and Masculinities, Vol. 1 (1), S. 3-23.

–; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 19 (6), S. 829-859.

D'Amico, Francine (1999): Women Workers in the United Nations: From Margin to Mainstream? In: Meyer, Mary K.; Prügl, Elisabeth (Hg.): Gender Politics in Global Governance. Lanham et al., S. 19-40.

Duclos, Denis (1998): Die Internationale der Hyperbourgeoisie. In: Le Monde Diplomatique (deutsche Ausgabe), August, S. 10-11.

Foucault, Michel (2000): Die Gouvernementalität. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a.M., S. 41-67.

Habermann, Friederike (2008): Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation. Baden-Baden.

Hafner-Burton, Emilie M.; Pollack, Mark A. (2009): Mainstreaming gender in the European Union: Getting the incentives right. In: Comparative European Politics, H. 7, S. 114-138.

Holland-Cunz, Barbara (2000): Politiktheoretische Überlegungen zu Global Governance. In: Holland-Cunz, Barbara; Ruppert, Uta (Hg.): Frauenpolitische Chancen globaler Politik. Verhandlungsverfahren im internationalen Kontext. Opladen, S. 25-44.

–; – (2000): Globale Politik, politische Verhandlungen, frauenpolitische Chancen. Einleitung. In: Holland-Cunz, Barbara; Ruppert, Uta (Hg.): Frauenpolitische Chancen globaler Politik. Verhandlungsverfahren im internationalen Kontext. Opladen, S. 11-17.

Joachim, Jutta (2000): Structures and Processes of Political Negotiation/Governance: The UN, Women's NGOs and the Case of Reproductive Rights and Health. In: Holland-Cunz, Barbara; Ruppert, Uta (Hg.): Frauenpolitische Chancen globaler Politik. Verhandlungsverfahren im internationalen Kontext. Opladen, S. 123-131.

Klingebiel, Ruth (2000): Global Governance contra Nationalstaat? Internationale Konferenzen aus Frauensicht. In: Holland-Cunz, Barbara; Ruppert, Uta (Hg.): Frauenpolitische Chancen globaler Politik. Verhandlungsverfahren im internationalen Kontext. Opladen, S. 159-168.

Kreisky, Eva (1992): Der Staat als „Männerbund". Der Versuch einer feministischen Staatssicht. In: Biester, Elke et al. (Hg.): Staat aus feministischer Sicht. Berlin, S. 53-62.

– (1995): Der Stoff, aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung. In: Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York, S. 85-124.

– (2001): Die maskuline Ethik des Neoliberalismus – Die neoliberale Dynamik des Maskulinismus. In: femina politica 2, S. 76-91.

–; Löffler, Marion (2009): Maskulinismus und Staat: Beharrung und Veränderung. In: Ludwig, Gundula; Saue, Birgit; Wöhl, Stefanie (Hg.): Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie. Baden-Baden, S. 75-88.

Lenz, Ilse (2002): Geschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressource. Gutachten für die Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten" [www.bundestag.de; Zugriff: 20.5.2004].

Lovenduski, Joni (1996): Sex, Gender and British Politics. In: Lovenduski, Joni; Norris, Pippa (Hg.): Women in Politics. Oxford, S. 3-18.

Ludwig, Gundula; Sauer, Birgit (2010): Engendering Poulantzas oder: Sinn und Zweck feministischer Anrufung materialistischer Staatstheorie. In: Demirovic, Alex; Adolphs, Stefan; Karakayali, Serhat (Hg.): Das Staatsverständnis von Nicos Poulantzas. Der Staat als gesellschaftliches Verhältnis. Baden-Baden, S. 173-188.

Marchand, Marianne H.; Runyan, Anne Sisson (2000): Introduction. Feminist sightings of global restructuring: conceptualizations and reconceptualizations. In: Marchand, Marianne H.; Runyan, Anne Sisson (Hg.): Gender and Global Restructuring. Sightings, Sites and Resistances. London/New York, S. 1-22.

Meyer, Mary K.; Prügl, Elisabeth (Hg.) (1999): Gender Politics in Global Governance, Lanham et al.

Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt a.M./New York.

Pitkin, Hannah F. (1967): The Concept of Representation. Berkeley.

Priddat, Birger P. (Hg.) (2007): Neuroökonomie. Neue Theorien zu Konsum, Marketing und emotionalem Verhalten in der Ökonomie. Marburg.

Reiner, Sabine (2009): Wem nutzen die Konjunkturpakete? Auswirkungen der Krise und der politischen Reaktionen auf Frauen und Männer. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Antworten aus der feministischen Ökonomie auf die globale Wirtschafts- und Finanzkrise. Bonn, S. 5-14.

Ruppert, Uta (2002): Aufgaben und Chancen im Rahmen der Globalisierung, um die Situation der Frauen in der Gesellschaft zu verbessern. Gutachten für die Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten" [www.bundestag.de; Zugriff: 20.5.2004].

Sauer, Birgit (2001): Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte. Frankfurt a.M./New York.

– (2007): Gefühle und Regierungstechnik. Eine geschlechterkritische politikwissenschaftliche Perspektive. In: Neumayr, Agnes (Hg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien, S. 168-186.

– (2010): Das Geschlecht der Finanz- und Wirtschaftskrise. Eine Intervention in aktuelle Krisendeutungen. In: Kurswechsel [im Erscheinen].

Schmidt, Vivien (1995): The New World Order, Incorporated; The Rise of Business and the Decline of the Nation State. In: What Future for the State? Daedalus 124 (2), S. 21-28.

Tocqueville, Alexis de (1997): Über die Demokratie in Amerika. Stuttgart.

Wetterer, Angelika (2004): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 122-131.

Witz, Anne; Savage, Mike (1992): Theoretical Introduction. The Gender of Organizations. In: Savage, Mike; With, Anne (Hg.): Gender and Bureaucracy. Oxford, S. 3-62.

Wedgwood, Nikki (2009): Connell's theory of masculinity – its origins and influences on the study of gender. In: Journal of Gender Studies 18 (4), S. 329-339.

Woodward, Alison E. (1996): Multinational Masculinities and European Bureaucracies. In: Collinson, David L.; Hearn, Jeff (Hg.): Men as Managers – Managers as Men. Critical Perspectives on Men, Masculinities and Managements. London, S. 167-185.

Young, Brigitte; Schubert, Helene (2010): The Global Financial Meltdown and the Impact of Financial Governance on Gender. Garnet Policy Brief. Paris.

Rolf Pohl

Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit

Kurz vor Beginn meines Vortrags an der Universität Kassel im Januar 2010 im Rahmen eines Vorlesungszyklus der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung über *Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*, der die Grundlage dieses Aufsatzes darstellt, nahm mich der Vertreter eines väterrechtlichen Vereins beiseite und teilte mir in verschwörerischem Flüsterton mit: „Sie wissen doch, dass heutzutage mehr Väter abgetrieben werden als Föten" (!). Diese Aussage ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Sie soll einem drastisch vor Augen führen, welches Ausmaß die Entsorgung von Trennungs-Vätern bei den üblichen Sorgerechtsregelungen inzwischen angeblich angenommen hat. Das gilt vielen Männer- und Väterrechtlern als systematisch geplantes Vergehen, manche sprechen auch von einem Verbrechen sowohl am Kind als auch am Vater. Der Vergleich mit der Abtreibung zeigt implizit aber auch, wem die Hauptschuld an diesen beiden Verbrechen offenkundig angelastet wird: den Frauen, die ihre Macht als Mütter rücksichtslos und mit Hilfe einer feministisch infiltrierten Justiz ausnutzen. Zugespitzt lässt sich aber noch eine dritte unterschwellige Botschaft herauslesen: Abtreibung ist im Grunde Mord und Kindesentzug (mindestens) Seelenmord. Gibt es Verbindungen zwischen Teilen der neuen Väterbewegung, ideologischen Familientraditionalisten und fundamentalistischen Abtreibungsgegnern? Und wie repräsentativ sind diese Verbindungen für jene Positionen, die den gegenwärtigen Diskurs über die Krise der Männlichkeit maßgeblich bestimmen?

Dass es dem anwesenden Väterrechtler um einen ideologischen Propagandafeldzug mit hohen projektiven Anteilen ging, wurde durch sein Verhalten während des Vortrags und in der anschließenden Diskussion deutlich. Das Starre, Unduldsame und Unbelehrbare sowie der spürbare Druck, nichts, was von seinen Voreinstellungen abweicht, wissen oder erfahren, sondern unkorrigierbare weltanschauliche „Meinungen" loswerden zu wollen, gipfelte in seiner Zustimmung zu der unsäglichen, den Nationalsozialismus und die Shoah verharmlosenden

These, die Verantwortung für die NS-Verbrechen hätte letztendlich bei den Müttern der weitgehend vaterlos aufgewachsenen Täter gelegen.[1] Diese in Teilen der „neuen" Männerbewegung hartnäckig verbreitete Behauptung ist weder neu noch einzigartig. So glaubte Volker Elis Pilgrim bereits 1989 in einem historischen Rundumschlag nachweisen zu können, dass es von Alexander dem Großen über Cäsar, Nero, Iwan dem Schrecklichen, Napoleon, Robespierre bis hin zu Stalin, Mussolini, Franco und auch Hitler, Goebbels, Himmler, Mengele und vielen anderen Diktatoren und Menschenschlächtern *eine* sie verbindende Tatsache gibt, die ihre Menschheitsverbrechen ursächlich erklärt: Alle diese „Blutmänner" seien in enger Beziehung zu ihrer Mutter aufgewachsen und hätten entweder brutale, blasse oder abwesende Väter gehabt. „Die Mutterbindung", so die abenteuerliche Schlussfolgerung Pilgrims, „entwickelt in einem Mann die Machtanfälligkeit und legt seine Neigungen für Gewalttaten fest" (1989, S. 8). In der Intimität der exklusiven Mutter-Sohn-Beziehung werden „die Weichen für Blutrunst und Gewalttat gelegt" (ebd., S. 15), denn das Aufwachsen in einer solchen vaterlosen „Muttertotalität" würde die Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität und damit die Mannwerdung überhaupt vereiteln. Nur „Vatersöhne können sich selber annehmen, Menschen und Natur lieben. Muttersöhne müssen sich selber, Menschen und Natur hassen" (ebd., S. 20).

Dieser populärwissenschaftliche Unsinn wäre nicht weiter ernst zu nehmen, gäbe es nicht jene angedeuteten positiven Bezugnahmen auf Pilgrims Schlichtmodell der „Muttersöhne" bei einigen der tonangebenden Vertreter des in Deutschland seit etwa zwanzig Jahren anschwellenden Diskurses über die Krise der Männlichkeit. So hat Walter Hollstein in einem seiner frühen Männer-Bücher (1988) ungefähr zeitgleich mit Pilgrim, wenn auch mit anderen Akzentsetzungen, die These von der chronischen, durch Mutterdominanz und Vatermangel bedingten Identitätskrise des Mannes nachdrücklich unterstrichen. Ohne Vater sei der Junge der „totalitären Liebe" einer omnipotenten Mutter

1 Es handelt sich dabei weniger um eine streitbare These, als um eine bloße Behauptung, die mit ihrer Nähe zum Gerücht und zum affektbesetzten Vorurteil das erfüllt, was Theodor W. Adorno unter „pathischer Meinung" versteht: „Die Resistenzkraft der bloßen Meinung erklärt sich aus deren psychischer Leistung. Sie bietet Erklärungen an, durch die man die widerspruchsvolle Wirklichkeit widerspruchslos ordnen kann, ohne sich groß dabei anzustrengen. Hinzu kommt die narzißtische Befriedigung, welche die Patentmeinung gewährt, indem sie ihre Anhänger darin bestärkt, sie hätten es immer gewusst und gehörten zu den Wissenden. Das Selbstverständnis der unentwegt Meinenden fühlt sich gefeit gegen jedes abweichende konträre Urteil" (Adorno 1960, S. 155).

ausgeliefert und könne niemals „authentisch" zur Männlichkeit initiiert werden. Frauen könnten zwar, so Hollstein unter Bezug auf den bekannten Vertreter der mythopoetischen Männerbewegung Robert Bly (1993), aus einem Embryo einen Jungen herstellen, aber nur Männer seien in der Lage, aus dem Jungen einen (echten) Mann entstehen zu lassen. Die Forschung sei sich einig, dass jeder Junge einen starken Vater brauche, um „sich stolz zu wissen und zu fühlen, daß er ein Mann ist" (Hollstein 1988, S. 143f.). Fehle dieser, käme es spätestens dann zum „Trauma der Männer", wenn der hilflose Knabe „aus der Süße der Liebe" herausgerissen und unvorbereitet in die kalte männliche Welt geworfen wird (ebd., S. 177). Und genau hier sieht Hollstein die wichtigste Ursache für die typisch männlichen Autonomie- und Kontrollstrategien, die allein präventiv dem notwendigen Schutz vor den bedrohlichen Frauen und ihrer mütterlich-symbiotischen Sogwirkung dienten: „Nur nie wieder dieses Trauma, nie wieder solchen Schmerz! Die Buben, einmal Männer geworden, schlagen dann übel zurück" (ebd.). – Die größere Gewaltaffinität von Jungen und Männern und insbesondere die Gewalt gegen Frauen scheinen sich offenbar schlüssig aus dieser frühen Mangelkonstellation ableiten zu lassen.

Die angedeutete Akzentverschiebung bei Hollstein bezieht sich auf seinen eigenen Erklärungsansatz zur allgemeinen Krise der Männer und insbesondere zum allseits beklagten Bedeutungsverlust des Vaters. Das Drama des heutigen Mannes besteht für Hollstein in seiner sukzessiven „Entmännlichung", die er in diesem relativ frühen Text vor allem auf zwei Entwicklungen zurückführt: Mit dem Siegeszug der von ihm selbst erschaffenen Technik habe der Mann „Kraft, Stärke, Persönlichkeit, Autorität, Unverwechselbarkeit und Pioniergeist an immer effizientere Geräte und Instrumente delegiert" (ebd., S. 25). Damit sei der männliche Prototyp der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft gleichzeitig zum „Symbol für den männlichen Niedergang" geworden (ebd., S. 132). Dieser Niedergang zeige sich im Vergleich zu Frauen an der negativen Bilanz gesundheitlicher und anderer Belastungsfaktoren. Männer würden früher sterben, eine höhere Suizidanfälligkeit und Kriminalitätsrate aufweisen, häufiger dem Alkoholismus und der Drogensucht verfallen, stärker an Sexualängsten leiden und bereits als Jungen massivere Schulprobleme und Verhaltensauffälligkeiten zeigen. Und das lässt für Hollstein nur einen Schluss zu: „Vom fötalen Zustand bis ins hohe Alter geht es den Frauen durchschnittlich um etliches besser als den Männern" (ebd., S. 134).

Und als wäre das nicht schon genug, sei der historische Abstieg der Männer zugunsten der Frauen durch den *Siegeszug der Frauenbewegung* endgültig besiegelt worden. Die Omnipotenz der Mutter und die Vorherrschaft der Frauen seien nun

durch das sexistische Zerrbild vom Mann ideologisch abgesichert und zur Norm einer manipulierenden „Gefühlsarbeit" geworden, um den Jungen abhängig zu halten und den Mann gefügig zu machen. „Einst hat 'der' Mann 'die' Frau ins Haus verbannt, jetzt rächt sie sich dafür, indem sie seine Erben *entmannt*. [...] Die Entmännlichung des Knaben ist die historische Strafe für die männliche Hegemonie" (ebd., S. 174). Immerhin wird hier, wenn auch pathetisch verklärt, die Existenz eines früher einmal existierenden Patriarchats, an anderer Stelle sogar die Kontinuität einer Männergesellschaft ohne volle Gleichberichtigung anerkannt (Hollstein 1999, S. 22) und die historische Notwendigkeit einer emanzipatorischen Frauenbewegung sogar begrüßt. Aber der Fortschritt habe sich inzwischen grundlegend gegen den Mann und seine Männlichkeit gerichtet. „Der Mann war jahrtausendelang der Herrscher der Welt. Der Mann hat die Wildnis gerodet, Frauen und Kinder beschützt, die Felder urbar gemacht. Der Mann galt deshalb als Schöpfer der Kultur. Heute hat sich alles geändert. Der Mann wird als Unterdrücker gebrandmarkt. Ihm wird vorgeworfen, Frauen und Kinder zu mißbrauchen" (ebd., S. 12). Gegen diese doppelte „Entmännlichung", einmal durch die moderne Technik-Entwicklung, vor allem aber durch den Feminismus sei energische Gegenwehr geboten. Wenn der geschwächte, entwertete und weitgehend vaterlos aufgewachsene Mann „sich nicht schmerzhaft im Leben verfehlen will", müsse er sich mit Mut und Wagnis selbst initiieren um mit „Wahrhaftigkeit" und „Authentizität" seinen Mann stehen zu können (ebd., S. 252). – Die propagierte Gegenwehr gegen die weiblichen Entmannungsstrategien muss sich folglich sowohl gegen die perfide Verschlingungspraxis Männer hassender Mütter als auch gegen die obskuranten Strategien der Frauen auf dem Feld der Sexualität richten.

Dieser zweite Gesichtspunkt, die vehemente Kritik am Feminismus und an den Auswirkungen der Frauenbewegung für die Männer unterscheidet Hollsteins Litanei über den Untergang des Mannes von der Position Pilgrims. Die Machtbesessenheit und Mordgier der von diesem konzipierten „Muttersöhne" wird gerade nicht als Ergebnis des Zerfalls des Patriarchats, sondern im Gegenteil als Ausdruck seiner ungebrochenen Kontinuität gewertet. Das Patriarchat sei ein gesellschaftlicher Krankheitszustand, in dem die Söhne nur deshalb zum Opfer ihrer Mütter würden, weil diese unfrei und wie alle Frauen nach wie vor ein Opfer der Männer und ihrer patriarchalen Herrschaft seien. Dieser Täter-Opfer-Teufelskreis sei nur gemeinsam von beiden Geschlechtern durch die Befreiung der patriarchalischen Mutter und damit der unterdrückten Frauen allgemein wirksam zu durchbrechen. Diese antisexistische und pro-feministische Ausrichtung Pilgrims hat die Freude der radikaleren Vertreter der neuen Männerbewegung

an seinem universalistischen Muttersöhne-Modell erheblich getrübt und wird als Kniefall vor der Frauenbewegung empfunden (vgl. Amendt 2009c, S. 48, 50). Als wahrer Hauptfeind gilt diesen Strömungen heutzutage dagegen das inzwischen errichtete „*Feminat*", d.h. die Oberhoheit der Frauen, die Herrschaft der Mütter sowie der staatlich und pädagogisch geförderte weibliche Geschlechterkrieg gegen „die" Jungen und gegen „die" Männer insgesamt.

Damit gelangen wir ins Zentrum der aktuellen Debatte über die Krise der Männlichkeit und zu der sozialpsychologisch, geschlechtertheoretisch und politisch relevanten Frage nach dem Einfluss von Weiblichkeitsabwehr und antifeministischen Affekten insbesondere auf jene populären Positionen, die von einigen der wichtigsten Protagonisten dieser Debatte mit großer Verve vertreten werden. Um den Gehalt und die Problematik dieser Positionen angemessen einschätzen zu können, werden die folgenden Ausführungen deren wichtigste Merkmale zunächst ausführlich entlang ausgewählter Beispiele herausstellen und kommentieren. Die anschließende kritische Auseinandersetzung erfolgt in zwei Schritten: Erstens wird der antifeministische Gehalt dieser Positionen als projektive Verarbeitung persönlicher und gesellschaftlicher Krisenerfahrungen interpretiert. Vor diesem Hintergrund wird zweitens die Tendenz einer Essentialisierung von Männlichkeit in den Blick gerückt, die den gegenwärtigen Krisendiskurs in unterschiedlichen Varianten und Abstufungen prägt. Abschließend werden diese Befunde mit einem eigenen sozialisationstheoretischen Ansatz zur Konstitution von Männlichkeit im Spannungsfeld von Autonomie und Abhängigkeit konfrontiert, wobei insbesondere die Frage nach der Bedeutung der von vielen Vertreterinnen und Vertretern der aktuellen Männlichkeitsdebatte als vorbildlich idealisierten männlichen Initiation in den Mittelpunkt gerückt wird.

1 Der Mann in der Krise – Merkmale und Merkwürdigkeiten einer erregten Debatte

Die gegenwärtigen Diskussionen über die Krise des Mannes und der Männlichkeit laufen bereits seit den 1980er Jahren, haben aber seit dem ersten PISA-Bildungsbericht im Jahre 2000 rasant zugenommen und signifikanterweise mit dem Verlauf der Wirtschafts- und Finanzkrise ab 2008 noch an Schärfe zugelegt. Im Kern dieser Diskussionen stehen Klagen und Anklagen, die sich auf drei zentrale Themen beziehen: auf die angeblich katastrophale Lage der Männer insgesamt, auf die besonders prekäre Situation der Jungen sowie auf den Status und die Bedeutung der Väter. Die zahlreichen Beiträge zu diesen Themen liefern einschlägige (populär-)wissenschaftliche Publikationen, einige überregionale

Printmedien, die sich in dieser Debatte stark engagieren (v.a. Spiegel, Focus, Zeit, Welt, BILD, taz, Süddeutsche, FAZ) sowie insbesondere das Internet, das sich auch in diesen Fragen zu einer riesigen Plattform weltanschaulicher Meinungsbekundungen mit großem Vernetzungspotential entwickelt hat.[2] Die in diesen Krisendebatten vertretenen Positionen sind nicht einheitlich. Es gibt neben den männerbewegt-radikalen (Amendt 2009a, 2009b, 2009c; Beuster 2006; Farrell 1995; Gruber 2009; Hoffmann 2007, 2009; Hollstein 1988, 1999, 2008; Matussek 1998 u.a.) auch moderatere Vertreter und wichtige und hilfreiche Untersuchungen (z.B. Aigner 2001, 2003; Aktionsrat Bildung 2009; Bründel & Hurrelmann 1999; Hurrelmann 2010; Lenz 1996; Schnack & Neutzling 1990; Walter 2002). Zudem existieren einige Gegenpositionen, die den Krisendiskurs insgesamt oder in Einzelfragen aus soziologischen, sozialpsychologischen, psychoanalytischen und geschlechtertheoretischen Perspektiven kritisch hinterfragen (z.B. Bundesjugendkuratorium 2009; Gesterkamp 2010; Kappert 2008; Pohl 2006; Quindeau 2008; Rose 2006; Scheub 2010; Schmauch 2005; Wolde 2006, 2007).

Die radikaleren, parteilich für „die" Sache der Männer und Jungen eintretenden Strömungen sind für die Debatten über die Krise des Mannes insofern repräsentativ, als sie die wichtigsten Themen vorgeben und besetzen, damit öffentlich eine gewisse Meinungsführerschaft einnehmen und sich inzwischen im Sinne einer Gegenbewegung gegen den Feminismus als eine „*Männerbewegung*" zur Rettung der mutterinfizierten Söhne und zur Heilung der erniedrigten Männlichkeit insgesamt verstehen bzw. formieren wollen (vgl. Gruner & Kuhla 2009). Worum es dabei geht, lässt sich bereits an einer Auswahl der einschlägigen Titel und Überschriften ablesen. Zur allgemeinen Krise des Mannes heißt es: „Der verunsicherte Mann", „Problemzone Mann", „Die armen Männer", „Eine Krankheit namens Mann", „Der Mann – ein Irrtum der Natur?", „Die Mühlen der Entmannung", „Was vom Manne übrig blieb", „Sind Frauen bessere Menschen?", „Das bevorzugte Geschlecht", „Für Männer, die sich selber suchen", „Männer – wehrt Euch", „Männerbeben. Das starke Geschlecht kehrt zurück" usw.; den abgehängten Jungen und vaterlosen Söhnen gelten die Überschrif-

2 Zu den wichtigsten parteilichen männer- und väterrechtlichen Seiten, auf denen mit klaren, häufig feindselig aufgeladenen Schuldzuweisungen Position zur Krise des „entmännlichten" Mannes, zur Benachteiligung der Jungen und zur „Entsorgung" der Väter bezogen wird gehören: www.genderama.blogspot.com, www.mandat.de, www.manifest.eu, www.free.gender.de, www.pappa.com, www.maskulist.de, www.antife.de, www.walter-hollstein.ch, www.brainlogs.de/blogs/blog/geschlechtsverwirrung, www.mann-pass-auf.de, www.arnehoffmann.com, www.der-entsorgte-vater.de u.a.

ten: „Die Jungenkatastrophe", „Jungen, die neuen Verlierer", „Angeknackste Helden", „Kleine Jungs – große Not", „Kleine Machos in der Krise", „Arme Jungs", „Schlaue Mädchen – Dumme Jungen", „Rettet unsere Söhne" und die entsprechenden Väter-Schlagzeilen lauten: „Vatersehnsucht", „Abwesende Väter – verlorene Söhne", „Das Drama der Vaterentbehrung", „Söhne wollen Väter. Wider die weibliche Umklammerung", „Der entsorgte Vater" usw. Sieht man sich die mit diesen und ähnlichen Titeln versehenen Arbeiten und die in ihnen vorherrschenden Argumentationslinien genauer an, fallen einem die immer unverblümter auftretende, streckenweise feindselig aufgeladene Abwehr gegen Frauen und Mütter sowie ein aggressiver Anti-Feminismus ins Auge. Dazu passt eine fast trotzige Haltung, die ihre empörte Anklage als emanzipativen, gegen den feminisierten Mainstream gerichteten Tabubruch nach dem Muster verklärt: „angesichts des männlichen Elends muss man doch endlich einmal sagen dürfen ...".[3]Neu ist dieser angebliche Tabubruch übrigens nicht, denn bereits in den 1970er Jahren gab es Ansätze, die beispielsweise die Abwesenheit oder die Schwäche des Vaters beklagten und für zahlreiche Krankheitsbilder bis hin zu psychotischen Störungen verantwortlich machten. Nur der Vater könne als Held und Befreier des Kindes – wie in der aktuellen Debatte ist „natürlich" auch hier der Junge gemeint – „Wegbereiter und Vorbild eines Lebens in personaler Freiheit und größtmöglicher Individualität" (Stork 1974, S. 288f.) sein und damit die Entwicklung einer wahren, gesunden und autonomen Männlichkeit garantieren. Das Beschwören der Leitfunktion neuer Vaterbilder war am Ende der 1970er Jahre zur Mode geworden und bereits 1980 fragte der *Spiegel* bezeichnenderweise: „Sind Väter die besseren Mütter?" (vgl. Pohl 2006).

Was macht den Kern dieser parteilichen Klagen und die sie bestimmende Logik aus? Grundlage und Ausgangspunkt der meisten Positionen im Kampf gegen die Identitätszerstörung des Mannes ist die Zuspitzung der bereits 1988 von Hollstein angedeuteten These vom *endgültigen Siegeszug des Feminismus*. Diese Grundannahme hat den Charakter eines *proton pseudos*, aus dem eine ganze Reihe wirklichkeitsumdeutender Schlüsse gezogen werden. Das lässt sich aktuell am

3 Hinsichtlich der Selbststilisierung als mutige Tabubrecher gilt für die neuen Männerbewegten in gleicher Weise, was Jürgen Habermas einmal in einem anderen Kontext, gegen Martin Walsers Plädoyer für einen befreienden, auf Entsorgung zielenden Tabubruch im deutschen Umgang mit Auschwitz, formuliert hat: „Das diffuse Geschwätz über Tabus und ihr mutiges Abschütteln schwillt zum Bocksgesang an. [...] Die selbstgefällig-flotten Tabubrecher [...] benutzen den entliehenen Emanzipationsdiskurs als Waschanlage. Darin verwandelt sich der schwitzende Mief der Verstockten in den Lustgewinn von alert Aufmüpfigen" (Habermas 2002, S. 189f.).

deutlichsten an den Beiträgen zum Sammelband *Befreiungsbewegung für Männer* (Gruner & Kuhla 2009) ablesen. Der Feminismus, so heißt es dort, habe historisch zwar eine gewisse Berechtigung gehabt, aber nun sei die Gleichberechtigung der Frau keine zentrale gesellschaftliche, politische und pädagogische Aufgabe mehr, denn sie sei inzwischen in vollem Umfang realisiert. Und mehr noch: Auch wenn der Feminismus inzwischen als soziale Bewegung versiegt sei, lebe er nun „im Dunstkreis bürokratischer Förderprogramme fort" (Amendt 2009c, S. 53) und habe mit der Kontrolle über die Bewusstseinsindustrie die Deutungshoheit über die wichtigen gesellschaftlichen Themen errungen. Anstelle der früher angeblich herrschenden Misogynie sei ein vom ursprünglichen Humanismus der Frauenbewegung radikal abgelöstes System der *Misandrie*, ein rassistischer und sexistischer Zustand des allgemeinen Männerhasses errichtet worden (Hollstein 2008, S. 154-189; vgl. Gruner 2009, S. 18). Männer würden fortan pauschal als „böse" denunziert, Frauen dagegen prinzipiell als „gut" idealisiert und als die besseren Menschen hingestellt. Inzwischen sei die gesamte Öffentlichkeit feministisch indoktriniert und die Frauen würden längst in allen gesellschaftlichen Sektoren, in der Arbeitswelt, im Bildungswesen, in der Gesundheitspolitik, im Scheidungsrecht und selbst bei ihrem aktiven Anteil an häuslichen Gewalttaten das „privilegierte" Geschlecht sein (vgl. Gesterkamp 2010, S. 4). Passend hieß es 2006 in der *FAZ* polemisch zugespitzt, das „angewandte Kaderprinzip der feministischen Lobby" plane nicht nur eine politische, sondern bereits ab der Krippenerziehung eine „geistige Geschlechtsumwandlung" der Jungen und Männer (vgl. ebd., S. 9). Jungen sollen nach dieser Strategie des „institutionalisierten Feminismus" zu „zweitklassigen Frauen" anstatt zu richtigen Männern erzogen werden (Hoffmann 2009, S. 13).

Der Geschlechterkrieg der „etablierten Misandrie" habe damit zur Konstruktion einer gigantischen Verfolgungsindustrie geführt, um jegliche männliche Selbstverwirklichung zu verhindern. „Echte" Männlichkeit verkümmere, denn nur als domestizierter Feminist sei der Mann erlaubt und die Programme zum Gender Mainstreaming gelten nach dieser Auffassung als „durchgegliedertes feministisches Machwerk" (Gruner 2009, S. 10). Für von Lier ist Gender Mainstreaming aber nicht allein eine Ausgeburt des radikalen „Gender-Feminismus", sondern das Produkt seiner perfiden Verbindung mit dem Marxismus und seiner familienfeindlichen Ideologie. In Wirklichkeit seien Marx und Engels die geistigen Väter der „Gender-Perspektive", die nach dem Vorbild der Überwindung der Klassenunterschiede die Abschaffung der Geschlechtsunterschiede anstrebe (ebd., S. 95). Dabei ginge es im Grunde aber nur um *ein* Ziel: um die Erringung und Stärkung der Macht in den Händen von Frauen zulasten des unterdrückten

männlichen Geschlechts (Lier 2009, S. 96ff.) und vor allem der Ehemänner und Väter. Auch für Karin Jäckel ist es eine ausgemachte Sache, dass die tieferen Ursachen der Vaterlosigkeit in der Vereinigung der „Ideologien von Marx und Lenin, Engels, Simone der Beauvoir und anderen kommunistischen, sozialistischen Größen" liege, „die, von der 68er-Studentenbewegung ausgehend, Einzug in die politische Zielsetzung der heute Regierenden hielten" (Jäckel 2009, S. 68). – Ein Amalgam aus Antikommunismus, Antisozialismus, Antifeminismus und 68er-Bashing scheint zusammen mit einer konservativen Familienideologie zum Gründungsfundament der propagierten Befreiungsbewegung für Männer zu gehören (vgl. Gesterkamp 2010).

Die verheerenden Folgen dieses angeblich feministisch gesteuerten Horrorszenarios für die Männer und insbesondere für die Jungen und Väter scheinen fatal: Frauen hätten ihren „konstruierten Opfermythos" nach dem emotionalen Erfolgsprinzip: „Leiden ist Macht" lukrativ ausgebeutet und damit verdeckt, dass in Wirklichkeit die Männer die wahren Opfer des gesellschaftlichen Fortschritts seien (Gruner 2009, S. 12f.). Da die öffentliche Wahrnehmung durch das normierte weibliche Opferparadigma verzerrt sei, könne der Zeitgeist die wirklichen männlichen Problemlagen nicht anerkennen. Männer würden vielmehr als „Schweine", als „Ungeziefer", als „Vergewaltiger" und bestenfalls als „Trottel" gelten und die einstmals positiven Qualitäten des Mannes negativ umgedeutet: Mut werde als Aggressivität denunziert, Leistungsmotivation als Karrierismus, Durchsetzungsvermögen als Herrschsucht, männliche Autonomie als Unfähigkeit zu Nähe und Hingabe usw. (Hollstein 2008, S. 13; vgl. Hoffmann 2009, S. 13).

Vor diesem Hintergrund werden die Auswirkungen der angeblichen Durchfeminisierung der Gesellschaft, des gesamten Alltags und des Bildungs- und Erziehungswesens insbesondere für die Jungen als katastrophal gewertet. Von Frauen, d.h. erst von Müttern, dann von Erzieherinnen und Grundschullehrerinnen in den prägenden ersten Lebensabschnitten umstellt, offen in der Politik, den Medien und in der Pädagogik diskriminiert und gegenüber den systematisch bevorzugten Mädchen vernachlässigt, könne sich keine männliche Identität ausbilden (Hoffmann 2009; vgl. Dammasch 2008a, S. 7). Hinzu komme die systematische „Entsorgung" des Vaters mittels „postfeministischer Sorgerechtsregelungen" (Friesen 2009, S. 135) durch die Sachwalterinnen des „Erziehungsmatriarchats". Matussek spricht gar von einem feministischen „Vernichtungskrieg" gegen die Väter, die im Scheidungsfall von „abzockenden Frauen" um das letzte Hemd gebracht würden. Dahinter stehe ein „feministisches Meinungskartell", das geprägt von „Futterneid" und „Männerhass" die „Verweiblichung der Männer" anstrebe

(Matussek 1998, S. 12ff.). Mit seiner Entsorgung aber verliere der Vater seine Orientierungs- und Vorbildfunktion für die traumatisierten, fortan an „Vaterhunger", an einer unstillbaren „Vatersehnsucht" leidenden Knaben. Als Folge seien die Jungen gezwungen, Surrogat-Vorbilder zu suchen, um sich männliche Ersatzidentitäten aufzubauen. Was das bedeuten kann, macht Frank Beuster in schwülstig-pathetischer Eindringlichkeit klar: „Was nützt einem Jungen ein Männer(vor)bild in flimmerfreier 100-Hertz-Qualität, wenn ihm kein einziges mitfühlendes Herz eines echten Mannes zur Seite steht?" (Beuster 2006, S. 241).[4]

Aus diesen beiden Entwicklungen, der allgemeinen Frauendominanz und der Abschaffung der Väter im Klima einer jahrzehntelang andauernden „feministischen Brachialkritik" (Hollstein), habe sich eine dramatische Lage für die Jungen ergeben, die als „tragische Helden" zu den klaren Bildungsverlierern der Moderne geworden seien: Sie sind weniger flexibel als Mädchen, werden gewalttätiger, häufiger krank und von ADHS betroffen, haben größere Leseschwächen, bleiben häufiger sitzen, brechen doppelt so oft die Schule ab und stellen 70 Prozent der Haupt-, Sonder- und Förderschüler usw. (vgl. kritisch zu diesen Befunden: Bundesjugendkuratorium 2009). Darüber hinaus würden sie später als Männer die härteren Jobs erledigen, seien mindestens genauso häufig Opfer häuslicher Gewalt (und zwar von Frauen), durch die Wirtschaftskrise stärker von Entlassungen bedroht und es seien schließlich die Männer, die, wie aktuell in Afghanistan, im Krieg ihr Leben für die Heimat und damit für die Frauen und Kinder aufs Spiel setzen. Und wenn, so die verblüffende Logik, immer noch mehr Männer machtvolle Spitzenpositionen in Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Forschung und Militär einnähmen als Frauen, dann sei dieser Anteil im Vergleich zur (unterdrückten, benachteiligten, diffamierten und prekarisierten)

4 „Dies alles klingt", so die kritische Anmerkung von Ulrike Schmauch, „als hätten Heerscharen von Männern an den Toren der Krabbelstuben, Kindergärten und Grundschulen gerüttelt und seien von einer organisierten Frauenmafia eiskalt ausgeschlossen worden, als würden Väter massenhaft und nicht nur rhetorisch um mehr aktive Elternschaft kämpfen" (Schmauch 2005, S. 32). Unterschlagen wird in diesem Bild, dass zwar ca. 60 Prozent der Männer grundsätzliche Bereitschaft zur Wahrnehmung der Elternzeit zeigen, nach einer Umfrage im Auftrag des Bundesfamilienministeriums 2004 aber faktisch, wenn es darauf ankommt nur 4,9 Prozent der Väter die zwischen beiden Eltern geteilte und 0,2 Prozent die alleinige Elternzeit für sich beanspruchen [vgl. www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/bericht-_C3_BCber-die-elternzeit,property=pdf.pdf; Zugriff: 28.05.2010]. Dieser Anteil liegt in anderen Untersuchungen etwas höher, die Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität ist aber durchgängig immens groß. Der vom *Väteraufbruch* und anderen Gruppierungen propagierte „neue Vater" ist und bleibt ein Mythos.

männlichen Gesamtbevölkerung so verschwindend gering, dass alleine schon aufgrund dieser Relation überhaupt nicht von männlicher Hegemonie oder gar einer männlichen (Vor-)Herrschaft gesprochen werden könne.[5]

2 Die Kampagne gegen den „Verdammungsfeminismus"

Bei einem ersten Gesamtblick auf die hier skizzierten männer- und väterrechtlichen Positionen können bereits an dieser Stelle einige übereinstimmende allgemeine Merkmale festgehalten werden. Dazu gehört die Tatsache, dass historische Kontexte systematisch entweder vernachlässigt, umgedeutet oder monokausal, mit klaren Schuldzuweisungen verkürzt werden, dass soziologische Differenzierungen ebenso fehlen, wie irgendeine Beschäftigung mit Theorien und Kontroversen der neueren Geschlechterforschung und dass jede kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Ungleichheitslagen auf das manichäistische Weltbild eines die Männer beherrschenden und unterdrückenden Feminats zusammenschrumpft. Besonders auffällig sind dabei der (fast) durchgängig polemische Stil, ein aggressiver Anklagegestus und eine projektiv erzeugte, von starken Affekten begleitete Feindbildkonstruktion.

Am stärksten kommen diese Merkmale in Gerhard Amendts jüngeren Beiträgen zur Debatte über die Krise des Mannes zum Tragen. Amendt klagt massiv den so genannten „Verdammungsfeminismus" an, dessen systematische Männerabwertung „zur misandrischen Alltagsroutine in Presse, Wissenschaft und Pädagogik" geworden sei (Amendt 2009c, S. 41) und verbreitet vor allem das Klischee von der dominierenden männerfeindlichen, die Söhne mit hinterhältigen Eigeninteressen beherrschenden und missbrauchenden Mutter. Erschreckend aber sind Amendts zugespitzte Abrechnungen mit den von ihm angeprangerten Auswüchsen dieses feministisch-matriarchalen Terrorsystems. Dazu gehört zum einen die von der *Welt* im Juni 2009 veröffentlichte, das statistische Ausmaß, die psychische Belastungssituation und die Lebenswirklichkeit misshandelter Frauen erschreckend bagatellisierende Forderung nach einer Schließung der

5 Dazu passt die Auffassung, die Frauen seien letztendlich selbst Schuld an ihren vergleichsweise schlechteren Löhnen und ihren geringeren Aufstiegschancen. So heißt es im „Berliner Manifest" des von einigen Autorinnen und Autoren der *Befreiungsbewegung für Männer* (Gruner & Kuhla 2009) gegründeten Vereins „Agens": „Wenn beispielsweise Frauen weniger als Männer verdienen oder weniger hoch aufsteigen, ist dies größtenteils eine Folge eigenständiger Entscheidungen der betroffenen Frauen und keine Diskriminierung durch 'die' Männer" [www.mannifest.eu/index.php?option=com_content&view=article&id=74&Itemid=71; Zugriff: 28.05.2010].

Frauenhäuser. Dies sei notwendig und längst überfällig, da erwiesen sei, dass innerfamiliäre Frauengewalt gegen Männer mindestens ebenso häufig vorkomme wie umgekehrt, vor allem aber weil die Frauenhäuser im Dienste der Ideologie des Radikalfeminismus ein „Hort des Männerhasses" seien und damit maßgeblich „zur feindselig aufgeladenen Polarisierung der Gesellschaft in männliche Gewalttäter und weibliche Friedfertige" beitragen würden (Amendt 2009a).

In diesen Zusammenhang gehört auch Amendts These von der heimlichen rückwärtsgerichteten Erwartung der „opferverliebten" Frauen, Männer mögen doch bitte weiterhin stark sein, ihre Kräfte aber auch zur Befriedigung der weiblichen Bedürfnisse einsetzen. „Der Wunsch, dass Männer die allmächtigen Besorger [sic!] sein mögen, ist als Subtext in allen feministischen Schriften enthalten" (Amendt 2009c, S. 44). Frauen lehnen sich nach dieser Logik gegen die Männlichkeit hauptsächlich aus Enttäuschung über deren verlorene Stärke und Potenz auf. Der eigene, kaum versteckte Subtext von Amendts pornographisch anmutender Männerphantasie lautet dann: Im Grunde wollen die Frauen „es" von den Männern so richtig „besorgt" kriegen. Dem entspricht seine Auslassung zur angeblichen Enttäuschung der aktiven Frauen der 68er Protestbewegung über die sexuellen Unzulänglichkeiten der männlichen Genossen, die es eben nicht geschafft hätten, es ihnen „besser zu besorgen" als sie es zwischen ihren eigenen Eltern erlebt hätten. „Die 68er-Genossinnen hingegen sahen, neben der vaginalen Selbstbesichtigung mittels Spekulum in der Frauengruppe, kaum eine Chance, ihre Sexualität selbst so zu verändern, dass sie befriedigender ausfallen würde" (ebd., S. 46). Amendt sieht in dieser Mischung aus Enttäuschung und Verherrlichung gegenüber dem Mann eine der wichtigen Quellen für die weibliche Abrechnung mit der angeblich repressiven männlichen Sexualität, den feministischen Männerhass und die Kampagnen zur Verbreitung der weiblichen Homosexualität.

In diesem Kontext soll schließlich ein letzter Beitrag Amendts zum Kampf der Männer für ihre Befreiung aus der Knechtschaft des Feminats erwähnt werden: die Entlarvung des Feminismus als demokratiefeindlich und totalitär, mit deutlichen Parallelen zur Fremdenfeindlichkeit und zum Antisemitismus (ebd., S. 42). Mit ihrem universellen Opfer-Mythos würden die Frauen verschleiern, dass sie nicht nur aktuell, sondern auch historisch als grausame Täterinnen in Erscheinung getreten seien. Das hätte gerade die von der Frauenbewegung verleugnete und feministisch verzerrt wahrgenommene jüngere deutsche Geschichte gezeigt. Schon die Prämisse ist falsch, abgesehen von der Weigerung Amendts, eine inzwischen fast zwanzigjährige intensive Diskussion in der Geschlechterforschung und der Geschichtswissenschaft über weibliche Täterschaft und Mittäterschaft

zur Kenntnis zu nehmen: Gegen die sicherlich nicht unumstrittenen Thesen von Margarete Mitscherlich zur weiblichen Friedfertigkeit und zum männlichen Antisemitismus versucht Amendt eine enge Verbindung von Feminismus und Antisemitismus zu konstruieren (Amendt 2009b). Eine direkte Täterschaft von Frauen und eine indirekte als Mütter von „Müttersöhnen" (Pilgrim) im Nationalsozialismus würde der Verdammungsfeminismus systematisch ignorieren und mit seinem Männerhass nur die Väter im Dritten Reich an den Pranger stellen. In Wahrheit aber sei die damit einhergehende feministische Idealisierung der „guten Frau" und der „guten Mutter" im heutigen Mainstream deckungsgleich mit der rassistischen Verherrlichung der „reinen arischen" Frau und Mutter im Nationalsozialismus (Amendt 2009c, S. 49). Der Frauenbewegung sei es damit geglückt, „das reine Bild der Mütter im Nationalsozialismus zu bewahren" (Amendt 200b). Und mehr noch: „Es gibt Hinweise, dass, über die ideologische Identifizierung mit den damaligen Frauengenerationen hinaus, sogar eine Identifizierung mit den Gewalttätigkeiten des nationalsozialistischen Systems stattfindet" (ebd.). Nur seien heute nicht mehr die Juden, so lässt sich die kaum verhüllte Botschaft zuspitzen, sondern die Männer das Opfer von Hass und Gewalt. Folgt man dieser kruden Logik, dann bedeutet das: Der feministische Männer- und Väterhass ist sexistisch *und* rassistisch, die „narzisstische Grenzenlosigkeit" der Feministinnen folgt mit ihrem verklärten Mutter-Bild dem klassischen antisemitischen Muster und Margarete Mitscherlich kann folgerichtig getrost als „antisemitische Theologin" denunziert werden (Amendt 2009b).

Amendts abenteuerliche Behauptungen sind zu großen Teilen pseudowissenschaftliche Konstrukte, die durch ihre selektiven Wahrnehmungsverzerrungen, ihre projektiven Realitätsumdeutungen, ihren manichäistischen Welterklärungscharakter und ihre verschwörungstheoretischen Annahmen sowie durch den aggressiven antifemininen Abwehrgestus Züge eines paranoid eingefärbten Hirngespinstes tragen. Es geht um eine medienwirksame irrationale Kampagne in der Sprache des Ressentiments, die mit missionarischem Eifer geführt wird. Nun ist diese Kampagne nicht allein Amendts Privatfeldzug. Seine Positionen sind nicht nur für die so genannten „Maskulisten" attraktiv (vgl. www.maskulist.de), für die der vom „Femifaschismus" beabsichtigte „Genozid an den Männern" spätestens seit der Einführung des Scheidungsrechts ausgemachte Sache zu sein scheint. Amendts Positionen sind durchaus auch repräsentativ für einen großen Teil der so genannten neuen Männerbewegung. Welche Bedeutung hat die hier erkennbare, mit der Abwehr von Weiblichkeit gepaarte antifeministische Grundhaltung für eine kritische Auseinandersetzung mit der aktuellen Debatte über die Krise der Männlichkeit?

Selbstverständlich kann und soll die Berechtigung einer geschlechtsbezogenen Kritik an Defiziten in der Kindererziehung, an Ungerechtigkeiten bei Sorgerechtsregelungen und am Umgang mit schulischen Leistungsproblemen nicht in Abrede gestellt werden. Und selbstverständlich gibt es zahlreiche wichtige Väterinitiativen und sinnvolle pädagogische, insbesondere nach wirksamen Wegen der Gewaltprävention suchenden Jungen-Projekte. Aber deren Arbeit wird durch die männerrechtliche Abrechnungskampagne gegen die angeblich identitätszerstörenden Auswüchse des Feminismus erheblich desavouiert, insbesondre dann, wenn die Grenze durchlässig gehalten wird. Im Mittelpunkt dieser Kampagne steht der Kampf gegen die projektiv gefundenen „wahren" Schuldigen für die als Männlichkeitskrise erlebte Verarbeitung gesellschaftlicher Transformationsprozesse sowie der Einsatz für die von vielen Gruppen und Initiativen leider kritiklos übernommenen Idee einer Befreiung der „wahren" Männlichkeit und einer Rehabilitierung des entsorgten Vaters als einzigen Garanten für eine gelungene, nach dem Vorbild der Initiation idealisierte Mannwerdung. In diesen beiden Momenten kommt der antifeministische Bias der aktuellen Männerbefreiungskampagne mit am stärksten zum Ausdruck.

3 Antifeminismus als projektive Verarbeitung gesellschaftlicher Krisenerfahrungen

Als möglicher Verarbeitungsmodus gesellschaftlich induzierter persönlicher, Angst auslösender Krisenlagen müssen sich Projektionen, sofern sie propagandistische Wirkungen entfalten wollen, in diesem oder jenem Stück an die Wirklichkeit anlehnen. Dabei werden Realitätsfragmente aus dem Umfeld der subjektiv erfahrenen Krise entnommen, umgedeutet, neu zusammengestellt und nach Maßgabe unbewusster, aus tief sitzenden Ängsten gespeister Vorstellungen ausgewählten Fremdgruppen angeheftet. Die Ängste können dann auf diesem Wege abgewehrt und in den berechtigt erscheinenden Kampf gegen einen verschobenen, nun im Außen (wieder-)gefundenen Gegner als vermeintlichen Verursacher des eigenen und des kollektiven Leids transformiert werden. Damit werden scheinbar real bedrohliche, vergeltungssüchtige Verfolger(innen) konstruiert, gegen die Schutz unabdingbar und Angriff gegebenenfalls als putative Notwehr legitimierbar ist. Angst kann auf diesem Weg in eine bis zum Hass reichende Feindseligkeit umgewandelt werden. Dieser aus der sozialpsychologischen Vorurteils- und Fremdenfeindlichkeitsforschung hinlänglich bekannte Projektionsmechanismus bestimmt, wie bereits angedeutet, die tonangebenden populären Beiträge zur Diskussion über die universelle Krise der Männlichkeit.

Viele Männer scheinen seit langem an den Erfolgen der Frauenbewegung und der damit einhergehenden Infragestellung traditioneller Männlichkeitsmodelle zu leiden, denn, so Michael Meuser unter Berufung auf Pierre Bourdieus Habitus-Konzept: „Die Veränderungen in den Beziehungen der Geschlechter zueinander, die nahezu ausschließlich den vielfältigen Initiativen von Frauen geschuldet sind, haben unter anderem die Konsequenz, dass die Frauen in zunehmend geringerem Maße die Funktion von 'schmeichelnden Spiegeln' erfüllen" (Meuser 2001, S. 7; Bourdieu 1997, 2005).

Das Bild von den „schmeichelnden Spiegeln" hat Bourdieu von Virginia Woolf übernommen und zur Veranschaulichung der den Frauen in Gesellschaften mit männlicher Vorherrschaft zugeschobenen Rolle einer von den „ernsten Spielen der Männer" ausgeschlossenen Zuschauerin verwendet. Bei der „doppelten Dominanz- und Distinktionslogik" von Bourdieu geht es ähnlich wie im Modell der „hegemonialen Männlichkeit" von Connell um die Regelung der Binnenhierarchie innerhalb der Genusgruppe der Männer und der Abgrenzung aller Männer gegenüber den abgewerteten Frauen. Die „ernsten Wettbewerbe der Männer" finden in den klassischen „Domänen männlichen Gestaltungswillens" statt: „In der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär" usw. (ebd., S. 5). Die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der letzten Jahrzehnte haben nun zwei Entwicklungen hervorgebracht, die zusätzlich zur Erschütterung traditioneller Rollenbilder durch die Frauenbewegung zu einer allgemeinen Verunsicherung vieler Männer beigetragen haben: das als Ende ihrer Exklusivität empfundene Eindringen von Frauen in die Domänen des männlichen Wettbewerbs, vor allem aber die, mit der Wirtschafts- und Finanzkrise noch zunehmenden, erheblich verschärften Erosionen im Beschäftigungssektor, die die Erwartung einer lebenslangen Erwerbsbiographie in den Grundfesten erschüttert hat.[6]

6 Die Annahme, mit diesen gesellschaftlichen Erosionsprozessen habe sich auch das Geschlechterverhältnis verkehrt ist ein Trugschluss, d.h.: „Am Geschlechterverhältnis hat sich fast alles verändert – mit Ausnahme der Unterordnung der Frauen unter die Männer. Dieser einst geäußerte Satz hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt, im Gegenteil. Eine hartnäckige Persistenz in den wichtigsten Eckdaten geschlechtlicher Segregation scheint heute problemlos mit einer weitgehenden Deregulierung geschlechtlicher Verhaltens- und Erscheinungsweisen zu koexistieren: Zur Verfügung gestellt sind nahezu sämtliche Insignien patriarchaler Macht, doch an den wichtigsten Parametern der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern wie Lohndifferenz, Verteilung der Arbeit oder Zugang zu Ressourcen ändert sich wenig bis gar nichts, wenn nicht sogar ein Rollback zu verzeichnen ist" (Soiland 2003, S. 37). Die Rede

Doch an die Stelle einer kritischen Auseinandersetzung mit der identitätsstiftenden, für die Konstitution der hegemonialen Männlichkeit und damit zugleich der Reproduktion männlicher Hegemonie elementaren Funktion einer dauerhaften Erwerbsarbeit sowie mit den ihr zugrunde liegenden Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen innerhalb eines nach wie vor hierarchischen Arrangements der Geschlechter ist ein verschobener Krisendiskurs getreten. Anstatt die mit einem Anwachsen diffuser Ängste einhergehenden Auswüchse einer neoliberalen Modernisierung, die zunehmend auch Männer erfasst, zu kritisieren, stilisieren die männerbewegten Eiferer sich und alle Männer zu Opfern siegreicher feministischer Herrschaftsstrategien. Die Rede von der Krise „des" Mannes, so die Grundthese von Ines Kappert, ist somit auch als Ersatz für eine damit scheinbar obsolet gewordene Gesellschaftskritik zu verstehen. „Die vom soziologischen Denken ohnehin losgelöste Kategorie 'der Mann' referiert als Vergleichsgröße stets auf die gleichfalls dekontextualisierte 'Frau an und für sich'. Die dieser essentiellen Konzeption von 'Mann und Frau' inhärente binäre Logik führt dazu, dass die Rede vom 'Mann in der Krise' regelhaft mit der von einer weiblichen Übermacht verknüpft wird; im Umkehrschluss firmieren Mädchen und Frauen als Siegerinnen" (Kappert 2008, S. 11f.; vgl. Scheub 2010).

Obsolet scheint mit dieser projektiven Verschiebung auch die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Konstitution von Männlichkeit unter den Bedingungen einer männlich dominierten Gesellschaft geworden zu sein. Die grundlegende Annahme, Männlichkeit sei ein kulturelles und psychosoziales Konstrukt wird von den Protagonisten (und Protagonistinnen) der neuen Männerbewegung weitgehend abgelehnt und durch das schlichte Sozialisationsmodell intakter oder gestörter Mama-Papa-Sohn-Beziehungen mit klaren Schuldzuweisungen im Falle des Scheiterns ersetzt. Eine exklusive und zu lange Mutter-Sohn-Bindung ohne Vater führe, um es an dieser Stelle noch einmal aufzugreifen, zwangsläufig und automatisch zum Scheitern des Jungen und mit Sicherheit zur Verfehlung seiner Männlichkeit. Zwei bereits angedeutete Merkmale machen dieses moralisch und affektiv aufgeladene Modell einfacher Kausalbeziehungen hochproblematisch: Die Verbindung einer rückwärts gerichteten *Familienideologie* mit einer *Dämonisierung der allein erziehenden Mutter*. Was ist damit gemeint? Mit der feministisch gesteuerten Idealisierung der weiblichen Erwerbstätigkeit und der „Herabwürdigung der existenzsichernden Institution Ehe und Familie" werde nach van

---

von der Gleich- oder sogar Besserstellung der Frauen ist Ausdruck einer bloß „rhetorischen Modernisierung", mit der die Aufrechterhaltung vergeschlechtlichter sozialer Ungleichheitslagen kaschiert wird (Wetterer 2003; vgl. Kappert 2008, S. 226).

Lier „die Axt an die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft gelegt" (Lier 2009, S. 105). Und aus Karin Jäckels christlich-fundamentalistischer Sicht zerstört der feministische Geschlechterkrieg sogar das natürliche Gleichgewicht des Lebens, wenn die Familie durch die männerfeindlichen Glaubenssätze beseitigt und damit die biblische Weisung an Mann und Frau, sich zu vermehren und gemeinsam zu helfen, außer Kraft gesetzt wird. „Wie viele machtgeile Dummheit gehört dazu, die Familie mit zwei Elternteilen, die gemeinsam ihre Kinder umsorgen und großziehen, dieses Erfolgsmodell fast der ganzen Menschheitsgeschichte, für 'out' und 'nicht mehr zeitgemäß' zu erklären" (Jäckel 2009, S. 88). Der Preis, so ihre apokalyptische Drohung, werde im Rückfall in die väterentsorgte matriarchale Welt der Steinzeit liegen. Aufschlussreich ist hier, dass dieses Fanal zur Rettung der traditionellen Kernfamilie mit einer Verurteilung des Rechts auf Abtreibung einhergeht, die „im Einzelfall" allein als gesundheitliche Rettungsmaßnahme zu tolerieren sei (ebd., S. 73).

Mit seinem Plädoyer für die Kleinfamilie verbindet Amendt (2009, S. 46) eine Rechtfertigung der klassischen Arbeitsteilung der Geschlechter, bei der der Mann einstmals seinen Stolz aus dem Einsatz seiner Kräfte und manchmal auch seines Lebens für die Familie und die Gemeinschaft gezogen und sein Selbstgefühl durch die Anerkennung dieser Arbeitsteilung seitens seiner Ehefrau genährt habe. Und der Sohn könne sich nur dann mit seinem Vater identifizieren, wenn diesem von der Mutter ausreichend Liebe und Respekt geschenkt wird. Die bürgerliche Kleinfamilie, so die Quintessenz der männerrechtlichen Renaissance dieses Klischees, war und ist die Keimzelle der Gesellschaft und des Volkes und soll es auch in Zukunft wieder werden. Passend dazu hat der Kinderpsychologe Werner Bergmann in der rechtslastigen *Jungen Freiheit* (Heft 23/2008) unter dem Titel „Verrat an der Familie" mit der Kritik am totalitären Zugriff des Staates auf die kleinen Kinder durch Inflationierung der Krippenplatzangebote „den Verlust an freiheitlicher Nationalkultur in Deutschland" beklagt (vgl. Gesterkamp 2010, S. 10; Bergmann 2008; Lenz 2003).

Aber diese idyllische Welt der Familie mit einer funktionierenden klassischen Arbeitsteilung ist ja, so die allgemeine Klage der männerrechtlichen Fundamentalisten, mit dem Siegeszug der Frauenbewegung längst aus den Fugen geraten. Nach dem antifeministischen Weltbild der Männerbewegten ist die vorherrschende Instanz der frühkindlichen Sozialisation ein „weibliches Ghetto" (Hollstein), in dem vor allem *ein* Wesen haust, das als Inkarnation des Männerhasses, der Väterentsorgung und der Jungenverschlingung schlechthin gilt: *die allein erziehende Mutter*(!). Zu Zeiten des Matriarchats habe die allein erziehende Mutter als Göttin und Magierin gegolten. „Heute ist sie die Heldin der Gesellschaft, die die

weibliche Urkraft zu verkörpern scheint, Kinder allein und ohne Mann aufziehen zu können" (Jäckel 2009, S. 62). Als Folge der jahrzehntelangen feministischen Gehirnwäsche *wolle* die überwiegende Zahl der Mütter sogar aus „freien" Stücken allein erziehend sein und folglich die Väter nur für die Zeugung und die späteren Unterhaltszahlungen missbrauchen. Und so erhält die Gesellschaft nach dieser abstrusen und zynischen Logik die Quittung: Die Überforderung allein erziehender Mütter führe durch den Vatermangel bei „Kindern und Jugendlichen zu psychischen Krankheiten, Schulversagen, Drogenkonsum, Essstörungen, Aggressionen gegen andere und die eigene Person, Rückzug in virtuelle Ersatzlebensräume, sexuelle Süchte und Teenagerschwangerschaften, Kinder- und Jugendkriminalität, Mitläufertum in Jugendbanden oder Neonazi-Gruppen, Einweisungen in Kinderheime oder Pflegefamilien, gesetzliche Erziehungsmaßnahmen, ins soziale Aus oder gar in den Tod" (ebd., S. 85).

In all diesen Klagen schimmert aber auch der scheinbar einzig mögliche Weg zu einer Heilung durch: Die bereits angesprochene Befreiung des Jungen aus der mütterlichen Umklammerung und die Überwindung des Weiblichen durch einen starken, in seiner Männlichkeit „authentischen" Vater.

4 Zurück zu den Wurzeln: Die Entdeckung der „wahren" Männlichkeit

In der Bestimmung, was Männlichkeit eigentlich ist und welche verschütteten und unterdrückten Persönlichkeitsanteile bei den Jungen zur Entfaltung gebracht werden sollten, sind sich radikale Männerrechtler und einige eher moderatere Vertreter der Männerbewegung und auch der Männerforschung in einigen grundlegenden Punkten einig. Zu den auffälligen Übereinstimmungen gehört die Tendenz zu einer offenen *Essentialisierung* von Männlichkeit, die sich in zwei Varianten, einer kulturalistischen und einer biologistischen äußert: Erstens wird eine kulturanthropologische Antwort auf die Frage nach dem *Wesen* des Mannes angeboten, die insbesondere bei Hollstein (1988, 1998, 2008) und Hurrelmann (2010) auf die fragwürdige, die Grenze zur Esoterik überschreitende *Archetypenlehre* von C. G. Jung zurückgreift. Als Archetypen werden universell vorhandene, überhistorisch gültige und stark geschlechtlich codierte „Urbilder des Seelischen" verstanden. Entsprechend gilt für Hollstein der Mann in seinem „tiefsten Innern" als zielgerichtet, planend, aggressiv. Und Männlichkeit zeichne sich vor allem durch Pioniergeist, Mut, Verantwortung, Kraft, Standfestigkeit, Grenzüberschreitung, Gedankentiefe, Erfindungsgeist und Menschlichkeit aus. Eine wirkliche *Heilung* des am Sinnverlust durch die Entleerung traditioneller

Männlichkeit leidenden Mannes sei nur durch die aktive Suche nach der dahinter verborgenen wahren Substanz des Männlichen möglich.

Zu den bei dieser Reise nach Innen wieder zu entdeckenden männlichen Archetypen gehöre auch die Macht und eine heldische Komponente, wobei das *Heldische* nicht als Chauvinismus, sondern als Verknüpfung von Tatkraft, Härte gegen sich selbst und Opferbereitschaft zu verstehen sei. Und auch die *Macht* des Mannes müsse positiv gewürdigt werden, wenn sie in den Dienst der Gemeinschaft gestellt wird. Diese vererbten männlichen Archetypen seien zwar kulturvermittelt, aber eng an die Biologie des Mannes gebunden, denn letztendlich bedinge die Körperausstattung wichtige seelische Eigenschaften. Ohne zu merken, dass er damit den phallischen Narzissmus einer überhöhten und aggressiven Männlichkeit rechtfertigt, macht Hollstein diesen Gedanken affirmativ am Bild des erigierten Penis des Jungen als *dem* „Symbol autonomer männlicher Macht" (Hollstein 1988, S. 91; vgl. kritisch dazu Pohl 2004) fest. Dem männlichen Genital sei „ein spezifisches männliches Erleben von Extrovertiertheit, Kraft und Produktivität adäquat" (Hollstein 2008, S. 51). So würden beispielsweise Jungen, die ihr narzisstisches Hochgefühl beim Urinieren im Stehen verdrängt hätten, später im Leben kaum wirklichen männlichen Stolz entwickeln können und daher jenen üblichen, dem feminisierten Zeitgeist entsprungenem Zwang zum Sitzenpinkeln als (zumindest) symbolische Kastration empfinden.

Auch Hurrelmann wendet sich archetypischen Mustern von Männlichkeit zu und anthropologisiert damit männliche und weibliche Eigenschaften als unveränderliche Größen. Die Weiblichkeit sei auf Familie, Freundschaften und Bezugsgruppen, Männlichkeit dagegen, mit Selbstkontrolle und Disziplin, auf Selbstbehauptung, Abgrenzung von anderen und die Eroberung des sozialen Raums ausgerichtet. Das diene nicht nur der Existenzsicherung, sondern auch der „Gestaltung und Strukturierung wirtschaftlicher und politischer Rahmenbedingungen", kurzum: „Männer stehen für die aktive, Frauen für die sozial sensible Lebensführung" (Hurrelmann 2010, S. 10). Eine Aufhebung der Benachteiligung des männlichen Geschlechts in den Bildungseinrichtungen könne nur durch eine gezielte Förderung der Jungen erreicht werden. „Die Kunst dieser Förderung besteht darin, die grundsätzlich angelegten archetypischen Muster der geschlechtsorientierten männlichen Lebensführung als Ausgangspunkt zu nehmen" (ebd., S. 9). Positiv gefördert werden müsste somit nicht nur die stärkere Außenorientierung der Jungen, sondern auch ihr ausgeprägteres Machtstreben.

Neben der Archetypenlehre beruft sich Hurrelmann vor allem auf die Erkenntnisse der neueren Hirnforschung und damit kommen wir zur zweiten Variante der gängigen Essentialisierungen von Männlichkeit innerhalb der aktuellen

Krisendiskussionen: zur Biologie und den aus ihren Erkenntnissen abgeleiteten Erklärungen des „männlichen Wesens". Nun lassen sich aber beispielsweise die einschlägigen Ansätze des Neurobiologen Hüther (2008) nicht reibungslos im Kampf gegen Männerdiskriminierung und Jungenbenachteiligung einsetzen. Hüther weist zwar auf hormonell und neurologisch begründete Defizite beim Jungen hin, die sich in Extravertiertheit, im Mangel an Impulskontrollen, Hyperaktivität und in gewissen Störungen des Sozialverhaltens ausdrücken können, aber ob das geschieht, hänge im Wesentlichen von Entwicklungseinflüssen ab und das bedeutet: Eine Rückführung der Geschlechtsunterschiede auf die Biologie sei nicht hinreichend, denn das Gehirn und seine neuronalen Vernetzungen funktionierten in hohem Maße „nutzungsabhängig". Das bedeutet aber auch, dass Hyperaktivität, Außenorientierung und Gewaltbereitschaft beim Jungen weniger den Hormonen oder der Hirnstruktur entspringt, als den kulturellen und den Erziehungseinflüssen.[7]

Auch Doris Bischof-Köhler teilt die Auffassung, Männer seien „durchsetzungsorientierter, explorativer und risikobereiter", Frauen dagegen stärker „personenorientiert, fürsorglicher und einfühlsamer" (2004, S. 4). Diese bereits in der frühesten Kindheit erkennbaren Verhaltensdispositionen seien aber nicht durch Erziehung zu verändern, denn es handle sich um phylogenetisch vererbte, hormonell gesteuerte und in der Hirnstruktur verankerte Eigenheiten des Mannes, die auf die archaische aggressive Konkurrenz der Männer um die Partnerinnen und Mütter ihrer zukünftigen Kinder zurückzuführen sei. Bereits Jungen würden auch heute noch brachial und notfalls mit Gewalt ihre Konflikte regeln, weil ihr atavistisches Erbe sie zum Imponiergehabe im Kampf um die Frau „zwinge". Die Ausprägung von Kraft, Stärke und Ausdauer habe sich als evolutionärer Vorteil entwickelt und zu der bis heute gültigen Errichtung männlich bestimmter „Dominanzhierarchien" mit klaren internen Rangordnungen geführt. Daher sei auch der kraftvolle Vater als Vorbild so elementar, denn nur dieser könne den Jungen in die zukünftige Welt der Konkurrenz, des Wettbewerbs und der erhöhten Risikobereitschaft einführen.

An dieser Stelle stoßen wir auf eine merkwürdige und widersprüchliche Begründung dieser männlichen Dominanzkultur: Die für das Überleben in dieser sozialdarwinistischen Welt erforderliche Höherbewertung des Männlichen mit der sie begleitenden Diskriminierung der Frauen sei zwar kulturell bedingt,

7 Vgl. die kritische Auseinandersetzung mit der Erforschung von Geschlechtsunterschieden im Gehirn als angeblich unveränderbare Verhaltensdeterminanten in Schmitz 2006.

aber doch ein Erbe der Evolution, die Männer „von Natur aus" zu aggressiven „Imponierspezialisten" gemacht habe (ebd., S. 14). Kultur und die in ihr eingelagerten hierarchischen Geschlechterbeziehungen erscheinen aus dieser Perspektive letztendlich als Effekt der Natur und die Ursache der männlichen Hegemonie wird mythologisch verschleiert. Gerade diese Perspektive aber macht die biologischen Begründungsansätze so attraktiv für die neue Männerbewegung: Die Krise der Männlichkeit ließe sich überwinden, folgt man dieser Logik, wenn die Einrichtungen der Gesellschaft endlich (wieder) so gestaltet würden, dass sich die „Natur" des Mannes zu ihrer vollen, ihr zustehenden Geltung entfalten könnte.

5 Männliche Suprematie und weibliche Subordination

Die entscheidende Grundannahme, der sich fast alle Ansätze der gegenwärtigen Diskurse über die Krise des Mannes verweigern, ist die nach wie vor geltende Vorherrschaft des männlichen Geschlechts und die damit einhergehende Abwehr des Weiblichen. Diese Tatsache hat erhebliche Konsequenzen für die männliche Subjektkonstitution. In männlich-hegemonialen Kulturen unterliegen Männer dem mehr oder weniger starken Druck, sich nicht nur als ein anderes, sondern als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu setzen und „im Notfall" zu beweisen. Diese überlegene Männlichkeit muss erst hergestellt, gleichsam in die Seele und in den Körper der Männer eingeschrieben werden. „Männlichkeit wird also nicht als natürlicher Zustand begriffen, der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen" (Gilmore 1991, S. 11).[8] Als kulturelles und psychosoziales Konstrukt gilt Männlichkeit vor diesem

8 Für Gilmore geht damit eine systematische Abwehr der Weiblichkeit einher, die er am Beispiel des in der US-Armee vorherrschenden „John-Wayne-Mythos" kritisch herausarbeitet. Problematisch ist allerdings Gilmores eigene Position, insbesondere wenn er betont, dass für den Mann, um auf dem Feld der Geschlechterbeziehungen Handlungsautonomie zu erlangen, die Entfaltung von aggressiver Sexualität geradezu zwingend erforderlich sei. Spätestens hier wird deutlich, dass Gilmore die Distanz zu seinem Untersuchungsgegenstand verloren hat. Sein Modell vom Mann als „Erzeuger-Beschützer-Versorger" affirmiert gängige Männlichkeitsbilder in klischeehafter Überzeichnung. Um Vollwertigkeit zu erlangen, müssten Männer in den meisten Gesellschaften eine „imperative Triade" erfüllen, nämlich „Frauen schwängern, Abhängige vor Gefahren schützen und die ganze Familie und Verwandtschaft versorgen" (ebd., S. 245). Die Knappheit der ökonomischen Ressourcen verlange „echten" Männern die nährende Hingabe von „Blut, Schweiß und Samen" (ebd., S. 252) ab, denn: „So lange es Kämpfe zu bestreiten, Kriege zu gewinnen, harte Arbeit

Hintergrund als ein fragiler Zustand, der in äußeren und inneren Krisenzeiten immer wieder „repariert" oder gar neu hergestellt werden muss. Das heißt: Im Zentrum des ideologischen Selbstverständnisses einer auf hierarchischen Geschlechtergegensätzen aufgebauten Kultur steht das Bild einer intakten, aber bedrohten autonomen Männlichkeit.

Die mächtigsten zu überwindenden Widerstände und damit die größte Bedrohung aber gehen von den Frauen und der Weiblichkeit aus, denn durch sie, und insbesondere durch die weibliche Sexualität wird die männliche Integrität und der mit ihr verknüpfte Autonomieanspruch des männlichen Subjekts elementar infrage gestellt. Wegen der „normalen", auf heterosexuelle Objekte gerichteten Begierde des Mannes lässt sich die Angst vor Abhängigkeit nicht bannen, d.h.: die eigene Sexualität und seine objektgerichtete Begehrensstruktur machen den Mann im hohen Maße abhängig. Die unter den herrschenden Geschlechterhierarchien sozialisierten Männer neigen dazu, zwischen „Abhängigkeit und Unabhängigkeit" eine „falsche Antinomie" herzustellen (Benjamin 1995, S. 256), die, wenn sie unterlaufen wird, existenzielle Ängste und teils energische, teils verzweifelte Gegenmaßnahmen zur Abwehr der assoziativ mit Weiblichkeit verknüpften Gefahren auslöst. Daher erscheint die Entwicklung von Mechanismen zur organisierten Abwehr des innerpsychisch Bedrohlichen umso erforderlicher, „notfalls" durch dessen Externalisierung, Diskriminierung und gegebenenfalls durch dessen energische Bekämpfung. Aber damit, so der Historiker Sombart, wird das Dilemma für den Mann nur noch verstärkt: „Unterdrückt, ausgeschaltet, verdrängt wird das Weibliche zur Quelle einer permanenten Bedrohung – es wird gefürchtet und ersehnt, die Verlockung bleibt bestehen, ein Rückfall jederzeit möglich. Das Verdrängte ist mächtiger als die verdrängende Gewalt" (Sombart 1991, S. 140).[9]

Die Folge ist die Entwicklung einer mehr oder weniger paranoid getönten, im Notfall kampfbereiten Abwehrhaltung, deren unbewusster Kern eine ambivalen-

---

zu leisten gilt, so lange werden einige von uns 'wie Männer handeln' müssen" (ebd., S. 254). – Das *ist* John-Wayne-Mythos in Reinkultur.

9 Gerade die (vermeintlich) durch Frauen ausgelöste Erregung zeigt, dass die im männlichen Autonomiewahn enthaltene Idee einer vollkommenen Beherrschung und Kontrolle eine Illusion ist. Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus (Freud), schon gar nicht über die eigene Sexualität und den eigenen Körper. – Das weist auf ein grundsätzliches Paradox in der Konstruktion der männlichen Geschlechtsidentität hin, das nicht aufzulösen ist und deshalb immer wieder einzeln und massenhaft in Form einer Zerstörung des Objekts ausbrechen kann: Im Selbstverständnis des vermeintlich starken, autonomen und überlegenen Geschlechts ist das, was Quelle von Begierde und Lust ist, gerade *weil* es das ist, zugleich die größte Quelle von Unlust und Angst.

te, aus Angst, Lust und Hass gekennzeichnete Einstellung zu allem Bedrohlichen ist, das mit Frau und Weiblichkeit assoziiert oder davon abgeleitet wird. Je stärker die Asymmetrien in den vorherrschenden Regelungen der Geschlechterbeziehungen gesellschaftlich hervorgehoben und betont werden, umso heftigere Formen können die feindseligen Einstellungen im Falle von Krisen annehmen. Gerade weil das Gefühl männlicher Überlegenheit auf der unbewussten Abwertung und Herabsetzung von Frauen basiert, erweist sich der Wunsch nach Autonomie und Erhabenheit als trügerische Illusion. Das bedeutet: „Die irrationalen frauenfeindlichen Emotionen, die in den Rhetoriken über Weiblichkeit unverhohlen lautwerden, lassen darauf schließen, dass hinter dem maskulinen Überlegenheitsanspruch Konflikte stecken: Unsicherheiten, die sich aus der unversöhnlichen Differenzsetzung 'Mann/Frau' für die Selbstbestimmung des männlichen Subjekts ergeben" (Becker-Schmidt 2000, S. 75).

Neben der Bedrohung durch die eigene und die weibliche Sexualität können wir mit Regina Becker-Schmidt in der Tatsache der frühen Abhängigkeit von der Mutter und damit vom anderen Geschlecht eine zweite wichtige Hauptquelle der männlichen Unsicherheit und der kompensatorischen Versuche ihrer Überwindung erkennen. Möglicherweise liegt hier eine der wichtigsten Ursachen für den fanatischen Eifer, mit dem in Teilen der Debatten über die Krise des Mannes ein striktes Mutterüberwindungsschema zur Heilung der bedrohten Männlichkeit gefordert wird: „Der Mann ist nicht von seinesgleichen fabriziert, sondern er schuldet sein Dasein einer Frau. Er ist zudem in seinen ersten Lebensjahren von ihr abhängig. [...] Das männliche Bewußtsein will offensichtlich den Gedanken an diese Abhängigkeit nicht zulassen" (ebd., S. 80). Der daran entzündete, die Männlichkeit prägende Abhängigkeits-Autonomie-Konflikt und die fragwürdigen Versuche ihn zu „lösen", bleiben für die innere Einstellung sowie für die zukünftigen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht bestimmend und machen unter den vorherrschenden Geschlechterarrangements den Kern eines tief verankerten *Männlichkeitsdilemmas* aus (vgl. ausführlicher Pohl 2003, 2004, 2007). Wenn schon, wie bei den selbsternannten Befreiern der „wahren" Männlichkeit nach einer tieferen Struktur im Manne gesucht wird, dann müsste die Suche an den unbewussten Dimensionen dieses Männlichkeitsdilemmas ansetzen.

Um hier kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Die strukturelle „Schwäche" des Mannes stellt ebenso wenig eine anthropologische oder gar biologische Tatsache dar wie männliche Stärke, Macht und Überlegenheit. Bei den Herstellungsprozessen von Männlichkeit geht es immer um das Verhältnis von gesellschaftlicher und zugleich geschlechtsbezogener Macht. Diese Grundannahme lässt die beklagten Defizite der Jungen in einem anderen Licht erschei-

nen. Für Ilka Quindeau liegt eine der zentralen Ursachen dieser Defizite „in der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie und dem dichotomen, polarisierten Geschlechterverhältnis" und dem Druck, der sich daraus für die Jungen ergibt. „Viele der Überforderungen, denen Jungen gegenwärtig in ihrer Entwicklung ausgesetzt sind, sind m.E. der Geschlechterhierarchie geschuldet und der daraus folgenden Zugehörigkeit zum 'privilegierten Geschlecht'" (Quindeau 2008, S. 192). Männlichkeit ist unter diesen Bedingungen *strukturell* ein krisenhafter Zustand und nicht das Ergebnis einer die Männer angeblich tief in die Krise stürzenden feministischen Strategie. In diesem Sinne erscheint „der anschwellende Bocksgesang über 'den Mann in der Krise'" für Ute Scheub ein medial verstärktes Ablenkungsmanöver. „Dass 'der Mann' irgendwie in der Krise ist, stimmt jedoch schon seit der Steinzeit. Identität ist immer krisenhaft, und das gilt [...] besonders für die männliche Geschlechtsidentität" (Scheub 2010, S. 68f.). Wie aber lässt sich die Produktion von Männlichkeit und die Reproduktion von männlicher Vorherrschaft erklären und ist die von den Männerrechtlern immer wieder erhobene Forderung nach einer initiationsähnlichen „Vermännlichung" des Jungen durch den Vater oder andere männliche Vorbilder ein Weg, um die Angst vor dem Weiblichen zu überwinden und der Verunsicherung sowie der Gewaltaffinität von Jungen vorzubeugen? Ein Blick auf die oft kritiklos idealisierten männlichen Initiationsriten lässt erhebliche Zweifel aufkommen.

Die klassischen Initiationsriten stellen das wichtigste Medium traditioneller Kulturen für die Produktion und Reproduktion erwünschter Männlichkeit dar. Entsprechend des Dreiphasenmodells van Genneps (1909) von *Trennung (séparation) – Umwandlung (marge) – Angliederung (agrégation)* folgen die männlichen Übergangsriten einem ähnlichen Grundschema: Nach einer radikalen, häufig gewaltsamen Trennung von der weiblichen Welt werden die Initianden komplexen, mythologisch begründeten, symbolischen und (häufig schmerzhaften) realen Inszenierungen und Prüfungen unterworfen, um alle Spuren des Weiblichen aus Geist und Körper des Initianden auszutreiben. Erst nach der Inszenierung eines symbolischen Todes und einer anschließenden *zweiten* Geburt, einer sozialen Wiedergeburt in der exklusiven Gruppe erwachsener Männer, ist eine Rückkehr in die weibliche Welt, nun als Mann und d.h. (meistens) auch als Krieger, möglich. Diese Verbindung mit kriegerischen Elementen variiert von Kultur zu Kultur, ist aber elementar und stellt ein mehr oder weniger durchgängiges Merkmal dar.

Die durch die Initiation oder auf initiationsähnlichen Wegen erworbene Männlichkeit bleibt aber generell ein permanent bedrohter Zustand, in dessen Zentrum die elementare Angst vor einer weiblichen Kontamination steht. Einschlägige ethnologische und kulturvergleichende Untersuchungen belegen, dass

die mit den unterschiedlichen Formen männlicher Pubertätsriten verbundene abgrenzende Herabsetzung von Frauen keine vorübergehende, nur der notwendigen Ablösung von der Mutter dienende Begleiterscheinung der Initiationsphasen bleibt, sondern dauerhaft in den Grundbestand dieser (brüchigen) männlichen Identität eingeht. Die größten Gefahren scheinen auch nach der virilen Wiedergeburt (vielleicht sogar erst recht) von den Frauen, der weiblichen Sexualität und all jenen Verhältnissen und Zuständen auszugehen, die als schwächend, als Verlust der mit dem eigenen Geschlecht verbundenen Integrität und Unabhängigkeit empfunden werden. „Der Mann fürchtet", so Sigmund Freud zu dieser Kontaminierungsangst, „vom Weibe geschwächt, mit dessen Weiblichkeit angesteckt zu werden und sich dann untüchtig zu zeigen [...]. An all dem ist nichts, was veraltet wäre, was nicht unter uns weiter lebte" (1918, S. 168).

Initiationen stellen den Versuch dar, den Jungen gegen diese Anfeindungen zu immunisieren, aber mit begrenztem Erfolg. Vor diesem Hintergrund erscheint beispielsweise der fast hymnische Bezug Hollsteins auf Robert Blys hypervirile Schwärmereien für die männlichen Initiationen in Papua-Neuguinea suspekt (Hollstein 1988, S. 244ff.; vgl. Fischer 2009). Blys mythopoetische Auslegung des Grimmeschen Märchens vom *Eisenhans* schien und scheint auch heute noch eine heilsversprechende Wirkung auf tief verunsicherte männliche Seelen auszuüben. Das liegt mit Sicherheit nicht nur an den nach diesem und ähnlichen Vorbildern organisierten rituellen Männerbefreiungskursen, die eine Mischung aus Selbsterfahrungsgruppen, Körpertherapien und Survivaltrainings darstellen. Wichtiger ist die Botschaft dieses Ansatzes: Um seine „wahre" Männlichkeit zu entdecken und zu befreien, müsse ein „scharfer" und „sauberer" Bruch mit der „Uterus-Welt" der Mutter erfolgen, um ein Zusammenleben von Vätern und Söhnen, oder von Initianden und Mentoren in „fröhlicher Toleranz" zu ermöglichen (Bly 1993, S. 126f.). Der Vater, sofern er nicht schwach ist, repräsentiere die wahre männliche Substanz und erst die Identifizierung mit diesem väterlichen Wesen soll, unter strikter Abwesenheit der Frauen, aber durch eine symbolische Übernahme weiblicher Funktionen des „Gebärens" und des „Nährens", die „zweite Geburt" des Jungen als Mann ermöglichen.

Nur diese Initiation in der Gruppe könne den „Hunger nach dem Vater" stillen und die Entwicklung des Jungen zur Entdeckung und Entfaltung seines „inneren Kriegers" voranbringen, der seine Aggression, durch den Mentor vorbildlich gebunden und kontrolliert, dann, wenn es nötig ist, gegen äußere Feinde zu richten vermag. Der „wilde Mann", den es in der Tiefe des Mannes (wieder) zu entdecken gelte, sei entschlossen, sein Schwert, das er vom Initiator verliehen bekommt, kraftvoll, aber nicht brutal (aus „nährender Dunkelheit") zu zeigen. Es gebe

eine Vermischung von Liebe und Krieg, aber der „wilde Mann" wäre ein Barbar, wenn sein Herz nicht durch die „Innigkeit und den Tanz der Liebe" berührt würde (ebd., S. 207). Nicht nur abwesende oder schwache Väter verhinderten die Ausbildung „wahrer" Männlichkeit; es gebe, so Bly weiter, überhaupt kaum noch Gelegenheit, sie (kämpfend) unter Beweis zu stellen. Die modernen, technisch hoch entwickelten Kriege verunmöglichten das Vergnügen der Entfaltung des Kriegers auf dem Gebiet, auf dem er im Dienste einer „transzendenten Sache", d.h. im Dienste des „wahren Königs" – auch hier finden wir deutliche Bezüge zur Archetypenlehre C. G. Jungs – seinen Mann zu stehen habe, nämlich auf dem Schlachtfeld.

Es ist kaum zu begreifen, wie diese Mischung aus antifeministischer Männerbundschwärmerei Blüherscher Prägung und deutlich an Ernst Jünger erinnernder hyperviriler Kriegerromantik eine derartige Faszination für Teile der „neuen" Männerbewegung ausüben konnte und offenbar auch heute noch kann (vgl. Blüher 1920; Jünger 1922). Dies gilt es zu bedenken, wenn hierzulande die initiationsähnliche Einrichtung mann-männlicher Übergänge als Heilmittel gegen die beklagte „Entmännlichung" propagiert wird. Ihre Attraktivität liegt offensichtlich in der Stärkung der Illusion von einer rein männlichen Welt ohne, über und gegen die Frauen. „Der Ausschluss von Frauen ermöglicht die Atmosphäre, die vielen Männern als Garant männlicher Authentizität gilt. Die Männergemeinschaft vermittelt die habituelle Sicherheit, die zumindest junge Männer in der Interaktion mit Frauen, welche jene in zunehmendem Maße mit Egalitätsansprüchen konfrontieren, immer schwieriger zu gewinnen vermögen" (Meuser 2001, S. 25f.). Werden die hier mittransportieren Geschlechterbilder nicht reflektiert, dann dienen die Kampagnen für die Väter als Retter und Befreier der identitätslosen Jungen mehr oder weniger offen einem Hauptziel, das irrigerweise als *Geschlechterdemokratie* ausgegeben wird: der Stärkung einer Re-Maskulinisierung der Gesellschaft.

6 Fazit

Kommen wir abschließend noch einmal auf die wichtigsten Topoi der aktuellen Debatten über die Krise des Mannes zurück, dann kann die hier geführte Auseinandersetzung thesenförmig in vier Punkte zusammengefasst werden:

1. Es gibt keine zeitbedingte „Krise der Männlichkeit", denn Männlichkeit selbst ist strukturell ein konflikthafter und konfliktsensibler Krisenzustand. D.h.: Die inzwischen inflationär und mit misogynen Schuldzuweisungen geführte Rede von der aktuellen Krise der Männlichkeit verdeckt, dass es sich bei

den vorherrschenden Formen von Männlichkeit in männlich dominierten Kulturen und Gesellschaften grundsätzlich um ein fragiles und krisenhaftes Konstrukt handelt.

2. Zu den inhärenten Merkmalen dieses Konstrukts Männlichkeit gehören nach wie vor unbewusst verankerte und körperlich eingeschriebene Überlegenheitsansprüche und eine ambivalente, bis zur Feindseligkeit reichende Weiblichkeitsabwehr. Dies hat insbesondere auf dem Feld der normierten (Hetero-)Sexualität eine unlösbare Zwangslage zwischen Autonomiewunsch und Abhängigkeitsangst zur Folge, die als „Männlichkeitsdilemma" bezeichnet werden kann und die eine der wichtigsten Quellen von sexueller und nicht-sexueller Gewalt als Mittel der Wiederherstellung einer aus den Fugen geratenen „intakten" Männlichkeit darstellt.
3. Die wichtigen Fortschritte in der Frauen-, Gleichstellungs- und Geschlechterpolitik sind Ausdruck einer bloß „rhetorischen Modernisierung" (Wetterer 2003), solange die grundlegenden Asymmetrien in einer weiterhin geschlechterhierarchischen Gesellschaft geleugnet oder verschleiert werden. Ein männlicher Krisendiskurs, der diese Tatsache ignoriert oder essentialistisch umdeutet, ist ein entkontextualisiertes, und damit scheinheiliges Gerede, mit dem „der" Mann larmoyant zum beklagenswerten Opfer der als „feminisiert" angeprangerten Verhältnisse stilisiert wird.
4. Die Rede von der „Krise der Männlichkeit" ist eine rückwärts gewandte Reaktion auf die marktradikale Verschärfung des gesellschaftlichen Krisengeländes und enthält hohe projektive Anteile. Das bedeutet: Die Krise erscheint in vielen einschlägigen Diskursen als Folge einer die Männer pauschal diffamierenden, vor allem aber die Jungen und Väter einseitig vernachlässigenden Frauenpolitik und Mädchenförderung und kann, zugespitzt, als Backlash, als antifeminine und antifeministische Gegenbewegung im Rahmen einer allgemeinen Re-Maskulinisierung der Gesellschaft interpretiert werden.

Um es abschließend noch einmal zu betonen: Die hier skizzierte Struktur und Entwicklung eines grundlegenden Männlichkeitsdilemmas ist *keine* anthropologische Tatsache und damit kein unausweichliches Schicksal, sondern Ausdruck der Kontinuität gesellschaftlicher, wenn auch modernisierter Geschlechterarrangements. Eine wirksame, auch für die Konstitution der männlichen Subjektivität folgenreiche Gegenstrategie müsste grundsätzlich das Ziel einer „nicht auf Abwertung [der Weiblichkeit, R.P.] beruhenden Ausbildung der männlichen Geschlechtsidentität" verfolgen (Pech 2002, S. 43). Nach der Grundidee in Jessica Benjamins paradigmatischem Anerkennungs-Modell scheint eine halbwegs gelungene Befriedung des Geschlechterverhältnisses prinzipiell möglich, ohne

die Spannungen des Gegengeschlechtlichen grundsätzlich aufzugeben bzw. die Differenzen insgesamt durch Dekonstruktion aufzulösen (Benjamin 1995; vgl. Schmauch 2005, S. 39).

Literatur

Adorno, Theodor W. (1960): Meinung, Wahn, Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W. (1963): Eingriffe. Neun kritische Modelle. Frankfurt a.M., S. 147-172.

Aigner, Josef Christian (2001): Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen.

– (2003): Vatersehnsucht. Ödipuskomplex und männliche Entwicklung. Vaterferne in Gesellschaft und Psychoanalyse als Spiegel patriarchaler Vaterdeprivation. In: Arx, Sylvia von u.a. (Hg.): Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Tübingen, S. 141-156.

Aktionsrat Bildung (2009) (Hg.): Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem. Jahresgutachten 2009. Wiesbaden.

Amendt, Gerhard (2009a): „Hort des Männerhasses". Warum das Frauenhaus abgeschafft werden muss [www.welt.de/politik/article3936899/Warum-das-Frauenhaus-abgeschafft-werden-muss.html; Zugriff: 01.07.2009].

– (2009b): Die Mitschuld der Frauen an der NS-Zeit. Geschichtsverleugnung, Väterfeindlichkeit und Antisemitismus im ideologischen Feminismus [www.vafk.de/themen/wissen/gleichstellung/Jued._Echo_Amendt.pdf; Zugriff: 03.04.2010].

– (2009c): Die Opferverliebtheit des Feminismus oder: Die Sehnsucht nach traditioneller Männlichkeit. Die Zukunft der Männer jenseits der Selbstinstrumentalisierung für Frauen. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 41-55.

Becker-Schmidt, Regina (2000): Maskulinität und Kontingenz: Macht als Kompensation eines männlichen Konflikts. In: Bosse, Hans; King, Vera (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt/New York, S. 71-82.

Benjamin, Jessica (1995): Anerkennung und Zerstörung: Die Dialektik von Autonomie und Bezogenheit. In: Keupp, Heiner (Hg.): Lust an der Erkenntnis. Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. München, S. 252-271.

Bergmann, Wolfgang (2008): Kleine Jungs – große Not. Wie wir ihnen Halt geben. Weinheim/Basel.

Beuster, Frank (2006): Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek.

Bischof-Köhler, Doris (2004): Von Natur aus anders. „Die kleinen Helden" aus evolutionärer Perspektive. Vortrag [www.bischof.com/mat/bischof-koehler_loccum.pdf; Zugriff: 15.04.2010].

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene; Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M., S. 153-217.

– (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.

Blüher, Hans (1920): Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatenbildung nach Wesen und Wert. Band 1 und 2. Jena.

Bly, Robert (1993): Eisenhans. Ein Buch über Männer. München.

Bründel, Heidrun; Hurrelmann, Klaus (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart.

Bundesjugendkuratorium (2009): Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs [www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk_2009_4_stellungnahme_gender.pdf; Zugriff: 02.04.2010].

Dammasch, Frank (2008a): Einleitung: „Jungen in der Krise" und „Krise der Jungen". In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Frankfurt a.M., S. 7-8.

– (2008b): Vaterlose Jungen zwischen Größenphantasien und Verfolgungsangst. In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Frankfurt a.M., S. 127-143.

Farrell, Warren (1995): Mythos Männermacht. Frankfurt a.M.

Fischer, Claudia (2009): Die Initiation des Dionysos. Jungs im PC-Ghetto von Baller-, Rollen- oder Abenteuerspiel. Und wie sie herauszuführen wären. Ein Gespräch mit mir selbst. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 355-370.

Freud, Sigmund (1918): Das Tabu der Virginität. G.W. XII, S. 159-180.

Friesen, Astrid von (2009): Ignoranz, Mitleidlosigkeit, Hass. Über das Auslöschen von männlichen Gefühlen. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 133-159.

Gennep, Arnold van (1909): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a.M./New York (1999).

Gesterkamp, Thomas (2010): Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren [www.library.fes.de/pdf-files/wiso/07054.pdf; Zugriff: 02.04.2010].

Gilmore, David D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München.

Gruner, Paul-Hermann (2000): Frauen und Kinder zuerst. Denkblockade Feminismus. Eine Streitschrift. Reinbek.

– (2009): Männer und die Mündigkeit zur Selbstbefreiung. Das Ende des weiblichen Geschlechtermonologs. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 9-28.

Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (2009) (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen.

Habermas, Jürgen (2002): Tabuschranken. Eine semantische Anmerkung – Für Marcel Reich-Reinicki, aus gegebenen Anlässen, in: Naumann, Michael (Hg.): „Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein …". Der neue Antisemitismus-Streit. München, S. 189-193.

Hoffmann, Arne (2007): Männerbeben. Das starke Geschlecht kehrt zurück. Grevenbroich.

– (2009): Rettet unsere Söhne. Wie den Jungs die Zukunft verbaut wird und was wir dagegen tun können. München.

Hollstein, Walter (1988): Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hamburg.

– (1999): Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen.

– (2008): Was vom Manne übrig blieb. Krise und Zukunft des starken Geschlechts. Berlin.

Hurrelmann, Klaus (2010): Leistungs- und Kompetenzdefizite von jungen Männern. Warum wir dringend eine stärkere Jungenförderung benötigen [www.maennerkongress2010.de/download/mk_hurrelmann.pdf; Zugriff: 03.04.2010].

Hüther, Gerald (2008): Das schwache Geschlecht und sein Gehirn. In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Frankfurt a.M., S. 29-38.

Jäckel, Karin (2009): Die heroisierte Alleinerziehende und die verniedlichte Vaterlosigkeit des Kindes. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 57-89.

Jünger, Ernst (1922): In Stahlgewittern. 34. Aufl. Stuttgart 1993.

Kappert, Ines (2008): Der Mann in der Krise oder: Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur. Bielefeld.

Lenz, Claudia (2003) (Hg.): Männlichkeiten – Gemeinschaften – Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen. Opladen.

Lenz, Hans-Joachim (1996): Mann versus Opfer? Kritische Männerforschung zwischen der Verstrickung in herrschende Verhältnisse und einer neuen Erkenntnisperspektive. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg, S. 359-396.

Lier, Karl-Heinz B. von (2009): Gender Mainstreaming oder: Die Hydra im trojanischen Pferd. In: Gruner, Paul-Hermann; Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 91-109.

Matussek, Matthias (1998): Die vaterlose Gesellschaft. Überfällige Anmerkungen zum Geschlechterkampf. Reinbek.

Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Janshen, Doris; Meuser, Michael (Hg.): Schriften des Essener Kol-

legs für Geschlechterforschung 1 (2) [digitale Publikation: www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf; Zugriff: 14.04.2010].

Pech, Detlef (2002): „Neue Männer" und Gewalt. Gewaltfacetten in reflexiven männlichen Selbstbeschreibungen. Opladen.

Pilgrim, Volker Elis (1989): Muttersöhne. Reinbek.

Pohl, Rolf (2003): „(...) vom Liebhaber zum Lustmörder." Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In: Arx, Sylvia von et al. (Hg.): Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Tübingen, S. 15-47.

– (2004): Feindbild Frau. Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen. Hannover.

– (2006): Vater ist der Beste. Über die Wiedergeburt eines Helden im sozialwissenschaftlichen Familiendiskurs. In: Bereswill, Mechthild; Scheiwe, Kirsten; Wolde, Anja (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München, S. 171-189.

– (2007): Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität. In: Bereswill, Mechthild; Meuser, Michael; Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 186-203.

Quindeau, Ilka (2008): Das andere Geschlecht. Psychoanalytischer Diskurs über die psychosexuelle Entwicklung des Jungen. In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Frankfurt a.M., S. 177-194.

Rose, Lotte (2005): Starke Mädchen – arme Jungen: Reden und was sie auslösen. In: Rose, Lotte; Schmauch, Ulrike (Hg.): Jungen – die neuen Verlierer? Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels. Königstein, S. 11-25.

Scheub, Ute (2010): Heldendämmerung. Die Krise der Männer und warum sie auch für Frauen gefährlich ist. München.

Schmauch, Ulrike (2005): Was geschieht mit kleinen Jungen? – Ein persönlicher Blick auf die Entwicklung des Jugendthemas von den 70ern bis heute. In: Rose, Lotte; Schmauch, Ulrike (Hg.): Jungen – die neuen Verlierer? Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels. Königstein, S. 26-41.

Schmitz, Sigrid (2006): Frauen- und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? In: Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden, S. 211-234.

Schnack, Dieter; Neutzling, Rainer (1990): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek.

Soiland, Tove (2003): Dekonstruktion als Selbstzweck? Ein Aufruf zur theoretischen Reflexion. In: Forum Wissenschaft 20 (3), S. 37-40.

Sombart, Nicolaus (1991): Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos. München/Wien.

Stork, Jochen (1974): Die Bedeutung des Vaterbildes in der frühkindlichen Entwicklung. In: Stork, Jochen (Hg.): Fragen nach dem Vater. Französische Beiträge zu einer psychoanalytischen Anthropologie. Freiburg/München, S. 259-302.

Walter, Heinz (2002) (Hg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, S. 286-319.

Wolde, Anja (2006): Väter in Väterinitiativen als ambivalente Akteure der Modernisierung. In: Bereswill, Mechthild; Scheiwe, Kirsten; Wolde, Anja (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München, S. 95-115.

– (2007): Väter im Aufbruch. Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen. Wiesbaden.

Rolf Haubl / Katharina Liebsch

Medikamentierte Männlichkeiten
Zum krisenhaften Selbstverständnis von Jungen mit einer ADHS-Diagnose

In somatischen, psychosomatischen und psychischen Störungen mit Krankheitswert zeigen sich Belastungen, die nicht alle Gesellschaftsmitglieder gleich gut bewältigen. Wer in diesem Sinne nach aktuellen Krankheiten sucht, die solche Belastungen anzeigen, kommt nicht darum herum, als eine erste Kandidatin die Aufmerksamkeitsdefizit- und/oder Hyperaktivitätsstörung (AD[H]S) zu bedenken. Sie ist die Diagnose, die in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten für Verhaltensauffälligkeiten von männlichen Kindern und Jugendlichen am häufigsten – allerdings mit signifikanten nationalen Unterschieden – gestellt, aber auch äußerst kontrovers diskutiert wurde und das gleichermaßen in der fachlichen wie in der außerfachlichen Öffentlichkeit (Haubl 2007, S. 169-182; Haubl & Liebsch 2009).

Seriösen Schätzungen zufolge zeigen 3-5% der Kinder und Jugendlichen eines Jahrgangs – zwei Drittel davon Jungen – eine AD[H]S (Biederman 2005; Gershon 2002), deren Leitsymptome – je nach verwendetem Klassifikationssystem (ICD-10 oder DSM-IV)[1] – notorische Unaufmerksamkeit, Impulsivität und motorische Unruhe sind. Die betroffenen Kinder und Jugendlichen handeln, bevor sie denken, und das in einem mehr oder weniger starken Erregungszustand. Inzwischen steigt die Diagnosehäufigkeit auch bei Erwachsenen (Krause & Krause 2003). Die meisten der Minderjährigen mit dieser Diagnose werden psychopharmakologisch und zwar am häufigsten mit niedrig dosierten Psychostimulanzien (Ritalin, Medikinet) behandelt, sei es ausschließlich oder – wie auch von Psychopharmakologen empfohlen (Remschmidt 2001) – in Verbindung mit verhaltenstherapeutischen und/oder pädagogischen Maßnamen. Die vorherrschende Erklärung für die

1 ICD-10 ist die von der Weltgesundheitsorganisation vorgenommene „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems". Das Kürzel DSM-IV steht für das „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders" der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung, welches spezifische diagnostische Kriterien enthält.

Pathogenese der Störung ist eine biomedizinisch-psychiatrische: Sie behauptet eine genetische Disposition, die zu einer Fehlfunktion des Dopaminstoffwechsels führt. Ihr gegenüber sind sinnverstehende, psychoanalytische Ansätze, die rekonstruieren, was das symptomatische (unbewusste) Verhalten bedeutet (Gilmore 2002), vergleichsweise marginal.

Aus einer gesellschaftlichen Perspektive betrachtet, zeigt sich in der AD[H]S-Diagnose auch eine Krise des Männlichen; nicht nur sind die Störer überwiegend männlich, das Krankheitsbild AD[H]S stigmatisiert auch Persönlichkeitsmerkmale, die herkömmlich mit Männlichkeit assoziiert sind: Aggression, Ungeduld und nur sporadische und auf ausgewählte Themen und Gegenstände fokussierte Aufmerksamkeit sind durchaus verbreitete Momente eines als männlich deklarierten Verhaltens. Die AD[H]S ist, so gesehen, zweifach mit Männlichkeit verbunden und die Frage, was dies für die Sozialisation der betroffenen Jungen bedeutet, soll im Folgenden zunächst anhand von Fallvignetten veranschaulicht und nachfolgend im Rahmen einer sozialpsychologischen Perspektive diskutiert werden.

1 Dreifache Medikamentierung von Männlichkeit

Im Rahmen eines Projekts qualitativer Kindheitsforschung, das im Zeitraum von 2006 bis 2009 als Kooperationsprojekt des Sigmund Freud Institut und des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt/Main durchgeführt wurde, haben wir insgesamt 64 Jungen im Alten von 7 bis 14 Jahren interviewt, die Medikamente gegen AD[H]S einnehmen. Uns interessierten dabei die subjektiven Vorstellungen und sozialen Repräsentationen (Flick 1991, 1995, 1998) der Jungen: Wie deuten sie, die täglich Psychostimulanzien einnehmen, ihr Leben mit dem Medikament? Wie setzen sie diese Deutungen aus dem, was sie von ihren Eltern und anderen Erwachsenen hören, und ihren eigenen Überlegungen zusammen? Was sagen die Erfahrungen dieser speziellen Gruppe von Kindern über Erziehung und Sozialisation in einer modernen Gesellschaft aus? Die Interviews sind als themenzentrierte Interviews durchgeführt worden und dauerten unterschiedlich lange: von 20 Minuten bis über eine Stunde. Viele der Jungen haben sich viel länger konzentrieren können als erwartet. Bei wenigen haben wir im Nachhinein den Eindruck, dass sie überfordert gewesen sind. Die Mehrheit hat das Interview nicht nur pflichtschuldig absolviert, sondern es erkennbar genossen, so viel Aufmerksamkeit von einem Erwachsenen für ihre Gedanken und Gefühle zu erhalten. Die Auswertung der Interviews erfolgte fallrekonstruktiv. Sie wurden transkribiert und anschließend

sowohl vertikal als auch horizontal interpretiert: Während sich die vertikale Interpretation jedes Interviewtranskripts unter zusätzlicher Berücksichtigung der szenischen Beobachtungen, die eine Interviewerin oder ein Interviewer vor, während und nach der Durchführung des Interviews gemacht und protokolliert hat, einzeln Sinn verstehend vornimmt, vergleicht die horizontale Interpretation die Interviewtranskripte miteinander. Vergleichsgrundlage sind verschiedene Auswertungsdimensionen, die sich anhand der Interviews ergaben (Haubl & Liebsch 2010).

Das Thema Männlichkeit wird in den Interviews selten explizit verhandelt. Lediglich dann, wenn die befragten Jungen von der Beziehung zu ihrem Vater oder von der zu anderen für sie wichtigen männlichen Bezugspersonen sprechen und wenn sie Überlegungen darüber anstellen, ob AD[H]S eine jungentypische Krankheit ist, kommen sie auf Männlichkeit zu sprechen. Dabei gibt ein Großteil der Jungen zu verstehen, dass Männlichkeit zwar aufregend und spaßig sein kann („Quatsch machen", spannende Spiele spielen, „locker sein" und immer wieder: Fußball spielen), aber oft auch mit sozialer Auffälligkeit und mangelnder Anpassung an die schulischen Anforderungen verbunden sei. Einige Befragte sind der Ansicht, dass AD[H]S vor allem bei Jungen vorkommt. Mädchen, meinen sie, seien „nicht so", sie seien „von Natur aus" ruhig und „nicht so hampelig wie die Jungs". Einzelne erzählen auch von AD[H]S-Mädchen, die meisten jedoch von anderen Jungen, die Tabletten einnehmen, „um sich besser zu konzentrieren": Brüder, Schulkameraden, Freunde und „auch andere"; nur ein Junge erwägt, ob vielleicht alle Mädchen AD[H]S-Medikamente erhalten, damit sie „so sind". Zudem ist die Kontrolle von Aggression und Unruhe für die Befragten weiblich konnotiert. Denn bei dem überwiegenden Teil der Jungen fällt das Medikamenten-Monitoring in die mütterliche Zuständigkeit. Mütter, Erzieherinnen und Grundschullehrerinnen veranlassen eine ärztliche Untersuchung der Jungen; eine häufig verwendetet Formulierung lautet „Und dann hat die Mama gesagt, wir müssen da mal was machen". „Was machen" setzt voraus, dass das Verhalten der Jungen thematisiert und problematisiert wird. An ihren Vätern schätzen hingegen viele der Jungen, „dass sie nicht darüber reden" und: „dass es sie nicht stört". Die Thematisierung der Störung und die Interventionen, die getätigt werden, um diese zu behandeln, unterliegen zumeist einer weiblichen Obhut.

Über derartige explizite Äußerungen der befragten Jungen hinaus lassen sich in dem empirischen Material drei Momente von Männlichkeit rekonstruieren, die durch die Vergabe von AD[H]S-Medikamenten reguliert werden. Es geht in den Erzählungen der Jungen, so soll im Folgenden exemplarisch verdeutlicht werden, um die psychische und soziale Regulation von

Aggression und Gewalt,
Agilität und Unruhe,
geschlechtsbezogenen Leidenschaften und Wünschen.

1.1 Medikamentierung von Aggression und Gewalt: „Ballerjungen" und „böse Buben"

Im Interview mit dem siebenjährigen *Silvester* geht es zentral um Aggression. Er beschreibt sich selbst als einen „Ballerjungen" und einen „Kampfjungen", der gerne Kriegs-, Baller- und Kampfspiele auf seiner Playstation spielt und der Mitglied in einer „Bande" ist. Mädchen werden von Silvester als „lieb" etikettiert: „die Mädchen sind ja auch am liebsten", deshalb müssten sie auch keine Tabletten nehmen. Für ihn hingegen ist das Aggressive und betont Männliche wichtig und so spricht er im Interview sehr häufig davon. Er erzählt, dass er heftige Prügel einsteckt; wenn er nicht den „richtigen" Kindern aus seiner Bande gehorcht, verprügeln ihn sogar seine Freunde. Silvester spricht an dieser Stelle auch darüber, dass es nötig ist, zurückzuschlagen. Danach gefragt, wie er in fünf Jahren sein möchte, sagt er zunächst, dass er ein „kleiner Techniker" sein möchte und ergänzt dann: „Beruf ist Polizei, Hobby Soldat". Außerdem möchte er „niemanden heiraten" und „immer hier [zuhause]" bleiben. Im Zauberspiegel sieht er sich als ein „richtiger Mann und ganz alt", damit er alle Playstationspiele spielen darf, auch diejenigen, die erst ab 18 Jahren zugelassen sind. Durch eine Zaubertablette würde er so stark werden, dass er sogar seinen Vater beschützen könnte, wenn dieser mit einer „Eisenstange" verprügelt würde.

Für Silvester gibt es eine Abstufung und auch eine Notwendigkeit von Aggression. Er unterstellt Mutter und Interviewer gleichermaßen, dass sie seine Auffassung der Notwendigkeit von Aggression nicht teilen. Dies hat bedeutende Auswirkungen auf das Interview. Einerseits versucht Silvester, stets Situationen zu schildern, in denen Aggression angebracht und notwendig ist und beschreibt dabei auch sein eigenes Spektrum an Aggressionen: In körperlichen Auseinandersetzungen: „und ich volles Turbo mit der Faust voll auf seinen Kopf geknallt", in Konflikten mit der Mutter: „manchmal streite und streite ich mit meiner Mama mich" oder in Computer- und Brettspielen: „das ist ein richtiges gewaltiges Kampfspiel". Andererseits ist seine Lust an seiner Inszenierung von Aggression unübersehbar, wie Jungen seines Alters generell die kämpferischen und kriegerischen Elemente in ihren Videospielen hervorheben. Die Spiele, die Silvester spielt, charakterisiert er zwar als gewalttätig, tatsächlich sind sie dies aber weit weniger, als er es beschreibt. Bei dem von ihm genannten Spiel *Anno 1501* handelt es sich

um ein Strategiespiel, bei dem eine Zivilisation aufgebaut werden muss; es hat nur wenige kriegerische Elemente. Die Altersfreigabe liegt bei sechs Jahren. In dem Spiel *Frontschweine* kämpfen im Comicstil animierte Schweine gegen einander, die Altersfreigabe liegt bei 12 Jahren. Silvesters Betonung der gewalttätigen Elemente passt dazu, dass Aggression für ihn ein großes Thema ist. Es kann daher vermutet werden, dass er sich gegenüber dem Interviewer entsprechend in Szene setzen möchte. Ihm gefällt es, sich als „Ballerjungen" zu sehen und als solcher gesehen zu werden. Auf die Frage, was er in seiner Freizeit gerne mache, beginnt er seine Antwort mit der Vermutung: „Das wird Dir nicht gefallen..." Damit bringt er seine Annahme zum Ausdruck, dass der Interviewer gewalttätige Spiele ablehnt und dies scheint für ihn ein weiterer Grund zu sein, sich als „Kampfjungen" zu stilisieren und seine Spiele als gewalttätiger darzustellen, als sie eigentlich sind. Entsprechend, so ist zu vermuten, präsentiert sich Silvester auch gegenüber seiner Mutter und gibt sich als Reaktion auf deren Ablehnung von offener Aggression betont aggressiv.

Die Mutter hat die Aufteilung von Silvesters Verhalten in „lieb" und „böse" eingeführt. „Lieb" steht für die verlangte Abstinenz von Aggression, während „böse" die offensichtliche und ausgeübte Aggression ausdrückt. Die Einnahme von „Liebtabletten" sorgt dafür, dass Silvester, wenn sein Körper „richtig reagiert", seine Aggressionen unterdrücken kann. Die Ursache der Symptomatik hat für ihn hingegen keine Bedeutung. Er weiß nicht, wie seine „Krankheit" heißt, und er sagt, dass er im Interview „zum ersten mal mit einem Menschen" über seine „Krankheit" spricht. Aber: Die „Liebtabletten" haben den gewünschten Effekt nur auf einer oberflächlichen Ebene. Seine Aggression zeigt sich im Interview darin, dass Silvester den Interviewer immer wieder beschimpft und feindselig über seine Mutter spricht. Er beschreibt sie als normative Instanz, die Verbote erteilt und auch durchsetzt. Sie hält, so glaubt er, Wut für „böse" und kann nicht verstehen, dass es manchmal nötig ist, „böse" zu sein. Obwohl die Mutter Aggression verurteilt, erlebt Silvester sie mindestens hinsichtlich der Medikamentenvergabe selbst als aggressiv: Sie hält ihm die Nase zu und „steckt [ihm] den Löffel mit dem Medikament rein". Die Aggression der Mutter macht Silvester hilflos, er kann sich ebenso wenig dagegen wehren, wie er sich gegen seine „Freunde", die ihn verprügeln, wehren kann.

Mit dem Vater aber spielt er Kampf- und Kriegsspiele auf dem Computer. Sie spielen nicht nur zusammen, sondern auch gegeneinander. So beschreibt Silvester ausführlich und lustvoll, dass er selbst gewinnt, wenn er alle Dörfer seines Vaters „ausgelöscht" oder sein Vater keine Lust mehr hat. Gleichermaßen gewinnt sein Vater, wenn er alle Dörfer seines Sohnes „ausgelöscht" oder Silvester keine Lust

mehr hat. Die Aggression bei solchen Spielen ist eine offen ausgelebte, zum Gewinnen des Spiels nötige Aggression. Silvester schildert den Vater nicht nur als Elternteil, der es versteht, dass mitunter Aggression angebracht ist, sondern auch als Gleichgesinnten, der offen ausgelebte Aggression (im Spiel) auch genießen kann. Der Vater ist die einzige Person, von der Silvester positiv spricht.

Eine ähnlich starke Idealisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen zeigt das Interview mit dem zwölfjährigen *Herbert*. Er hat seit Beginn der Schulzeit, durch die Mutter initiiert, Ritalin eingenommen. Vor zwei Jahren ist er zu seinem Vater „abgehauen" und erhält heute „Fischölkapseln", also ein homöopathisches Medikament. Dessen Wirkung stellt er sich so vor, dass durch die Kapseln „sein Gehirn nicht mehr so stark arbeitet" und dass „es" aufgrund des homöopathischen Medikaments „schon besser geworden" sei. Seither wird er in der Schule leistungsstärker und hat sich das „Übergreifen" und „Zurückschubsen" abgewöhnt. Er sieht die Medikation positiv: „Das ist, glaube ich, schon so besser, dass ich das nehme". Die Tablette ermöglicht ihm ein verändertes Verhalten, „da reagierst du ruhig und redest erst, bevor du schlägst." Lediglich beim Sport wäre er ohne Tablette „besser": „Alle Power, die ich habe, lasse ich dann da raus. Und mit dem Medikament, glaub ich, da ist die dann weg".

Solange Herbert mit seinem herzkranken Bruder bei der Mutter lebte, fühlte er sich ihm gegenüber von ihr benachteiligt. Die Mutter habe ständig an ihm „herumgemeckert", ihm die Schuld für die Auseinandersetzungen mit dem Bruder gegeben und ihn geschlagen, so dass er „blaue Flecken" bekommen habe. Auch habe die Mutter auf einer Steigerung seiner Ritalin-Dosis bestanden, obwohl die Psychologin davon abriet. Er sei, so schildert er, von seiner Mutter „ruhig gestellt worden", was sich auch daran zeige, dass er bei ihr „packungsweise Chips essen" und wahllos fernsehen durfte. Die Situation mit seiner Mutter wurde ihm „irgendwann zuviel", weshalb er seine „Koffer gepackt" und seinen Vater und seine zwei Schwestern aufgesucht habe. Die Frage danach, was er an seiner Mutter gut findet, beantwortet Herbert mit „nichts, überhaupt nichts". Mit dem Umzug zum Vater wird die Ritalin-Einnahme eingestellt: „Dann war lange Zeit nichts und dann kam das Lachsölzeug". Beim Vater darf er „nur eine Stunde Fernsehen gucken und Chips nur samstags mal ein Schälchen" essen und es freut ihn, dass der Vater die Verbesserung seiner Schulleistungen und seine Hilfe im Haushalt lobt und es gut findet, wie er mit Tieren umgeht. Seine Schwestern, so meint Herbert, sähen ihn „so ähnlich" wie der Vater, und er ist froh, „nicht mehr der böse Bub" zu sein. Heute würde er nicht mehr schlagen, aber immer noch „reden wie ein Wasserfall". Er müsse einfach immer alles erzählen, aber, so meint er relativierend, das sei ja „eigentlich keine Krankheit".

Die meiste Zeit außerhalb der Schule verbringt Herbert bei einem Nachbarn, der ihn an seinen alltäglichen Verrichtungen in der Landwirtschaft teilhaben lässt. Bei den gemeinsamen Tätigkeiten „gehört er dazu" und er betont, „das sind so Sachen, die lässt er mich machen": Herbert spaltet Holz, sät, düngt und fährt Radlader: „Radlader fahre ich wie, ich würde bald sagen, wie eine Eins!". So wie der Nachbar will er auch später einmal „hobbymäßig Landwirtschaft" machen und bei der Berufsfeuerwehr arbeiten. Für die Zukunft wünscht Herbert sich aber vor allem, „ruhiger" zu sein: „Also nicht mehr so, wie ich jetzt bin, sondern normal. Ein normaler Mensch eben".

In den Erzählungen von Silvester und Herbert findet sich eine Geschlechterpolarität, die von Übertreibungen und Pauschalisierungen gekennzeichnet ist. In der Vorher-Nachher-Erzählung von Herbert wird die Mutter abgewertet. In Silvesters Schilderung des Verhaltens seiner Mutter dominieren Empörung und Wut über ihr Verhalten, das Silvester als rigide und starrsinnig wahrnimmt. Während Silvester in der idealisierenden Identifikation mit dem Vater seine Aggression (nicht nur der Mutter gegenüber) zu retten und zu legitimieren versucht, indem er sie als notwendig und lustvoll darstellt, erzählt Herbert eine Geschichte, in der der Vater und der Nachbar ihm dabei helfen, seine Wut zu zivilisieren, weil er „normal" sein möchte. Das möchte er durch körperliche Arbeit und einen maßvollen Umgang mit Ablenkung und Sucht (Fernsehen, Chips, Ritalin) erreichen. Gemeinsames Thema der zwei Fallbeispiele ist der Umgang mit Aggression und Konflikt. Beide Kinder wehren sich gegen die mütterlich verordnete, also weiblich konnotierte Medikation und verwerfen sie zugunsten einer Vorstellung von einem gelingenden Umgang mit Aggression und Konflikt, der männlich konnotiert ist.

1.2 Medikamentierung von Agilität und Unruhe: „Aufgeregt-Sein" und „Rumschreien"

Im Unterschied zu Silvester und Herbert gibt es in unserem Material eine ganze Reihe von Jungen, die nicht von Wut und Aggression, sondern von Unruhe und Unkonzentriertheit sowie anhaltender Aufregung berichten. Einige ahnen, dass hinter diesem Erleben eine Kraft steckt, die Bestandteil ihrer Person ist, und wünschen sich, sie selbstbestimmter einsetzen zu können. Den meisten gelingt es jedoch nicht, sich auf ihre Unruhe einen Reim zu machen, sie fühlen sich ihrem „So-Sein" hilflos ausgeliefert und haben nur eine diffuse Vorstellung von sich als einem männlichen Selbst. Die folgenden zwei Fallbeispiele sollen diesen Typus veranschaulichen.

Mike ist elf Jahre alt und geht auf eine Internatsschule. Er ist nur in den Ferien und am Wochenende zu Hause. Die Hälfte der Wochenenden und der Ferienzeit verbringt er bei seinem Vater, wo er keine Tabletten einnimmt. Er erzählt, dass er ihn sehr gerne mag und er glaubt, dass er ihn auch ohne Worte versteht. Er meint, dass er seinem Vater „ähnlich" sei, z.B. weil er dieselben Mundbewegungen mache. Mike ist an Männern orientiert, sein Vater, sein Trainer, sein Schulleiter und seine Freunde sind für ihn sehr wichtig. Frauen und Mädchen spielen in seinem Leben keine besondere Rolle, auch auf Nachfrage hin nicht.

Als herausragende Eigenschaft seiner Person nennt Mike sein „Aufgeregt-Sein" und seine „Hippeligkeit", die er in den Griff zu bekommen versucht, indem er viel Sport – Fußball und Judo – betreibt. Auch nimmt er Tabletten, seitdem er „vier oder fünf Jahre alt war". Mike berichtet, dass er aus Erzählungen seiner Mutter weiß, ihm sei bereits im Alter von einem Jahr prognostiziert worden, er werde ADHS bekommen. Zurzeit nimmt er morgens 20 mg Medikinet und mittags noch einmal eine halbe Tablette mit 5 mg Wirkstoff, deren Namen ihm nicht einfällt. Die Tablette gehört zu seinem Leben. Mit ihrer Hilfe „fährt" er sich „runter". Auch später im Leben würde er sie immer dann nehmen, wenn er sie brauche, weil er „hippelig" werde.

Für Mike ist das Medikament Garant für Integration und fester Bestandteil seines Lebens. Die Tablette ist ein Gegenmittel gegen alle möglichen alltäglichen Gefährdungen, die seine Unruhe verstärken könnten, wie „Zucker", „Koffein" oder „Cola". Mike weiß und „merkt", dass er das Medikament „auf jeden Fall ganz oft braucht". Er sagt: „Das Medikament hilft mir sehr gut. Das hilft mir auch im Unterricht. Wenn ich keine Medikamente nehmen würde, dann würde ich nur Sechser schreiben".

Einmal hat er in einer Art Selbstexperiment fünf Tabletten auf einmal genommen und beobachtet, dass seine Unruhe und Aufgeregtheit trotzdem erhalten geblieben sind:

> Weil wenn ich zu viel nehme, wenn ich fünf Tabletten nehme, da sitze ich da nur und bin halt ganz-, ja, ganz ruhig und sage nicht soviel. Und trotzdem konnte ich noch rennen oder mich austoben. Aber ich war schon so ein bisschen-, ich habe mich dann auch hingesetzt und konnte dann nicht mehr. Und das ist was, das ich eigentlich nicht so gut kann. Und ich war ganz aufgeregt, ja.

Mike kann sich nicht wirklich vorstellen, irgendwann einmal keine Tabletten mehr zu nehmen. Der Interviewer versucht, ihn auf verschiedene Weise zum Nachdenken darüber zu bringen, ob es nicht auch Vorteile haben könnte, die Tabletten nicht zu nehmen, aber Mike bleibt, obwohl er sich abwägend auf das Gedankenexperiment einlässt, entschieden: „Nein. Weil wenn ich ganz aufhöre

und ich dann vielleicht einen Zappelanfall kriege, dass es dann schlecht ist. Das kann ich mir nicht vorstellen ohne Tabletten".

„Aufgeregt-Sein" und „Hippeligkeit" gehören zu ihm, wie andere körperliche Merkmale auch, z.B. dass er dünn ist oder dass ihm, wenn er aufgeregt ist, der Speichel aus dem Mund läuft und er deshalb immer entzündete Mundwinkel hat. Mike versteht die Aufgeregtheit als eine „Krankheit", für die „er nichts kann".

Weil Mike so unruhig ist und so viel herumzappelt, verletzt er sich oft. Zu Beginn des Interviews beschreibt er sich als „ein bisschen verrückt", weil er sich gerade beim Klettern über einen hohen Zaun verletzt hat, ohne es zu merken. Diese Schmerzunempfindlichkeit kann er teilweise auch gezielt einsetzen; dann denkt er den Schmerz weg, indem er an etwas anderes denkt. Aber eigentlich, so konstatiert er, ist er „sehr empfindlich, wenn [seine] Seele verletzt wird". Auch zeigt ihm der Schmerz eine Art Grenze, von der er annimmt, dass es wichtig sei, sie zu respektieren. Er versucht zu erklären:

> Ja, da merke ich nicht soviel Schmerzen, aber wenn ich Schmerzen habe, dann denke ich immer an was anderes und dann habe ich irgendwie-, da merke ich die Schmerzen dann nicht. Manchmal muss man die merken, aber auch, dann tut es mir manchmal auch sehr doll weh, aber-, ja, aber es ist irgendwie ganz kompliziert. [....] Und manchmal würde ich das sehr gut finden, dass ich das auch so unterdrücken kann und was Schönes denke und dann merke ich auch keine Schmerzen. [...] Ja, Schmerzen habe ich schon, aber manchmal sind Schmerzen sehr gut, da merkt man das auch, manche-, wenn du jetzt irgend so einen Quatsch baust oder zum Beispiel vom Trampolin, wenn da kein Netz drum ist, einfach runter springst, was mir eigentlich nicht so weh tun würde, aber vielleicht doch, oder auch nicht. Das ist dann, glaube ich, gut, dass ich dann Schmerzen kriege, weil ich daraus gelernt habe. Ja, dass du dir dann wehtust, nur weil du angeben willst.

Diese Differenzierungsversuche in seinen Wahrnehmungen und Gefühlen sowie sein Nachdenken darüber, welche Vor- und Nachteile es hat, körperliche Grenzen zu akzeptieren oder zu überschreiten, deuten an, wie Mike um Selbstkontrolle ringt und dass er eine Ahnung davon hat, wie sehr sein ganzes Verhalten normativ reguliert und bewertet ist. Schlussendlich entscheidet er sich dafür, seinen Schmerz als Bestrafung für angeberisches Verhalten zu verstehen. Diese Deutung ('vom Trampolin zu springen, obwohl kein Sicherheitsnetz gespannt ist') entspricht seinem Umgang mit den Tabletten, die er fügsam einnimmt, um die geltenden Regeln und Normen nicht zu verletzen.

Die Funktion, Kraft und Nützlichkeit zusammenzubringen, hat für Mike auch die „Arbeit", die in seiner Erzählung breiten Raum einnimmt. Er „arbeitet und spielt gerne draußen", hilft seinem Vater und hat Spaß am „arbeiten" sowie

daran, anderen bei der Arbeit zu helfen. „Arbeit" ist für ihn auch die Arbeit an sich selbst, z.B. das Üben beim Fußballspielen und die Konzentration auf den Unterricht. Mikes Wunsch ist es, später mal ein Fuhrunternehmen zu leiten, in dem viele seiner Bekannten und Freunde dann – „bei ihm" – arbeiten. Deshalb hat er sehr genaue Vorstellungen, wann er welchen Führerschein erwerben will:

> Wenn ich 14 bin, will ich den Treckerführerschein für den 20 km/h-Trecker machen, mit 14 möchte ich noch den Mofa-Führerschein, mit 16 will ich den für 45 km/h-Trecker machen, mit 16 will ich meinen Autoführerschein, mit 17 [...] begleitet fahren, mit 18 darf ich dann auch alleine fahren, mit 18 darf ich auch die ganz großen Trecker fahren, mit 20 oder mit 21 mache ich meinen Lkw-Führerschein oder mit 18. Wenn ich dann größer bin, will ich den Schwertransportführerschein machen, Kranführerschein, und insgesamt alles machen dann außer Flugzeug und Boot.

Die detaillierte Auflistung angestrebter Führerscheine zeigt Mikes Bemühen, Bewegung und Kontrolle zusammen zu bringen. Mit Hilfe von Technik (Trecker, Autos, LKWs) und amtlich bestätigter Kompetenz (Führerscheinprüfungen) gibt er seiner motorischen Unruhe einen Rahmen. Auch dass er Bewegungen in der Luft (Flugzeug) und auf dem Wasser (Boot) ausschließt, zeigt sein Bemühen um Begrenzung und Kontrolle.

Mike hat ein Wissen um und ein Erklärungsrepertoire für seine Aufgeregtheit und über sich selbst. Er kann seine Gefühle und seinen Umgang mit ihnen beschreiben und er weiß, was ihm Spaß macht und wo und von wem er Anerkennung bekommt. Die Orientierung an Männern und Männlichkeit hilft ihm, Halt zu finden. Die Medikation ist in dieses Bemühen integriert und wird zum Bestandteil seiner männlichen Sozialisation.

Der achtjährige *Bruno* hingegen ist ein entschiedener Gegner seiner ADHS-Medikamente, die er alltäglich vom Vater verabreicht bekommt, und die für ihn eingebettet sind in einen vielfachen Kontext von Krank-Sein: Er ist kleinwüchsig, hat die ADHS-Diagnose vor knapp drei Jahren erhalten und gerade eine Ohren-Operation hinter sich. Bruno ist während des Interviews in ständiger Bewegung, klettert in einer halsbrecherischen Aktion auf den Küchenschrank, um der Interviewerin zu zeigen, wo die Tabletten aufbewahrt werden und ist hochgradig ungeduldig und anhaltend missmutig; er schreit, droht und schimpft während des gesamten Gesprächs. Die Nachfragen der Interviewerin ignoriert er weiten Teils, verlangt lauthals nach der „nächsten Frage" und beendet das Interview lautstark mit der Mitteilung „Jetzt reicht's mir!".

Brunos Ungeduld und Unaufmerksamkeit im Interview, seine starke motorische Unruhe und seine Unmutsäußerungen, die bis zu Wutanfällen reichen,

unterstreichen, was er auch der Interviewerin berichtet: Er findet „Reden [...] langweilig" und ist unzufrieden mit dem Kontakt zu anderen. Er beschwert sich über seinen Klassenlehrer: „Das letzte Mal hat er über eine Stunde im Kreis geredet, Stuhlkreis. Stuhlkreis. Über eine Stunde. Sonst redet der nur eine Stunde im Kreis immer. Reden. Nur Reden". Auch bei der Therapeutin wird ihm zu viel geredet: „Nee, da ist es immer nur langweilig. Da wird geredet, geredet, geredet". Brunos Erzählung ist durchzogen von Negativ-Typisierungen anderer Personen: Der Klassenlehrer ist „ein Trottel, eine Doofsau", der Bruder ist „faul und liegt immer nur im Bett rum" und „beleidigt" ihn ständig, die Therapeutin ist „doof und langweilig", die Eltern „erklären nichts" und Bruno empfiehlt der Interviewerin brüsk, die Eltern doch am besten selbst zu befragen, wenn sie etwas wissen wolle.

Bruno findet Kommunikation anstrengend und unbefriedigend und er bringt dies in den Zusammenhang mit „seinen Ohren", seiner Geräuschempfindlichkeit, die für ihn wiederum mit der Einnahme der ADHS-Medikamente verknüpft ist. Da er sich schon „beim kleinsten Laut" nicht mehr konzentrieren kann, weil die Mitschüler/innen in der Schule so laut sind – „da wird rumgeschrien, 9900 Billionen oder vielleicht sogar Trillionen Dezibel" –, bringt er schlechte Leistungen: „Ja und deswegen kann ich keine guten Noten haben, weil ich mir die Ohren zuhalten und schreien muss. Ist bei Kindern sehr, sehr selten. Bei Erwachsenen nicht". Da er sich vor der Unruhe um ihn herum schützen muss, nimmt er die „Kapseln". Die Einnahme des Medikaments ist allerdings nach seiner Aussage begleitet von einer ungewöhnlichen Erscheinung: „Ja, aber seit ich die Kapseln habe, sind schon meine, also, in den Ohren ist alles schwarz".

Das Innere von Brunos Ohren ist in seiner Vorstellung schwarz und ein Zusammenhang zu seiner vielfach geäußerten Ablehnung gegen „das Reden" liegt nahe. Schwarze Ohren zu haben, könnte bedeuten, dass das ganze Reden nicht ankommt, weil es zuvor vom Schwarzen in den Ohren absorbiert wird. Es kann auch bedeuten, dass sich die Worte als schwarzer Rest, als Abfall des Redens in den Ohren niederschlagen. Zusätzlich zu der durch die Medikation bewirkten Absorption äußerer Redeflüsse und anderer Einflüsse sorgt Bruno dafür, dass diese ihn nicht erreichen, indem er ständig in Bewegung und immer auf dem Sprung ist.

Darüber hinaus macht Bruno aber auch deutlich, dass er mit seinen Anstrengungen nicht alleine ist. Obwohl er sich umfassend über seinen ebenfalls kleinwüchsigen und gleichermaßen gestörten Bruder beschwert und empört schildert, wie der sich aus dem Familienleben zurückzieht, empfindet er doch auch Mitgefühl und Solidarität mit ihm: „Mein Bruder hat es auch und dem

geht es damit nicht gut. Wir sind doch Brüder. Wir haben uns das geteilt. Brüder teilen sich alles. Vergiss das nicht".

Er und sein Bruder sind eine Schicksalsgemeinschaft. Sie müssen die Bürde („dem geht es damit nicht gut"), worin auch immer diese besteht, zusammen tragen. Diese gemeinsame brüderliche Verpflichtung versteht Bruno als ein Gesetz, eine eiserne Regel („Brüder teilen sich alles. Vergiss das nicht"), die sie zu Bündnis- und Leidensgenossen macht. Obwohl Bruno seine ADHS weder schildert noch erklärt, bringt er doch ein Verständnis von deren familiärem Hintergrund als gemeinsames männliches Schicksal zum Ausdruck.

Die Erzählungen beider Jungen zeigen ein kindliches Bemühen um das Verstehen der eigenen Auffälligkeiten und Verhaltensweisen. Während Mike sich seine Unruhe selbst zuschreibt, verwendet Bruno dafür das düstere Bild von den „schwarzen Ohren". Bei beiden Jungen spielt in ihrer Auseinandersetzung mit ihrer Diagnose und der damit korrespondierenden Medikation eine Orientierung an gleichgeschlechtlichen Personen eine Rolle. Mike ist auf der Suche nach positiven, Anerkennung vermittelnden Männerbildern und darum bemüht, mit Hilfe der Medikation seinerseits zu einem männlichen Selbstbild zu gelangen. Bruno bringt dagegen sein Bemühen zum Ausdruck, sich von anderen abzugrenzen. Einzig mit dem Bruder wähnt er sich in einer brüderlich-männlichen Schicksalsgemeinschaft, die sich gegen die Medikamenteneinnahme zur Wehr setzt. In beiden Erzählungen ist die motorische Bewegung nicht von der psychoemotionalen Unruhe der Jungen zu trennen und beide Jungen bringen ihre Probleme mit der Entwicklung eines männlichen Selbstbildes in Zusammenhang, bei der ihnen die Tabletten helfen (sollen).

1.3 Medikamentierung von Leidenschaften und Wünschen: Spielen, Bauen, Toben

In den Erzählungen der interviewten Jungen gibt es verschiedene Episoden, in denen die Kinder von selbstvergessenem Spiel, emotional aufgeheiztem Zeitvertreib, aggressiver, spaßiger, faktischer wie virtueller Interaktion und von sportlichen Aktivitäten gemeinsam mit Vätern und Freunden berichten. Theatralische Darstellungen der eigenen Größe und Kompetenz sind dabei gleichermaßen vorhanden. Diese Berichte der Begeisterung für das Spiel und den Wettkampf bilden aber offenbar zumeist nur einen kleinen Bereich des kindlichen Alltags. Neben den alltäglichen Anforderungen von Schule und Familie, die häufig so beschrieben werden, dass sie ohne Medikamente gar nicht zu bewältigen sind, nehmen die Vorstellungen von Spiel und Spaß einen eher geringen Raum ein. Sie

werden entweder in der Form seltener und deshalb erwünschter gemeinsamer Aktionen mit dem Vater oder als gefährliche Ablenkungen, die diszipliniert werden müssen, präsentiert.

So schildert der zehnjährige *Tobias*, dass er es nicht schafft, den schulischen Aufforderungen und den alltäglichen Notwendigkeiten zielgerichtet nachzukommen: „Und da- Ich schweif manchmal so vom Thema ab". Symptomatisch ist für ihn eine Szene auf einer Klassenfahrt, wo er beim Spielen im Bach dafür zu sorgen hat, dass die eingefangenen Frösche nicht weghüpfen. Er baut dazu eine Mauer aus Steinen und Schlamm, denkt dann aber gar nicht mehr an die Frösche. Seine „Vergesslichkeit" führt er darauf zurück, dass er vergessen hat, die Tabletten zu nehmen. Obwohl die Frösche noch da sind und auch niemand der Klassenkameraden ihm Vorwürfe macht, fühlt sich Tobias unglücklich, weil es ihm schon wieder nicht gelungen ist, bei der ihm aufgetragenen Sache zu bleiben. Auch als der Interviewer am Ende des Interviews fragt, ob es noch etwas Wichtiges gebe, das er sagen möchte, antwortet Tobias mit einer ausführlichen Beschreibung, wie sich der unkonzentrierte Zustand anfühlt, in dem er ohne die Tabletten ist. Sein Spiel spiegelt die Unachtsamkeit, unter der Tobias leidet, und dagegen, äußert er überzeugt, „helfen nur die Tabletten".

Auch der elfjährige *Horst* ist der Ansicht, seine Leidenschaft für das Skateboardfahren sei „nicht normal", weshalb er die Tabletten brauche, um das Skateboardfahren zu reduzieren. Wenn er weniger häufig und weniger lange skatet, beruhigt das auch seine Mutter, die Angst hat, dass er sich verletzt, und die ihm rät, eine weniger gefährliche Sportart zu betreiben. Einmal, so erzählt er, ist er erst im Dunkeln nach Hause gekommen, weil er beim Skateboardfahren die Zeit vergessen hat. Das, so sagt er lachend, „wäre mit den Tabletten nicht passiert".

Andere Jungen berichten davon, dass intensive Begegnungen und gemeinsames Spiel erst aufgrund der Medikation möglich werden. So erzählt der zwölfjährige *Pedro* darüber, wie sich sein Verhältnis zu seinem Vater verändert hat, seit er die Tabletten einnimmt. Er baut nun mit ihm eine Tischtennisplatte oder ferngesteuerte Autos zusammen. Auch betreiben beide gemeinsame sportliche Aktivitäten, sie gehen auf den Fußballplatz und im Wald laufen. Dabei, und das ist Pedro besonders wichtig, hat er die volle Aufmerksamkeit des Vaters, findet es „sehr gut und wichtig", dass der „überhaupt auch mir zuhört, wenn ich ihm was erzähle". Er hat ein Foto seines Vaters über seinem Bett aufgehängt. Seine Beschreibung des Bildes – „als ob der in meinem Zimmer über meinem Bett wäre und da tapezieren würde" – betont erneut die Aktivität („tapezieren"), die in der Beziehung zwischen Vater und Sohn eine wichtige Rolle spielt.

Andere Jungen berichten davon, dass ihnen die gemeinsame Aktivität mit dem Vater fehlt. Der elfjährige *Leon* beispielsweise ist viel allein, weil seine Eltern mit dem kleinen Familienunternehmen voll beschäftigt sind. Seine Schwester ist mittlerweile 14 Jahre alt und hat keine Lust mehr, mit ihm zu spielen. Leon berichtet davon, dass der Vater technische Bücher liest und gern Dinge repariert. Sehr ausführlich beschreibt er die Bastelaktivitäten des Vaters: Sorgfältig, Schritt für Schritt repariert der Vater ein Plastik-Spielzeug von McDonalds, dem er seine ganze Aufmerksamkeit widmet. Während Leon allein spielt – er „macht eben so, was man alleine machen kann" – umsorgt der Vater das defekte Spielzeug, „vorsichtig" werden gebrochene Drähte zusammengelötet, das Spielzeug trockengetupft und mehrfach geschaut, ob alles in Ordnung ist. Leon beschreibt hier die Konzentration und Sorgfalt, die er selber so selten aufzubringen in der Lage ist. Und er beschreibt eine väterliche Zuwendung, die nicht ihm, sondern einem massenindustriellen Produkt gilt. So überrascht es nicht besonders, dass der Besitz von Dingen für Leon eine große Wichtigkeit hat und er stolz berichtet: „Also ich bin jetzt schon das einzigste Kind von meinen Freunden, die die ganzen CDs von diesen Cornflakes-Packungen hat".

Zudem versucht er, durch einen permanenten Redefluss die Aufmerksamkeit der Erwachsenen zu erlangen. „Ich bin eine Quasselstrippe," sagt er, und das Interview mit ihm ist voll von ausführlichen Beschreibungen von Sammelheften für Pferde- und Fußballbilder, von den Abläufen und den Herausforderungen verschiedener Computerspiele, den Funktionsmechanismen diverser Spielzeuge, der Geschirrsortierung im Küchenschrank, eingehenden Darstellungen von Krankheiten fremder Personen sowie eigener Unfälle und Unpässlichkeiten sowie kleinschrittig und technisch formulierten Erklärungen über Körperfunktionen und über seine großen Mühen, seine Aufmerksamkeit zu fokussieren. Leon ist ehrgeizig und leistungsorientiert. Er hätte gern mehr Erfolg und mehr (väterliche) Anerkennung. Regelmäßig bekommt er aber nur Tabletten.

2 Medikamentierte Männlichkeiten als Krise des männlichen Sozialcharakters und als Produkt polarisierter Beziehungen

Insgesamt illustriert das empirische Material einen Alltag von Jungen, der stark verregelt ist und in dem diese sich intensiv wünschen, in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten anerkannt zu werden. Die kindlichen Anerkennungsbedürfnisse sind vor allem an Väter und männliche Bezugspersonen gerichtet und die Erfüllung dieser Wünsche findet für die befragten Jungen im Kontext der regelmäßigen Einnahme von Tabletten statt oder ist bei einigen sogar an die Tablettenein-

nahme gebunden. Die Diagnose und Medikation der befragten Jungen sind alltägliche Bestandteile ihres Aufwachsens und ihres Sozialisationsprozesses, die dreifach strukturiert sind: Zum einen findet die Sozialisation der Jungen in einer Gesellschaft statt, in der Biomedizin und Körpertechnologien eine wachsende Bedeutung erhalten (vgl. z.B. Liebsch & Manz 2010) und in der sich zum zweiten das Erziehungspersonal in Form erzieherischer Handlungen und Einstellungen zu dieser Veränderung ins Verhältnis setzen muss. Drittens schließlich sind die Jungen mit den mit ihrer Diagnose und Medikation verbundenen gesellschaftlichen und elterlichen Ambivalenzen konfrontiert und verorten sich selbst darin. Diese neuen Momente im Sozialisationsprozess sollen nachfolgend aus zwei sozialpsychologischen Perspektiven in Bezug auf ihre Bedeutung für das Verständnis von Männlichkeit diskutiert werden.

Auf einer übergreifenden gesellschaftlichen Ebene kann zum einen die Krisenhaftigkeit, die sich in der Medikamentierung männlicher Verhaltensweisen zeigt, als eine Krise des männlichen Sozialcharakters verstanden werden. Mit dem Rekurs auf den Begriff des Sozialcharakters (Fromm 1999a) wollen wir nicht einer pauschalisierten, wesenhaften Zweigeschlechtlichkeit das Wort reden (vgl. die Kritik am Konzept bei Knapp 1993). Vielmehr sollen diejenigen Aspekte des Konzepts aufgegriffen werden, die Anknüpfungspunkte für das Verständnis der gesellschaftlichen Funktion von Normalität und Abweichung bieten, und die sichtbar machen, wie das Verhältnis von Hegemonie und Marginalisierung im Prozess einer jeden Subjektformation wirksam wird.

Zum zweiten gehen wir der Frage nach, wie der Umgang mit Normalität, Abweichung und Devianz auf der Ebene konkreter Beziehungen vollzogen wird und wie er sich in der kindlichen Psyche verankert. Die „Mentalisierung" (Fonagy 2004) der kindlichen Aggression und Erregung vollzieht sich in Eltern-Kind-Interaktionen. Wenn sie nur unzureichend gelingt, hat dies zur Folge, dass die Kinder sich selbst und ihr Verhalten später häufig nicht verstehen und nur plakativ artikulieren können. Dieser Prozess ist sowohl geschlechtsspezifisch strukturiert und organisiert als auch selbst ein Moment der Hervorbringung geschlechtspolarer Repräsentanzen.

Subjekttheoretisch betrachtet erfolgt die Stabilisierung einer Gesellschaft oder einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe dadurch, dass deren Mitglieder im Verlauf ihrer Sozialisation einen Sozialcharakter ausbilden, der die Struktur dieser Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe in ihrem „Seelenleben" verankert: sie intrapsychisch repräsentiert. Dementsprechend lässt sich zwischen dem Individualcharakter der Gesellschafts- oder Gruppenmitglieder, in dem sich deren je besonderen lebensgeschichtlichen Erfahrungen als interindividuelle

Differenzen niederschlagen, und einer Charakterschicht, die ihnen gemeinsam ist und über die vermittelt sie einander als Mitglieder derselben Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe erkennen, unterscheiden. Die Entwicklung einer solchen Schicht ist eine zentrale Bedingung aller sozialen Integration. Auch wenn der Konformitätsdruck in modernen Gesellschaften geringer sein dürfte als in traditionalen Gesellschaften, so wird das Konzept einer sozial integrierenden Charakterschicht doch nicht obsolet. Denn selbst für eine Gesellschaft oder gesellschaftliche Gruppe hoch individualisierter Mitglieder lässt sich fragen, ob und inwieweit nicht die gelebte Idee der Individualität sie einander ähnlich macht. Insofern gibt es keine Gesellschaft oder gesellschaftliche Gruppe ohne einen entsprechenden Sozialcharakter ihrer Mitglieder. Allerdings sind Gesellschaften und gesellschaftliche Gruppen keine statischen sozialen Systeme. Gerade in modernen Gesellschaften mit ihrer Diversifikation von Lebensstilen existieren verschiedene Sozialcharaktere mehr oder weniger konkurrierend mit- und nebeneinander. Das gilt auch für Männlichkeit bzw. vielfältige Männlichkeiten.

Wie der Individualcharakter so hat auch jeder Sozialcharakter bewusste und unbewusste Erlebnisinhalte und Funktionen. Es sind dies Elemente, „die den Mitgliedern der jeweiligen Gesellschaft nicht bewusst werden dürfen, wenn diese Gesellschaft mit ihren spezifischen Widersprüchen reibungslos funktionieren soll" (Fromm [1962] 1999c, S. 96); sie funktioniert, so wäre zu ergänzen, weil und solange die Widersprüche kaschiert werden. Gelingt die Produktion von Unbewusstheit, dann erfüllen die gebildeten intrapsychischen Repräsentanzen reibungslos die Aufgabe, „die Energien der Mitglieder dieser Gesellschaft so zu formen, dass ihr Verhalten nicht von ihren bewussten Entscheidungen abhängt, ob sie sich an das gesellschaftliche Modell halten wollen oder nicht" (Fromm [1962] 1999c, S. 90). Vielmehr passen sie sich prä-reflexiv den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen an, was ihnen „Befriedigung gewährt" (ebd.). Auch wenn die moderne Gesellschaft längst das Niveau einer „reflexiven Modernisierung" (Beck 2004) erreicht hat, heißt das nicht, dass eine Steigerung der Reflexivität zu einem Bewusstsein führen würde, das sich selbst restlos durchschaut.

Verändern sich die Strukturen einer Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe, so ändert sich auch der ihnen entsprechende Sozialcharakter ihrer Mitglieder. Dabei kommt es zu Ungleichzeitigkeiten. So kann es historische Epochen geben, in denen die Umstrukturierung einer Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe bestimmte Sozialcharaktere als antiquiert erscheinen lässt, aber auch historische Epochen, in denen sich ein neuer Sozialcharakter andeutet, der auf eine Veränderung der Strukturen drängt. Beide Male entsteht eine Fehlanpassung, in deren

Folge der jeweilige unangepasste Sozialcharakter „zum Sprengstoff statt zum Mörtel des Sozialgefüges" (Fromm [1949] 1999b, S. 211) wird.

Bezogen auf Männlichkeiten heute legt diese Perspektive nahe, dass die Krise der Männlichkeit und die Existenz vielfach variierter und gebrochener Formen marginalisierter Männlichkeiten Zeichen dafür sind, dass die „hegemoniale Männlichkeit" (Connell 1999, 2000) insgesamt unter starkem Veränderungsdruck steht. Die zur Regulierung des als unangemessen deklarierten, männlichen Verhaltens eingesetzte Medikation verweist auf die Dynamik („Sprengstoff"), die mit dieser Veränderung verbunden ist und die dazu führt, dass zentrale Momente von hegemonialer Männlichkeit in den Bereich von Krankheit verschoben werden. Das aber, so macht das Konzept des Sozialcharakters deutlich, ist eine von mehreren Möglichkeiten, mit Variation und Abweichung umzugehen.

In Umbruchphasen, so legt das Konzept nahe, gibt es für die Mitglieder einer Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe, die von dem dominanten, institutionell abgesicherten Sozialcharakter abweichen, vier verschiedene Deutungsmuster: Ihre Devianz kann als ethisches, juristisches oder medizinisches Problem, mithin als „Unmoral", „Kriminalität" oder „Krankheit" verhandelt werden, was in der Regel einer Stabilisierung von Normen dient, die unter Veränderungsdruck geratenen sind. Unter Umständen wird ihre Devianz aber auch als „innovativer Lebensstil" gedeutet, der zukünftig institutionell abgesichert werden soll. Mittlerweile aber, so hat es den Anschein, umfassen die „Abweichungen" des männlichen Sozialcharakters den Kern des Männlichen selbst. In beschleunigten und entgrenzten Lebenswelten verändert sich der Umgang mit Erregung, Aggression und Selbstkontrolle, also mit Aspekten die grundlegend mit dem männlichen Sozialcharakter verknüpft sind. Die Veralltäglichung der Abweichungen aber ist mit Verunsicherungen verbunden, die sich in den Beziehungen, Interaktionen, Klassifikationen, Wünschen und im Selbsterleben der Einzelnen niederschlagen. Unser empirisches Material macht in diesem Zusammenhang sichtbar, dass der Umgang mit dem, was als „Störung" etikettiert wird, stark von polarisierenden Klassifizierungen begleitet ist. Dies zeigt sich auch und insbesondere in geschlechtlichen Arrangements, die einerseits in einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Eltern bei der Erziehung ihrer Söhne zum Ausdruck kommen und andererseits das kindliche Begehren und dessen Repräsentation geschlechterpolar organisieren.

3 Geschlechtsbezogenheit von Mentalisierung und Erregung

Folgt man einer psychoanalytischen Modellierung der Pathogenese der AD[H]S, so erscheint sie als Auswirkung einer bereits in frühen Jahren gescheiterten Kommunikation zwischen einem Jungen und seinen Eltern, insbesondere seiner Mutter. Zwar bringt jedes Kind konstitutionelle Fähigkeiten mit, Erregungen zu kontrollieren, in die es in – aktiver oder passiver – Auseinandersetzung mit inneren und äußeren Reizen gerät; sie reichen aber längst nicht aus, weshalb es darauf angewiesen ist, dass seine signifikanten Bezugspersonen es bei dieser Kontrolle unterstützen. Um ihm eine Unterstützung anbieten zu können, die seinem Entwicklungsstand entspricht, müssen sie hinreichend feinfühlig sein, weil sie nur so erkennen, was ihr Kind in einer bestimmten Situation braucht (Spangler 2000; den negativen Verlauf schildern z.B. Nigg & Hinshaw 1998).

Idealtypischerweise ziehen sich die Erwachsenen in dem Maße aus der Kontrolle seiner Erregungszustände zurück, wie es sie selbst übernehmen kann. Selbstkontrolle entwickelt sich somit auf der Grundlage einer gelungenen interaktiven und kommunikativen Abstimmung. Wichtig ist, dem Kind zu helfen, seine undifferenzierten Erregungszustände in differenzierte Emotionen zu übersetzen. In der Entwicklungsgeschichte von AD[H]S-Jungen aber trifft man auf Mütter, die – von ihren Männern in Fragen der Fürsorge und Erziehung praktisch alleine gelassen – eine solche Übersetzung nicht gut genug leisten, insbesondere dann nicht, wenn das Kind signalisiert, dass es ärgerlich oder traurig ist. Solche Signale werden von ihnen nicht – markiert – gespiegelt, sondern ignoriert, maskiert oder neutralisiert. Dadurch lernt das Kind nicht zu verstehen, warum es erregt ist. Ärger und Traurigkeit erlebt es als eine Erregung, die es nicht emotionsspezifisch verstehen kann, weshalb ihm nur eine unspezifische Erregungsabfuhr bleibt. So kommt es zu einem Kurzschluss: Alle Erregungen führen, weil unverstanden, zu derselben motorischen Unruhe, die sich – infolge einer positiven Rückkoppelung – steigert und ausbreitet, unter Umständen solange, bis das Kind erschöpft – vorübergehend – innehält (vgl. Danforth et al. 1991; Carlson et al. 1995; Johnston 1996; Stiefel 1997; Erdmann 1998; Dieplinger 2003; Leuzinger-Bohleber et al. 2005; Streeck-Fischer & Fricke 2007).

Die Erregung von AD[H]S-Kindern und -Jugendlichen mit einer solchen Entwicklungsgeschichte ist nicht mentalisiert, was auf die Symbolbildung durchschlägt. Denn ihre ständige Übererregung behindert ihre Entwicklung von Konzentrationsfähigkeit sowie anderer höherer kognitiver Fähigkeiten, einschließlich der Fähigkeit, ihre Bedürfnisse und Wünsche zu versprachlichen. Damit bleibt auch ihre Selbstreflexivität nur schwach ausgeprägt. Statt nach-

zudenken wird agiert, aber auch das nicht zielstrebig, sondern desorganisiert und desorientiert.

Desorganisiert-desorientierte Bindungen untergraben eine sinnverstehende Haltung: Die Eltern verstehen ihre Kinder nicht; die betroffenen Kinder und Jugendlichen wollen verstanden werden, verstehen sich aber selbst nicht. Dass dieser Mangel an Sinnverstehen vor allem bei Ärger und Traurigkeit auftritt, ist kein Zufall. Denn beide Emotionen stehen für die Bewältigung einer grundlegenden Entwicklungsaufgabe, ohne die keine soziale Integration gelingt: Grenzen anzuerkennen, die einer grenzenlosen Befriedigung von Bedürfnissen und Erfüllung von Wünschen widerstehen (Ärger), und die daraus resultierenden Enttäuschungen und Verzichte zu ertragen (Traurigkeit). Insofern verwundert es nicht, wenn das symptomatische Verhalten von AD[H]S-Kindern die Züge einer manischen Abwehr zeigt.

Damit soll nicht behauptet werden, dass die Frauen bzw. die Mütter Schuld haben, sondern darauf verwiesen werden, dass die Erziehenden im Rahmen eines Geschlechterarrangements agieren, das sie nicht zu verändern oder gar aufzulösen vermögen. Im Gegenteil zeigt unser empirisches Material, dass die Akteure einen geschlechtlich codierten Zirkel von Anstrengung, Frustration und Verunsicherung durchlaufen, der in der Medikamentierung sein vorläufiges Ende findet. Typisiert beschrieben, weisen die Mütter solche Verhaltensweisen ihrer Söhne zurück, aufgrund derer diese marginalisiert werden könnten. Die Jungen sind aufgrund dessen frustriert und wenden sich mit ihren Sehnsüchten nach Anerkennung und Bestätigung an ihre Väter, die ihrerseits entweder selbst familial marginalisiert sind oder unsicher agieren, weil es keine elterliche Auseinandersetzung um die Frage gibt, wie die gemeinsame Erziehung des Sohnes aussehen und ablaufen soll. Mit der Vergabe des Medikaments wird die elterliche Verständigung still gestellt und die alltägliche Abgabe der Tablette per geschlechtsspezifischer familiärer Arbeitsteilung der Mutter überantwortet. Damit setzt sich die geschlechtliche Konnotation des mit der Diagnose und der Medikation verbundenen Konflikts fort. Abstrahiert und verschoben in die männlich konnotierte Sphäre medizinisch-psychopharmakologischer Autorität und Heilungsversprechen wird das aufgrund der erzieherischen Arbeitsteilung vor allem von Müttern, Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen im Alltag als anstrengend erlebte Verhalten der männlichen Kinder neu symbolisiert und biomedizinisch repräsentiert. Mit der Vergabe der Tabletten wird versucht, die Jungen an hegemonialer Männlichkeit teilhaben zu lassen.

Im kindlichen Erleben und Begehren sowie in dessen sprach-symbolischem Ausdruck zeigt sich die geschlechtstypische Arbeitsteilung zwischen Vätern,

Müttern, Ärzten und Lehrerinnen, wie unser Interviewmaterial illustriert, in einander vielfältig überlagernden Spaltungen und Polarisierungen: in der Abwertung der Mütter und der Idealisierung männlicher Bezugspersonen bezüglich der Integration von Aggression, Gewalt und Kontrolle bei Silvester und Herbert; in der Orientierung an gleichgeschlechtlichen Personen im Bemühen um das selbstreflexive Verstehen der eigenen Auffälligkeiten und Unruhe bei Mike und Bruno sowie in diversen Schilderungen von Wünschen nach Anerkennung, Selbstwirksamkeit und einem intersubjektiven affektiven Containment vor allem durch männliche Erwachsene.

Dabei entsteht insgesamt der Eindruck von einem Familienleben, in dem die Aufmerksamkeit der Eltern und anderer signifikanter Bezugspersonen absorbiert und von den vitalen Bedürfnissen und Wünschen ihrer Kinder abgelenkt ist. Dies dürfte jedoch selten systematisch und bewusst so gestaltet sein und es kann nur spekuliert werden, ob diese Absorbierung durch vorübergehende oder dauerhafte Belastungen entsteht, die sich der Kontrolle der Erwachsenen entziehen, oder eher aus einem selbst bewusst gewählten Lebensstil resultiert. Bei letzterem wären die Erwachsenen zwar fähig, aber nicht bereit, ihren Kindern mehr inneren Raum zu geben. Allerdings sind die Übergänge fließend, weil die prinzipielle Wahlfreiheit unter dem Druck gesellschaftlicher Anpassung oftmals weder erlebt noch realisiert wird. Geht dieser Druck in Richtung der Entwicklung eines „außengeleiteten" Sozialcharakters mit einer „Marketing-Orientierung", der Flexibilität als Ich-Ideal errichtet, dann könnten unsichere Bindungen (Bowlby 2008) zunehmen. In Familien, die eine derart flexibilisierte Lebensführung praktizieren, müssen die Kinder um die knappe Aufmerksamkeit ihrer Eltern ringen, die ihrerseits Aufmerksamkeit einsparen, indem sie Fürsorge und Erziehung an die Unterhaltungsmedien delegieren. So jedenfalls sehen es diejenigen Medienkritiker, die einen extensiven Medienkonsum als neurobiologische Schädigung betonen, wobei sie den Topos einer großstädtischen Reizüberflutung, der den Diskurs im 19. Jahrhundert prägte, Ende des 20. Jahrhunderts durch den Topos einer massenmedialen elektronischen Reizüberflutung (Spitzer 2007) ersetzen. Wenn aber die Aufmerksamkeit von Eltern und anderen signifikanten Bezugspersonen knapp ist, liegt es nahe, dass sich die Kinder der Mittel bedienen, die sie nicht zuletzt in den Medien kennen lernen: Reize zu produzieren, die den Reizschutz der Erwachsenen durchschlagen und so für (negative) Aufmerksamkeit sorgen.

4 Fazit: Männlichkeiten zwischen Vielfalt und Abweichung

Wenn die „Ritalin-Gesellschaft" (De Grandpre 2002) die Antwort auf die „Erregte Gesellschaft" (Türcke 2002) ist, dann steht eine vor allem an männlichen Kindern und Jugendlichen exekutierte Beruhigung zur Debatte, die ungeahnte gesellschaftliche Kosten haben könnte, zumal dann, wenn die Diagnose inflationär gestellt und Medikamente inflationär verordnet werden. Dafür spricht vieles. Selbst den Anhängern einer genetischen Erklärung müssen Zweifel kommen, da sich die rapide Zunahme der Diagnose nicht mit einer rapiden Zunahme von genetischen Mutationen erklären lässt. Im Vergleich von medikamentöser und psychotherapeutischer Intervention ist die Psychotherapie in dieser Perspektive nicht von vornherein die bessere Alternative. Es kommt sehr auf die Werte an, die sie vertritt, einschließlich der Toleranz gegenüber dem Eigensinn der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Eine unhinterfragte Anpassung an die Anforderungen von Familie und Schule unterwirft sie einer Fremdbestimmung, die als Erhöhung ihrer Selbstbestimmung dargestellt wird, ohne dass sie aber Gehör für ihre – abweichenden – Bedürfnisse und Wünsche finden. Es muss deshalb auch darum gehen, vielfältigen Bildern von Männlichkeit Anerkennung zu verschaffen, um einer eindimensionalen Ausrichtung an sozialen Erwartungen entgegenzuwirken und um Jungen die Möglichkeiten zu geben, ihre Sozialisation in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Männlichkeiten zu realisieren. Die Aneignung und Integration von Wut, Ärger, Erregung und Lebhaftigkeit bedarf psychischer, intersubjektiver und gesellschaftlicher Räume, in denen diese Dynamiken wahrgenommen und in ihren kreativen und zerstörerischen Potenzialen erfahren und bewertet werden.

Der Mangel an solchen Räumen wie auch ihre Ersetzung durch Medikamente, das illustrieren die hier präsentierten Fallbeispiele, erschweren die Entwicklung eines männlichen Selbstbilds. Dies zeigt sich auf der Ebene alltäglicher Interaktionen sowie in interpersonalen Begegnungen und in Gruppen: Die befragten Jungen sehnen sich nach kontinuierlichen und verlässlichen Beziehungen zu männlichen Bezugspersonen, in denen sie ihre eigene Männlichkeit situationsspezifisch erfahren, aushandeln, erproben und auch variieren können. Dabei fällt auf, dass sie sich vor allem an traditionalen Geschlechtsrollenbildern orientieren. So verweisen Holzhacken, Treckerführerschein und die brüderliche Schicksalsgemeinschaft eher auf Männlichkeitsvorstellungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und sind weit entfernt von post- oder spätmodernen Vorstellungen einer flexiblen und kommunikativen Männlichkeit. Darüber hinaus vollzieht sich in der Betonung von z.B. den gemeinsam mit dem Vater gespielten körperbetonten Spielen,

seien es Fußball oder „Ballerspiele" am Computer, sowie in den Schilderungen des sprachlosen Einverständnisses zwischen Vater und Sohn eine deutliche Abgrenzung gegenüber mütterlich-weiblichen Normen. Geschlechtsübergreifende Suchbewegungen und Identifikationen spielen in den Erzählungen der befragten medikamentierten Jungen hingegen kaum eine Rolle.

Vielmehr sind sie darum bemüht, ihre habituellen Ausdrucksformen und Verhaltensweisen in Auseinandersetzung mit einem Bild von Männlichkeit zu verstehen, in dem Stärke, Selbstsicherheit und das Ausagieren von Energie und Aggression eine herausgehobene Rolle spielen. Dabei suchen sie vor allem solche sozialen Konstellationen, in denen ihre geschlechtsspezifischen Handlungsmuster anerkannt und gratifiziert werden. Zugleich sind sie aber auch mit einer Bandbreite verschiedener Formen von Männlichkeit konfrontiert: „Hegemonie, Dominanz /Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung /Ermächtigung andererseits" (Connell 1999, S. 102). Auf dem Hintergrund der Erfahrung der Befragten, dass die familiären und schulischen Institutionen ihrer kindlichen Sozialisation lediglich spezifische Formen von Männlichkeiten prämieren, entwickeln die Jungen – unbegriffen – die verunsichernde Ahnung, dass die von ihnen präferierten Männlichkeitsvorstellungen der soziokulturellen Flexibilisierung von Männlichkeit nicht entsprechen. Da sich die Jungen aber auf die gegenwärtige kollektive Vervielfältigung von Männlichkeit nicht produktiv beziehen können und ihre psychischen, mentalen und symbolischen Repräsentationen von Männlichkeit durch Polarisierung und Spaltung bestimmt sind, betreiben sie ihre eigene Marginalisierung.

Literatur

Beck, Ulrich (2004): Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a.M.

Biederman, Joseph (2005): Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder: A selective overview. In: Biological Psychiatry 57, S. 1215-1220.

Bowlby, John (2008): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendungen der Bindungstheorie. München.

Carlson, Elizabeth A.; Jacobvitz, Deborah B.; Sroufe, L. Alan (1995): A development investigation of inattentiveness and hyperactivity. In: Child Development 66, S. 37-54.

Connell, Raewyn W. (2000): Die Wissenschaft von der Männlichkeit. In: Bosse, Hans; King, Vera (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt a.M./New York, S. 17-28.

– (1999): Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Opladen.

Danforth, Jeffrey S.; Barkley, Russell A.; Stokes, Trevor F. (1991): Observation of parent-child interactions with hyperactive children: Research and clinical implications. In: Clinical Psychology Review 11, S. 703-727.

De Grandpre, Richard (2002): Die Ritalin-Gesellschaft. Eine Generation wird krankgeschrieben. Weinheim/Basel.

Dieplinger, Anna-Maria (2003): Das Erziehungsverhalten von Eltern als Determinante von ADHD. Linz.

Erdman, Phyllis (1998): Conceptualizing ADHD as a contextual response to parental attachment. In: American Journal of Family Therapy 26, S. 177-185.

Flick, Uwe (Hg.) (1991): Alltagswissen über Gesundheit und Krankheit – Subjektive Theorien und soziale Repräsentationen. Heidelberg.

– (1995): Social Representations. In: Harré, R.; Smith, J.; Van Langenhove, L. (Hg.) Rethinking Psychology. London/Newbury/Dehli, S. 70-96.

– (Hg.) (1998): Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. Weinheim.

Fonagy, Peter (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst. Stuttgart.

Fromm, Erich (1999a): Psychoanalyse und Ethik. Bausteine zu einer humanistischen Charakterologie. In: Fromm, E.: Gesamtausgabe Bd. II. Stuttgart, S. 1-157.

– (1999b): Das Wesen der Träume. In: Fromm, E.: Gesamtausgabe Bd. IX. Stuttgart, S. 161-168.

– (1999c): Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud. In: Fromm, E.: Gesamtausgabe Bd. IX. Stuttgart, S. 37-155.

Gershon, Jonathan (2002): A meta-analytic review of gender differences in ADHD. In: Journal of Attention Disorders 5, S. 143-154.

Gilmore, Karen (2002): A psychoanalytic perspective on Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 48, S. 1259-1293.

Haubl, Rolf (2007): Krankheiten, die Karriere machen: Medizinalisierung und Medikalisierung sozialer Probleme. In: Warrlich, Ch.; Reinke, E. (Hg.): Auf der Suche. Psychoanalytische Betrachtungen zum AD(H)S. Gießen, S. 159-187.

–; Liebsch, Katharina (2009): „Wenn man teufelig und wild ist". Funktion und Bedeutung von Ritalin in der Sicht von Kindern. In: Haubl, Rolf; Dammasch, Frank; Krebs, Heinz (Hg.): Kinder ohne Kindheit? Göttingen, S. 129-163.

–; – (Hg.) (2010): Mit Ritalin leben. ADHS-Kindern eine Stimme geben. Göttingen.

Johnston, Charlotte (1996): Parent characteristics and parent-child-interaction in families of nonproblem children and ADHD children with higher and lower levels of oppositional-defiant behaviour. In: Journal of Abnormal Child Psychology 24, S. 85-104.

Knapp, Gudrun-Axeli (1993): Der „weibliche Sozialcharakter" – Mythos oder Realität? Soziologische und sozialpsychologische Aspekte des Sozialcharakter-Konstrukts. In: Krüger, M. (Hg.): Was heißt hier eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Bremen, S. 93-120.

Krause, Johanna; Krause, Klaus-Henning (Hg.) (2003): ADHS im Erwachsenenalter. Die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung bei Erwachsenen. Stuttgart.

Leuzinger-Bohleber, Marianne; Brandl, Yvonne; Hau, Stephan et al. (2005): Psychische und psychosoziale Integration von verhaltensauffälligen Kindern (insbesondere ADHS) im Kindergartenalter. Zwei psychoanalytische Studien. In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie 36, S. 91-125.

Liebsch, Katharina; Manz, Ulrike (Hg.) (2010): Mit den Lebenswissenschaften leben. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt? Bielefeld.

Nigg, Joel T.; Hinshaw, Stephen P. (1998): Parent personality traits and psychopathology associated with antisocial behaviours in childhood attention-deficit hyperactive disorder. In: Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines 39, S. 145-159.

Remschmidt, Helmut (2001): Pharmakotherapie bei psychischen Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter. In: ZNS Journal 24, S. 42-55.

Spangler, Gottfried (2000): Frühkindliche Bindungserfahrung und Emotionsregulation. In: Friedlmeier, Wolfgang; Holodynski, Manfred (Hg.): Emotionale Entwicklung: Funktion, Regulation und soziokultureller Kontext von Emotionen. Heidelberg, S. 177-196.

Spitzer, Manfred (2007): Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft. München.

Stiefel, Ingeborg (1997): Can disturbance in attachment contribute to attention deficit hyperactivity disorder? A case discussion. In: Clinical Child Psychology and Psychiatry 2, S. 45-64.

Streeck-Fischer, Annette; Fricke, Birgit (2007): „Lieber unruhig sein als in einem tiefen Loch eingesperrt." Zum Verständnis und zur Therapie der Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung aus psychodynamischer Sicht. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 56, S. 277-302.

Türcke, Christoph (2002): Die erregte Gesellschaft. Philosophie der Sensation. München.

Joachim Kersten

Was löst gewalttätiges Verhalten aus? Neue Einsichten zum Thema Scham, Wut und Maskulinität[1]

Ernst Wagner tötet im September 1913 seine schlafende Gattin und die vier Kinder in Degerloch. Seiner Frau schneidet der Lehrer die Kehle durch, die Kinder erschießt er mit einem Revolver. Danach fährt er ins nächste Dorf und steckt es an vier Stellen in Brand. Dabei schießt er mit zwei Pistolen auf die aufgescheuchten Menschen. Nachdem er acht Personen sofort getötet und zwölf weitere schwer verletzt hat, wird er überwältigt. In seinem Besitz befanden sich 250 Patronen, denn er hatte vorgehabt, weitaus mehr Menschen umzubringen. Wagner überlebt die Tat und wird im Psychiatrischen Krankenhaus Winnenden bis zu seinem Tode untergebracht. Der Lehrer leidet unter der Wahnvorstellung, dass man ihm in seinem Heimatort Unzucht mit Tieren unterstellen würde (Hermanutz & Kersten 2003).

Ein junger Strafgefangener trifft nach seiner Entlassung eine gleichaltrige Frau in einem Lokal. Sie nimmt ihn mit zu sich nach Hause. Er kriegt trotz sexueller Erregung keine Erektion zustande und ejakuliert vor der Penetration. Danach beginnt er die Frau zu schlagen und zu quälen, später vergewaltigt er sie.

Ein Junge aus einer libanesischen Familie, die im Kiez lebt, scheitert an den schulischen Anforderungen und leidet unter dem Spott der Mitschüler, weil er komische Sachen trägt. Er schließt sich einer kriminellen Clique an. Er hat nun genug Geld, um Designerkleidung zu tragen. Sie begehen gemeinsame Raubtaten, wobei das meist männliche Opfer in Gegenwart seiner Freundin erniedrigt wird. Wenn jemand zugunsten des Opfers dazwischen gehen will, wird er von der Gruppe krankenhausreif geschlagen und getreten.

Nach dem Vorfall in einem Münchner U-Bahnhof im Dezember 2007, bei dem ein pensionierter Pädagoge von zwei jungen Männern „niedergemacht" wurde, wurde gefragt, weshalb Täter nach solchen Gewaltexzessen „keine Reue" emp-

---

1 Es handelt sich bei diesem Text um eine erweiterte und veränderte Form eines Essays, der 2009 in der Zeitschrift *Psychologie Heute* (Beltz Verlag Weinheim) erschienen ist. Der Autor dankt der *Psychologie Heute* Redaktion und insbesondere Frau Nuber für die freundliche Genehmigung.

finden. Der Anwalt riet eindringlich dazu, um das Strafmaß zu reduzieren, und eine Boulevardzeitung druckte dann ein wenig glaubhaftes „Reuebekenntnis".

Scham ist der gemeinsame Auslöser, der *Trigger* von Gewalt in diesen Vorkommnissen. Es ist jedoch nicht die Scham als solche, sondern die Unmöglichkeit, Scham als Emotion sozial zu verarbeiten und mit anderen über Schamgefühle zu sprechen, die unbändige Wut entstehen lässt, und damit den Wunsch nach einer endgültigen Befreiung vom erdrückenden, erniedrigenden Sich-Schämen-Müssen. Wie funktioniert das, was passiert, wenn Scham in Gewalt umgewandelt wird? Amok, sexuelle Gewalt, Raub und Körperverletzung, also die eindeutig „männlich dominierten" Formen von Kriminalität, sind häufiger als man glaubt Folgen der Unfähigkeit, eine als unerträglich empfundene Form der Beschämung zu verarbeiten. Das ist die These dieses Beitrags.

Scham, Wut, Schuldgefühle und Gewaltausübung als *Moral Emotions* ziehen in der englischsprachigen Kriminalitätsforschung zunehmend Aufmerksamkeit auf sich (Jones 2008 mit weiteren Hinweisen). Bei zwischenmenschlicher, auch sexueller Gewalt wird der Scham-Wut-Zyklus als eine zentrale Ursache bezeichnet. Dieser Zyklus beschreibt einen unkontrollierten Ausbruch, der eine empfundene fundamentale Beschämung in einen Wutausbruch überführt, der sich physisch entlädt. Hierzulande wird jedoch eher selten über Scham/Beschämung gesprochen, wenn in den Medien Gewaltereignisse debattiert werden. Auch nach Amokläufen an Schulen wird regelmäßig übersehen, dass sich eine als unerträglich empfundene Erniedrigung, vor allem aber ein übermächtiges Schamgefühl, das nicht kommuniziert werden konnte, in schriftlichen Aufzeichnungen, Abschiedsbriefen, Internetbotschaften und Ankündigungen finden lässt. Die gewohnten Ursachenvermutungen wie Gewaltmedien, PC-Spiele, Schützenvereine und Waffen sagen uns sehr wenig über den Zustand der Amokläufer vor der Tat. Weshalb versetzt sich ein Jugendlicher oder jüngerer Mann in einen Kriegszustand mit seiner Universität, seinem Betrieb oder seiner Schule? Einer Untersuchung von knapp 30 Schulamokläufen in den USA (Kimmel & Mahler 2003) zufolge war die Mehrzahl der Täter zuvor „erbarmungslos" gehänselt und gequält worden. Bei diesem Mobbing wurde vor allem die Männlichkeit der späteren Amoktäter infrage gestellt. Die Schüler waren nicht homosexuell, sondern „anders", irgendwie „komisch", eben nicht „richtig" männlich, und genau dies wurde zum Zentrum des Spotts und der Verachtung. Es ist zumindest nicht auszuschließen, dass ähnliche Vorgeschichten bei den Amoktaten in Erfurt, Emsdetten und Winnenden zur endgültigen Tatentscheidung beigetragen haben könnten. Es hat den Anschein, als ob die Konstruktionen von maskuliner Heldenhaftigkeit, die in den grauenhaften Handlungen zum Ausdruck kommt,

Bewältigungsversuche eines Geschlechterdramas sein könnten. R.W. Connells Versuch, *masculinities* zu unterscheiden und aufgrund ihres sozialen und zeithistorischen Kontextes zu bestimmen (Connell 1995), könnte auch hier die Dinge besser erklären als die geläufigen, fast schon reflexhaften Erklärungsversuche von Gewaltexperten (Computerspiele, Medienverwahrlosung, Desintegration etc.) nach solchen Ereignissen. Beispielsweise hat Messerschmidt (1993) männlich dominierte Kriminalitätsformen wie Straßenraub unter Heranziehung des Connell'schen Theorems analysiert. Aufgrund der (gottlob) relativen Seltenheit von Amokläufen befinden sich empirisch begründete geschlechtertheoretische Erklärungsversuche hier noch in einer Anfangsphase.

Gewalt kann häufig als Hinweis auf eine Schamproblematik verstanden werden. Das gilt selbst für Konflikte zwischen Völkern und für Selbstmordattentate. Die nicht erlernte oder als unmöglich empfundene Verarbeitung von Scham, auch in kollektiver oder nationaler Form, hat dabei eine zentrale Bedeutung. Präventionsmaßnahmen, die Gewalt verhindern, zumindest aber vermindern wollen, müssen dies in Zukunft gezielter aufgreifen. Beim gewöhnlichen Täter-Opfer-Ausgleich (Winter 2005) oder den üblichen Verfahren von Mediation ist dies in zu geringem Ausmaß der Fall.

„Ich habe in meinem ganzen Leben niemals soviel Respekt gekriegt wie wenn ich einem Kerl mit der Waffe ins Gesicht gezielt habe." (Ein wegen Gewalttaten verurteilter Gefängnisinsasse in der Untersuchung von James Gilligan 2003). Der Harvard Wissenschaftler James Gilligan ist Direktor des Zentrums für Gewaltstudien und hat eine große Anzahl von Gewalttätern in Gefängnissen untersucht (Gilligan 2003). In den Erzählungen dieser Männer wurde eine empfundene Verweigerung von „Respekt" zum unmittelbaren Anlass eines Gewaltausbruchs. Durch von außen betrachtet triviale, oft nur unterstellte Verletzungen der Ehre wurde eine „Scham-Wut"-Reaktion ausgelöst. Die Ausübung von Gewalt wird somit zum *Ersatz* (Gilligan verwendet das deutsche Wort) für den Wunsch, „Respekt" zu erfahren. Ein als unverschämt empfundener Blick oder eine Bemerkung lassen eine Gewalt ausbrechen, bei deren Ausübung der Selbstwert des Täters aufgerichtet wird. Am Rande erwähnt der Psychiater Gilligan, dass die von ihm untersuchten Insassen häufig Bettnässer sind. Gewalttätige Männer, die „vor nichts zurückschrecken", machen sich nachts in die Hose wie verängstigte kleine Kinder, die aufgrund ihrer Ängste ihre Blasenfunktion nicht steuern können? Auch hier wäre ein Erklärungsversuch gefragt, der die Konstruktion gewalttätiger Maskulinität radikal anders deuten müsste als gängige Kausalitätsmodelle.

1 Wie erlernt man Scham?

Scham wird zunächst im Kleinkindalter beim Erlernen der Kontrolle über körperliche Ausscheidungen gelernt. Der Blick und die Stimme der Zuwendung gebenden Eltern vermitteln dem Kind eine Art Quittung für das, was es tut – oder nicht tut. Spätestens mit dem Einsetzen der Pubertät verknüpfen sich Schamgefühle mit sehr zerbrechlichen Entwürfen von Geschlechtszugehörigkeit, also um Gerüste eines entstehenden Selbstgefühls. Auf der männlichen wie auf der weiblichen Seite sind diese mit der bekannten Intensität von pubertären Gefühlsausbrüchen verknüpft. Bei Jungen ist das Ganze stärker mit Durchsetzungsvermögen und der Bereitschaft verbunden, auch Gewalt einzusetzen. Es geht darum, ein Ideal von Maskulinität zu verteidigen. Bei der von Jungen dominierten Jugendgewalt geht es entsprechend oft um Gefühle, um die genannten *Moral Emotions* mit einem Scham-Wut-Zyklus im Zentrum, es fehlt im Vergleich zu Mädchen der Rückbezug des Sozialen auf das Selbst. Weshalb erlebe ich dieses beschämende Gefühl? Diese Frage scheint von Mädchen anders (und gleichfalls mit negativen Folgen) beantwortet zu werden. Es ist jedenfalls leichter, die Ursache bei anderen zu suchen und den Ausgleich durch Gewalt herzustellen. Im Gewirr widersprüchlicher Familien- und Gleichaltrigenbeziehungen müssen sich Jungen so ein ungleich brüchigeres Konzept der maskulinen Identität zusammenbasteln. Bedrohungen dieser Grundlage von Selbstwert werden, insbesondere mangels anderer sozialer Ressourcen, als Respektverweigerung erlebt und darauf wird schneller und unmittelbarer mit Gewalt geantwortet, vermutlich auch, weil man sich in geschlechterungleichen Kulturen insgesamt Zustimmung von solchen Konfliktlösungen verspricht. Gleichzeitig wird die Erniedrigung und „Verweiblichung" von männlichen Opfern als Lust- und Statusgewinn erlebt (Katz 1990).

Schuld über die eigene Gewalttätigkeit ist dabei für aggressive junge Männer leichter zu ertragen als die Scham über den bedrohten Selbstwert, in der die Angst mitschwingt, als unmännlich zu erscheinen. Das Entstehen des schrecklichen Schamgefühls hat etwas mit dem Blick zu tun, den andere auf ein – bei uns allen unter bestimmten Voraussetzungen unsicheres – Selbstgefühl richten. Das unsichere Bild vom Selbst der eigenen Person spiegelt sich im Blick der Anderen (Simmel 1901). Der so herbeigeführte Impuls zur Selbsterkenntnis löst in der eigenen Person den nicht kontrollierbaren Affekt der Scham aus (Seidler 2001). Scham ist eine körperliche Reaktion, sie lässt sich nicht beherrschen, sie kann durch Rückzug, aber auch durch Gewalt abgewehrt werden. Sich Zurückziehen ist die kulturell vermittelte weibliche, das Draufhauen die männliche Reaktionsform. Vom Wortstamm her hat Scham (*kam*) mit „zudecken, verbergen"

von Handlungen zu tun. Die Umschreibung „Scham" für den Sexualbereich des Körpers ist nicht zufällig.

2 Gute Scham – schlimme Beschämung?

Im pädagogischen Schrifttum wird gern zwischen der „guten Scham" und einer „negativen Beschämung" unterschieden (Kersten & Kersten 2008, S. 314ff.). Letztere sei in der Erziehung unbedingt zu vermeiden, denn den Seelen werde Schaden zugefügt, der nicht mehr zu beheben sei. Daran ist vieles falsch:

Zum einen kann ohne angemessene (d.h. liebevolle) Praktiken der Beschämung in der Kindheit durch Mutter und Vater Scham nicht entstehen. Die uns Menschen eigene Fähigkeit zur Scham – auch als nach außen wahrnehmbare physiologische Reaktion – muss durch angemessenes Beschämen entstehen. Durch Beschämen erziehen Eltern ihre Kinder zur Reinlichkeit und Körperscham und durch diese Kommunikation und Interaktion, nicht durch Erniedrigung und Abwertung, entsteht beim Kind das Schamgefühl. Problematisch wird es, wenn sich mit solchen frühen Erfahrungen Zustände der Verlassenheit, der Erniedrigung und des Ausgeliefertseins, also einer existenziellen Angst verbinden, wie das bei vernachlässigten und misshandelten Kindern Folge ihres Erlebens wird.

„Maßvolle Schamaffekte" können im Kindesalter und in der Adoleszenz nützlich sein, um Konzepte von sich und den anderen zu prüfen und zu verändern. Diskrepanzen zwischen den Ist- und Soll-Zuständen werden 'peinlich' offenbar und so entsteht ein innerer Druck, eine Motivation zur Veränderung. Ohne solche maßvollen Schamaffekte kann es keine Selbstentwicklung geben, schreibt der Therapeut Micha Hilgers (1996, S. 63). Das Erlernen eines Umgangs mit Scham unterliegt also keinem Reiz-Reaktions-Schema, keiner Konditionierung, sondern ist Ergebnis reziproker Interaktion, in denen das Kind merkt, dass es um seiner selbst willen geliebt und geachtet wird, und nicht nur, weil es etwas „richtig" macht oder etwas „Falsches" unterlässt.

Die Ursache für viele jugendliche Gewalttaten ist nicht „Orientierungslosigkeit" wie es mantramäßig nach jedem schlimmen Vorfall verbreitet wird, sondern der Umstand, dass den Tätern diese Fähigkeit zur Verarbeitung von Schamgefühlen nicht ausreichend vermittelt wurde oder ihnen durch negative Erfahrungen in ihrer sozialen Umwelt abhanden gekommen ist. Schuld ist dann leichter zu ertragen als Scham über den angerichteten Schaden und das begangene Unrecht, sagt der Psychiater Daniel Strassberg. Delinquenz ist demnach der Versuch, von einem Zustand der Scham in einen der Schuld zu kommen, und dann wird die

Gewalt gegen Mitmenschen eine Möglichkeit, der Schande des eigenen, offen gelegten Minderwerts zu entgehen.

3 Wiedergutmachende Verfahren[2]

„Restorative" Verfahren im Umgang mit Gewalt sehen nicht den Schuldspruch, sondern die empfundene Verantwortung über das begangene Unrecht als entscheidenden Schritt zur Wiedergutmachung. Es geht den Opfern besser, weil ihr Leiden zur Sprache kommt. Opfer empfinden oft Scham darüber, dass sie Gewalt oder Schaden erlitten haben, sie fühlen sich deshalb manchmal sogar schuldig. Wer dies als „Kuschelpädagogik" bezeichnet, übersieht, dass sich wiedergutmachende Verfahren für Gewalttäter belastender, aber auch wirksamer als die anonyme Gerichtssaalroutine erwiesen haben (Walgrave 2003). Es ist keine Rückkehr zum Pranger und Schandmal wie besorgte Pädagogen befürchten.

Wenn in *Circles* oder bei *Family/Community Conferences* in Kanada, den USA, Australien und zum Teil auch bei den europäischen Nachbarn das Geschehen nachbereitet wird, so ist dies eine „maßvolle" und insofern positive Form der Beschämung. Sie erfolgt im Rahmen eines Reparierens des Schadens und ist etwas anderes als das hilflose Einfordern von „Disziplin" als Allheilmittel für die Übel der Modernisierung. Scham, sofern nicht traumatisierend in ihrem Ausmaß und /oder ihrer Häufigkeit, kann eine wichtige, die Entwicklung fördernde Funktion haben. Sie führt zu etwas ganz anderem, nämlich zu einer Reintegration des Täters, der anderen, seinem Gemeinwesen, und damit auch sich selbst, Übles angetan hat. Ein Gefühl der Scham fehlte bei der Tatbegehung, wird aber nun im Nachhinein für alle spürbar vermittelt: eine folgerichtige Reaktion auf das entstandene Problem. Bei Menschen, die Gewalt ausüben, ist der „Affekt der Scham häufig nicht verfügbar" oder wird abgewehrt (Hilgers 1996, S. 133). Gewalttaten von Jugendlichen und jungen Männern sind entsprechend oft Verbrechen aus Scham. Eine Bekämpfung dieser Kriminalität wird letztlich ohne ein Aufgreifen der

2 In der internationalen Fachliteratur über Gewaltprävention verwendet man seit ca. zwanzig Jahren den Ausdruck „Beschämung" in einem anderen Verständnis. Mit seinem *Reintegrative Shaming* („Wiedereingliedernde Beschämung") hat der australische Kriminologe John Braithwaite diese Debatte angestoßen. Kurz: Scham über begangenes Unrecht, über den Schaden, den man verursacht hat, sollte ein Schritt auf dem Wege zur Wiedergutmachung sein. *Restorative shaming*, also die Wiederherstellung von zwischenmenschlichen Beziehungen durch das Zulassen von Scham und Beschämung, stellt eine radikale Abkehr von der Vergeltungslogik des Strafrechts dar. Vgl. Braithwaite 1989.

„malignen Schamdynamik" nicht erfolgreich sein. Schamtäter werden ansonsten durch noch mehr Gewalttaten versuchen, „Scham in Schuld und Großartigkeit zu verwandeln" wie Hilgers eindrucksvoll gezeigt hat (ebd., S. 141).

Beschämen nach Verstößen gegen die Unverletzlichkeit der Person oder Menschenrechte ist nicht schädlich, sondern notwendig. Das Ertragen der Scham über begangenes Unrecht dürfen wir einem großen Teil der jungen Gewalttäter nicht länger vorenthalten. Solange Täter Scham und die Übernahme von Verantwortung abwehren, werden sie sich selbst als Opfer empfinden und deshalb weiterhin ihre Angriffe als gerechtfertigt, ja als legitim ansehen. Je härter die Strafe, umso wahrscheinlicher wird dieser Effekt. Der Schamaffekt hingegen würde beim Gewalttäter eine „Wirklichkeitsdiagnose" in Gang setzen, die geänderte Verhaltensmuster wahrscheinlicher machen. An die Beschämung über mangelnde Kontrolle der Impulse erinnert man sich gut. Wer sich selbst als Folge von Disziplinierung und Strafe einen Opferstatus zuspricht, wie viele Gewalttäter es tun, erinnert sich nur an die probate Wirkung der Ausübung von Aggression und Gewalt.

4 Was folgt daraus?

In Kindergarten und Grundschule sollten regelmäßige oder anlassbezogene „Kreise" (*Circles*) zu einem festen Bestandteil des Alltags werden. Kinder lernen, Gefühle und Verletzungen zu äußern und mit denen, die sie verursacht haben, zu sprechen. Die Erzieher und Lehrkräfte müssen darin geschult werden, als *Keeper* oder Mediator in diesen *Circles* auf Scham auslösende Konflikte einzugehen. Insbesondere Beschämungen und Erniedrigungen mit sexuellem Gehalt dürfen nicht ungeahndet passieren. „*Happy Slapping*" und Handypornografie sind ansonsten nicht vermeidbare Folgen.

In Schulen, insbesondere in denen mit einer „Negativauslese", sind *Circles* unverzichtbar. Es bedarf besonders geschulter Kräfte und entsprechend regelmäßiger Gelegenheiten, um schambesetzte Vorfälle, Verletzungen und Erniedrigungen (die ja auch vom Lehrpersonal ausgehen können) artikulieren zu können und eine Übernahme von Verantwortung im Sinne einer Wiedergutmachung zur normalen Reaktion werden zu lassen. Verantwortung hat selten nur ein einziger „Schuldiger", denn *Bullying* ist ein äußerst interaktives Geschehen, das erst vor einem Publikum dem Selbstwert des Täters dient und den des Opfers zerstört.

Im Bereich der Jugendgerichtsbarkeit hat die deutsche Praxis im internationalen Vergleich eine der besseren Rechtsgrundlagen, aber gleichzeitig eine komplett überlastete Praxis. Es dauert zu lange, bis auf Gewalttaten Jugendlicher reagiert

wird. Wenn der Täter vor dem Richter steht, weiß er gar nicht mehr, um welche Prügelei oder Abzieherei es sich eigentlich handelt, weil sein Alltag davon so viel enthält. Es müssen deshalb zeitnah *Conferences* stattfinden, wo Gewalt unter Beteiligung der *Peers* von Tatverursacher und Opfern und der jeweiligen Familienangehörigen zur Sprache kommen kann. Unter Anleitung einer geschulten Vertrauensperson und mit strikten ethischen Regeln müssen Täter und Opfer sich an einen Tisch setzen. Der Blick der am Tisch versammelten Menschen muss vom Täter ertragen werden, dafür erhält er die Chance der Wiedergutmachung.

Man wird zwar weiterhin auf schwere Gewalt wie bisher reagieren müssen, kann aber minderschweres Geschehen aus den förmlichen Verfahren heraushalten, ohne andauernd „nichts zu tun". Aus nicht erfolgten oder – aus ihrer Sicht – „läppischen" Reaktionen ziehen gewaltgeübte Jugendliche den Schluss „Weitermachen ist okay, es passiert nichts." Nichtstun hat zwar gegenüber härteren Strafen eine bessere Prognose, vermittelt aber die falsche Botschaft.

5 Schlussfolgerungen

1. Emotionen wie verletzter Stolz oder bedrohtes Selbstwertgefühl, das Gefühl von Scham oder missachtet zu werden, werden häufiger zur Ursache von Gewalt als rationale Entscheidungen. Gewalt ist oft eine „Entladung" des Schamgefühls.
2. Gewalttätern mangelt es an der Fähigkeit, Gefühlszustände mental zu verarbeiten. Scham muss als Affekt mit dem Selbstbild in Übereinstimmung gebracht werden. Dies muss – frei nach Alexander Kluge – durch Lernprozesse mit gütlichem Ausgang erfolgen. Dies kann nur geschehen, indem Scham als soziale Erfahrung, als Missbilligung erlebbar wird, die das Selbst nicht erniedrigt vernichtet, sondern ihm eine Chance zur Veränderung bietet. Scham wird durch klärende, wahrhaftige und in der Perspektive versöhnende Beziehungen zu anderen Menschen ertragen und bewältigt.
3. Die Ausübung von virtueller und tatsächlicher Gewalt, speziell zur Abwehr von Scham, erzeugt sinnliches Vergnügen. Dem ist weder mit moralisierendem Expertentum noch mit Arrest oder Bootcamp beizukommen. Nur das Erlernen von Mitgefühl verdirbt den Spaß an der Gewalt.

Exkurs: Der „Hühnerstreich"

In vielen Kulturen gibt es den Brauch, dass Absolventen einer Schule nach bestandenem Examen einen „Schulstreich" ausführen. Damit wird eine Dosis Chaos

in den Schulalltag gebracht, so dass sich alle an diesen „schrecklichen" Jahrgang erinnern. Die betreffenden Jugendlichen aus der Abgangsklasse wollten Hühner von einem nahe gelegenen Hühnerhof „entführen", um sie in den Umkleideraum für Mädchen in der Schulsporthalle zu sperren. Morgens sollte dann beim Eintreffen der Mädchen ein entsprechendes Gegacker (bei den Hühnern) und Gekreisch (bei den Schülerinnen) erfolgen.

Nachdem die Hühner „entwendet" und in das Schulgebäude verbracht worden waren, lief der Plan aus dem Ruder. Eine Art Gruppenwahn setzte ein, gemischt aus Adrenalin, Testosteron und primitiven Jagdinstinkten gegenüber dem sich widersetzenden Geflügel. Ein Huhn wurde beim Versuch, es zu bändigen, verletzt, dann getötet und blutete den Boden voll. Ein weiteres Huhn brach sich beim Fluchtversuch das Genick. Der Zustand der Räume war entsprechend, als am nächsten Morgen vor Öffnung der Schule der Hausmeister das Ganze zu Gesicht bekam.

Anzeige wurde erstattet, aber das Gericht verwies den Fall an die örtliche „*Restorative Justice Conference*". In diesem Fall wurden über die fünf beteiligten Jugendlichen und ihre Eltern hinaus Repräsentanten eines wichtigen städtischen Vereins eingeladen, dazu der Schulrektor, sein Vize und drei Mitglieder des Kuratoriums der Schule, sowie drei weitere Lehrer. Schließlich wurde auch der Hausmeister gebeten, an der Konferenz teilzunehmen. Mit dem Moderator und fünf ehrenamtlichen Quartiermanagern zählte die Konferenz 35 Personen.

Das Vorbereitungstreffen fand mit den Abiturienten und ihren Eltern statt. Ein zweites Treffen bezog die Mitglieder des Gemeinwesens mit ein und auch den sichtbar verärgerten Hausmeister. Er wollte bei der Konferenz mit dabei sein, aber nur unter der Bedingung, dass er nicht zum Absingen von „Friedenshymnen" gezwungen werde. Die Anspannung zu Beginn der eigentlichen Konferenz war hoch. Vertreter der Schule sprachen über den Ärger, den man nach dem Bekanntwerden des Vorfalls empfunden hatte, erwähnten aber auch positive Erfahrungen mit den betreffenden Absolventen vor dem „Streich". Die Schüler hatten dann Gelegenheit, sich auszusprechen und beschrieben wie der Streich eskaliert und außer Kontrolle geraten war. Ihr Verhalten bei diesem Vorfall sei ihnen peinlich, sie schämten sich und entschuldigten sich bei den Anwesenden und gegenüber ihren Eltern. Am Schluss sprach einer der Schüler, er war rot im Gesicht und zitterte. Er sprach darüber wie schwierig es für ihn wäre, die Hauptstraße herunterzugehen und Leuten ins Gesicht zu schauen, weil er sich über das, was passiert war, bzw. was er getan hatte, dermaßen schämen würde.

Am Ende der Konferenz fragte der Moderator, ob jemand einen Kommentar abgeben wolle. Der Hausmeister meldete sich. Er meinte, er akzeptiere die Ent-

schuldigung. Dann wandte er sich dem Schüler zu, der zum Schluss gesprochen hatte und sagte zu ihm: „Nächstes Mal, wenn du mich auf der Straße siehst, kannst Du mich anschauen, weil ich werde mich daran erinnern, wer du heute Abend warst und nicht daran, was du getan hast."

(durch den Autor abgeänderte, europäisierte Version von „The turkey prank" in: Stutzman Amstutz & Mullet 2005, S. 5-7)

Literatur

Braithwaite, John (1989): Crime, Shame and Reintegration. Cambridge: Cambridge University Press.

Connell, R. W. (1995): Masculinities. Cambridge: Polity Press.

Gilligan, James (2003): Shame, Guilt, and Violence. In: Social Research 70 (4), S. 1149-1180.

Hermanutz, Max; Kersten, Joachim (2003): „Amoktaten". In: Stein, Frank (Hg.): Grundlagen der Polizeipsychologie. Göttingen: Hogrefe Verlag, S. 138-151.

Hilgers, Micha (1996): Scham. Gesichter eines Affekts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Jones, David W. (2008): Understanding Criminal Behaviour – Psychosocial Approaches to Criminality. Milton Park: Willan Publishing.

Katz, Jack (1990): Seductions of Crime: Moral and Sensual Attractions in Doing Evil. New York: Basic Books.

Kersten, Claudia; Kersten, Joachim (2008): Integrate – Schwierigkeiten der sozialen Integration. Brig: Lehrbrief Universitäre Fernstudien Schweiz.

Kimmel, Michael S.; Mahler, Matthew (2003): Adolescent Masculinity, Homophobia, and Violence: Random School Shootings, 1982-2001. In: American Behavioral Scientist 46, S. 1439-1458.

Messerschmidt, James (1993): Masculinities and Crime: Critique and Reconceptualization of Theory. Lanham: Rowman & Littlefield.

Seidler, Günther H. (2001): Der Blick des Anderen – Eine Analyse der Scham. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Simmel, Georg (1901/1983): Zur Psychologie der Scham. In: Simmel, Georg (Hg.): Schriften zur Soziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 140-150.

Stutzman Amstutz, Lorraine; Mullet, Judy H. (2005): The Little Book of Restorative Discipline for Schools. Intercourse, PA: Good Books.

Walgrave, Lode (Hg.) (2003): Repositioning Restorative Justice: Restorative Justice, Criminal Justice and Social Context. Milton Park: Willan Publishing.

Winter, Frank (Hg.) (2005): Täter-Opfer-Ausgleich und die Vision einer „heilenden" Gerechtigkeit. Amberg: Amberg Verlag.

Toni Tholen

Subjektivität – Krise – Utopie
Imaginationen von Männlichkeit im zeitgenössischen Denken und Schreiben

Seit geraumer Zeit wird in der Öffentlichkeit lautstark über die 'Krise der Männer', und im Zusammenhang von Bildung und Erziehung auch über die 'Krise der Jungen' debattiert. Und die mittlerweile in einigen wissenschaftlichen Disziplinen etablierte Männlichkeitsforschung reagiert darauf im Bemühen, den Krisendiskurs möglichst komplex einzuordnen, zu beurteilen und ihn darüber hinaus für die Fokussierung der eigenen Fragestellungen zu nutzen.[1] So stehen etwa die Beiträge der Zeitschrift *L'Homme*, die im Jahre 2008 mit einem Heft zum Thema „Krise(n) der Männlichkeit?" herauskam, ganz im Zeichen der Frage, wie mit dem Begriff der Krise – wenn überhaupt – in der historischen Erforschung der Männlichkeitsgeschichte adäquat zu verfahren sei. Ohne Zweifel, so Claudia Opitz-Belakhal und Christa Hämmerle im Editorial, habe das Thema in letzter Zeit großes Interesse auf sich gezogen, weil es sowohl auf die in der Geschichte beobachtbaren Erschütterungen von Männlichkeitsnormen und -bildern aufmerksam mache, als auch erlaube zu zeigen, „wie solche Erschütterungen sich ihrerseits im historischen Prozess niederschlagen konnten" (Opitz-Belakhal & Hämmerle 2008, S. 7). Allerdings bleibe das Krisenkonzept in der Geschlechterforschung auch nicht ohne Widerspruch, weil es zwar häufig gebraucht, aber nur

1 Dabei sind die Reaktionen auf die Rede von der 'Krise der Männer' sehr unterschiedlich. Vgl. zur Kritik der Rede von der 'Krise des Mannes' als Männerphantasie Forster 2006, S. 194. Forsters Diagnose der Resouveränisierung bezieht sich auch auf Diskurse der Männlichkeitsforschung selbst. Vgl. zur gegenwärtigen Neuformierung hegemonialer Männlichkeit und zu den damit verbundenen Brüchen in der männlichen Sozialisation Böhnisch 2008. Vgl. zur Infragestellung des Krisendiskurses in soziologischer Sicht Meuser & Scholz 2010. Vgl. zur Diskussion der Rede von der 'Krise des Mannes' in literaturwissenschaftlicher Perspektive Erhart 2005. Erhart wertet die 'Krise' als konstitutiven Bestandteil von Männlichkeitsnarrationen (vgl. ebd., S. 222). Vgl. zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Einbettung des Krisendiskurses ferner Tholen 2008b, S. 224ff.

wenig reflektiert werde und vor allem, weil sich mit dem Diskurs von der Krise der Männlichkeit auch Strategien männlicher Re-Souveränisierung verbänden.

Im Bemühen, das Konzept der 'Krise der Männlichkeit' als ein „nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte" zu statuieren, wie es Opitz-Belakhal in einem eigenen Beitrag in *L'Homme* (2008) programmatisch formuliert, wird deutlich, dass historisch und gesellschaftlich betrachtet, seine Anwendung nicht nur auf die Gegenwart beschränkt werden kann, sondern unter Rückgriff auf Kosellecks Krisenbegriff davon ausgegangen wird, dass die Krise der Männlichkeit schon so lange andauert wie die Moderne selbst. Am deutlichsten schreibt es Martin Lengwiler mit skeptischem Unterton in Bezug auf eine reduktionistische Verwendung der Kurzformel von der Krise der Männlichkeit:

> Eine krisenhafte Infragestellung der tradierten Männlichkeitsvorstellungen lässt sich praktisch über das ganze Jahrhundert [gemeint ist das 20. Jahrhundert, T.T.] feststellen. Hegemoniale und alternative Männlichkeiten befanden sich in einem konstanten Spannungsverhältnis; die vielzitierte 'Krise der Männlichkeit' im 20. Jahrhundert war nicht nur ein Dauer-, sondern geradewegs der Normalzustand und damit nichts anderes als eine Chiffre für einen schleichenden geschlechtergeschichtlichen Transformationsprozess. (Lengwiler 2008, S. 94; vgl. zum kulturellen Diskurs über die 'Krise der Männlichkeit' um 1900 Erhart 2001, S. 232-251)

Dieser Transformationsprozess wird bei Lengwiler (2008) wie auch bei Opitz-Belakhal (2008) mit Kosellecks Krisenbegriff, wie dieser ihn in Bezug auf die Formierung der Moderne entwickelt hat, enggeführt. So wie sich nach Koselleck die Moderne konstitutiv durch wiederkehrende gesellschaftliche Krisen auszeichnet, sind geschlechterhistorisch auch die modernen Formen von Männlichkeit „auf unsicherem Grund gebaut und geraten krisenbedingt wiederholt in Bewegung" (ebd., 80).[2] Mit dem Fokus auf Bewegung und Wandel verbindet sich beinahe zwangsläufig der Ausblick auf Imaginationen und Praktiken der Überwindung der Krise, so auch bei Opitz-Belakhal, die das Resultat der Überwindung allerdings bewusst im Vagen lässt. Vorstellbar sei genauso eine Restituierung der überkommenen Geschlechterordnung wie eine „Etablierung neuer Ordnungsmuster als Ausweg aus und damit als Effekt der Krise" (Opitz-Belakhal 2008, S. 42).

In der Tat ist die Krise der Männlichkeit, von der auch gegenwärtig nicht ohne Grund oft die Rede ist, nicht erst ein Ausfluss der letzten ein oder zwei Jahrzehnte. Dem Diskurs der *kulturellen* Moderne zumindest ist sie schon lange

2 Auch Claudia Opitz-Belakhal will den Begriff der Krise zur Beobachtung der dynamischen Faktoren von sozialem Wandel in den Geschlechterbeziehungen und Ordnungen nutzen (vgl. Opitz-Belakhal 2008, S. 41).

eingeschrieben, wenn auch nicht durchgehend unter dem Stichwort einer Krise der Männlichkeit bzw. der Männer. Im Diskurs der Philosophen und Literaten macht sie sich schon seit Ende des 18. Jahrhunderts bemerkbar und zwar als eine Krise der Identität bzw. des Subjekts (vgl. hierzu Szondi 1978 sowie Bohrer 1989). Ich möchte meine Überlegungen zur gegenwärtigen Krise der Männlichkeit stärker vom Diskurs des Subjekts aus entfalten, weil ich von dort aus am besten zeigen kann, worin mir die Krise gerade auch gegenwärtig zu liegen scheint. Ich gehe von der Annahme aus, dass, anders als die oben zitierten Historiker es getan haben, ein Verständnis von Krise entwickelt werden kann, das nicht nur mit Erschütterungen, Dynamiken und Wandlungsprozessen zu tun hat. 'Krise' kann nämlich auch einen historischen Augenblick markieren, in dem das Nicht-Funktionieren von sozialen Beziehungen, und hier insbesondere von Beziehungen zwischen den Geschlechtern, besonders stark wahrnehmbar wird. Die Störungen im Geschlechterverhältnis sind dabei kein momentan emergierendes Geschehen, sondern Resultat einer über lange Zeiträume sich erstreckenden und dann kulminierenden Entwicklung. Meine These ist, dass die Frage der Männlichkeit, und ineins damit die nach einem möglichen Wandel im Geschlechterverhältnis, gegenwärtig unter verschärften Ausgangsbedingungen steht.[3] Und ich behaupte ferner, dass die Männlichkeit sich in einer Krise befindet, weil sie sich in Bezug auf die sozialen Beziehungen *weiterhin*, und d.h. trotz aller feministischer Kritik an ihrer Dominanz und Hegemonialität, dysfunktional gestaltet. Der Grund für diese Dysfunktionalität liegt vor allem in einem fortdauernden Ausbleiben einer konstruktiven Dialogkultur zwischen den Geschlechtern, die auch von männlicher Seite aus gepflegt werden würde. Kulturtheoretisch gewendet macht es Sinn, von einer Krise der Männlichkeit zu sprechen, wenn darunter verstanden wird, dass diese Krise Resultat einer in vielen Bereichen wirkungslos gebliebenen Kritik an der Dominanzstruktur von Männlichkeit und vor allem an der kulturellen Hegemonie ihrer zentralen Repräsentationsform, des Subjekts, ist. Die relative Wirkungslosigkeit hat auf dieser theoretischen Referenzebene, also auf der Ebene des Subjektdiskurses, damit zu tun, dass im historisch-kulturellen Prozess der Konstituierung von Männlichkeit etwas ausgeblieben ist, nämlich die Gestalt einer dialogischen Subjektivität, welche der Grund einer Männlichkeit wäre, die sich allererst in der Bedürftigkeit nach der und dem Anderen – im Gespräch, in

3 Dies vor allem im Hinblick auf die Dominanz einer neoliberalen, kapitalistischen Ökonomie im globalen Maßstab und auf die sich damit herausbildenden neuen Formen einer besonders aggressiven hegemonialen Männlichkeit (vgl. dazu Connell 1998, S. 97ff. sowie Scholz 2009, S. 87f.).

der Liebe, in der Symexistenz – selbst hätte. Es gibt zwar vereinzelt Spuren einer solchen dialogischen Subjektivität in der männlichen Überlieferung, sie hat sich aber bis heute kulturell nicht durchgesetzt (vgl. dazu Tholen 2005). Von daher kann ihr kein anderer Realitätsstatus zukommen als der einer utopischen Figur.

Ich möchte den soeben skizzierten Zusammenhang im Folgenden anhand von Texten und Positionen der jüngeren und jüngsten Vergangenheit verdeutlichen. Ausgangspunkt ist der seit den 1960er Jahren kontrovers geführte Diskurs über das Subjekt als zentrale Kategorie der gesellschaftlichen und kulturellen Moderne. Das, was ich hinzufüge, ist, dass ich den Diskurs geschlechtlich vereindeutige. Ich betrachte ihn als Diskurs einer Krise des *männlichen* Subjekts und rekonstruiere ihn als Konfiguration von männlichen Subjektpositionen (vgl. hierzu ebd., S. 9-15). Konfiguration bedeutet, dass in Textkulturen nie nur *ein* männliches Subjekt existiert, wie es die Philosophie suggeriert, sondern unterschiedliche Gestalten männlicher Subjektivität, die sich aufeinander beziehen.

Eine der stärksten kulturellen Erschütterungen von Männlichkeit im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert ist auf die radikale Infragestellung des Subjekts, ausgehend von den französischen Vordenkern der Postmoderne, zurückzuführen. Denker wie Foucault, Derrida und Barthes lösten in den 1960er Jahren mit ihren Formeln vom 'Verschwinden' bzw. von der 'Dekonstruktion' des Subjekts sowie vom 'Tod des Autors' weit über die Philosophie hinaus Irritationen und Verstörung aus, zumal in ihren Texten sichtbar wurde, dass sie mit ihrer Attacke auf das Subjekt als philosophische Grund- und Orientierungskategorie vor allem auch eine Kritik phallogozentrischer Herrschaft verbanden, was zahlreiche Vertreterinnen des Feminismus ermunterte, sich der männlichen Kritik an den Grundkategorien der kulturellen männlichen Hegemonie anzuschließen.[4] Die Kritik an der Männlichkeit und die damit ausgelöste Krise männlicher Repräsentation haben sich letztlich jedoch nicht wirklich verändernd auf die hegemoniale Konzeptbildung selbst ausgewirkt. Der Angriff der männlichen Philosophen und Kulturtheoretiker auf den Phallogozentrismus des Denkens hat somit auch nicht zu einer Transformation männlicher Subjektivität und zum Wandel des

4 Vgl. zum Topos vom 'Verschwinden des Subjekts' Bürger 1998, S. 7-24; zur Rede von der 'Krise des modernen Subjekt' im Anschluss an die postmoderne Theoriebildung Bürger 2000, S. 153-186; zur Aufnahme der postmodernen Subjekt- und Phallogozentrismus-Kritik in der feministischen, vor allem in der französischen und italienischen Theorie Lindhoff 1995, S. 72-148.

Geschlechterverhältnisses geführt, sondern vor allem zu einer anderen kulturellen Formierung hegemonialer Männlichkeit.[5]

Augenfällig wird dies etwa in späten Texten Derridas. Obgleich Derrida in seinem Spätwerk Wege zu einer neuen Sozialphilosophie bzw. Ethik bahnen will, bleibt er im Bann eines als autonom gedachten Subjekts, das im Gefolge Nietzsches in seinem ganzen solitären Heroismus wiederaufersteht. In dem groß angelegten Essay *Politik der Freundschaft* (1994, dt. 2000) versucht er, entgegen einer vorherrschenden philosophischen Tradition das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft nicht länger aus verwandtschaftlichen Bindungen und Verstrickungen heraus zu begreifen, sondern es radikal daraus zu lösen. Derrida verlangt für seinen neuen ethisch-politischen Ansatz, dass künftig das gesamte Denken der Gemeinschaft aus dem Fokus der *oikeiotes* herausgelöst werden müsse, d.h. aus all dem, was eine „Ökonomie versammeln, in der Vertrautheit oder Familiarität des Nahen oder Nächsten zusammenfügen, zur Übereinstimmung oder in Einklang [...] zur Anwesenheit bringen kann" (Derrida 2000, S. 212). Stattdessen schwebt ihm im Anschluss an Nietzsche eine anachoretische Gemeinschaft der Einsamen vor, d.h. eine *literarische* Gemeinschaft von hoch idiosynkratischen männlichen Freunden, die wie Derrida selbst mit ihrem Schreiben am Projekt der „sozialen Ent-bindung" (ebd., 64) mitwirken. Konkreter formuliert: Derrida bezieht sich in seinem Essay auf literarisch-philosophische Freunde wie Bataille, Blanchot und Nancy, die in ihren Werken um den Gedanken einer „Gemeinschaft derer, die keiner Gemeinschaft angehören"(Bataille) kreisen und sich dabei ebenso wie Derrida selbst auf Nietzsches „Pathos der Distanz" beziehen, welches sich der Vereinnahmung des Einzelnen durch die Gemeinschaft, seiner Aufhebung und Integration ins Kollektiv von Familie und politischer Aktionsbündnisse widersetzt. Derridas Imaginationen von Freundschaft ohne Anwesenheit, Nähe und Familiarität sowie von einer Gemeinschaft der Einsamen ist letztlich nichts anderes als die Restitution des 'großen' männlichen Individuums, das seinesgleichen nun vor allem in Textfreundschaften hat. Hier kristallisiert sich ein intellektueller, homosozialer Raum heraus, in welchem sich eine neue kulturelle Form hegemonialer Männlichkeit entfaltet. Ein Raum, den durch die starke Positionierung des einsamen männlichen Individuums unverkennbar ein neoexistenzialistisches Pathos durchtönt, in das Frauen nicht einbezogen werden.

Die neuen Formen der Kultivierung spezifisch männlicher Existenzweisen, wie sie in Derridas späten Texten aufscheinen und auch im Spätwerk anderer

5 Mit Forster könnte man hier von einer Bewegung der männlichen Resouveränisierung sprechen (vgl. dazu Forster 2006).

Theoretiker wie Foucault und Barthes in den verschiedenen Spielarten einer Ästhetik der Existenz eine zentrale Rolle spielen (vgl. hierzu Tholen 2008a), lassen sich in der zeitgenössischen Literatur nur selten beobachten. Man mag den Grund dafür darin sehen, dass die Literatur vielleicht eher als die Philosophie Krisen nicht primär zu überwinden trachtet mittels neuer Formen einer vielleicht gelingenden, aber nichtsdestoweniger hegemonial-männlichen Existenzweise, sondern diese in ihren ganzen Verflechtungen und Untiefen ausschreitet. Und dies in der narrativen Form von Lebensgeschichten, in Familiennarrationen, und damit auch in transgenerationaler Perspektive (vgl. dazu neuerdings Martinec & Nitschke 2009). Einer der interessantesten Texte in diesem Zusammenhang ist Arno Geigers Familienroman *Es geht uns gut*, der im Jahre 2005 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet worden ist. Der Protagonist Philipp Erlach, im Jahre 2001 Mitte 30, gehört zur Generation der Männer gutbürgerlicher Herkunft, deren Schicksal es zu sein scheint, ihre eigene Bindungsunfähigkeit zum Lebensprojekt machen zu müssen. Ihnen steht die Krise ihrer eigenen männlichen Subjektivität förmlich ins Gesicht geschrieben. Philipp, der nicht nur keine Vorstellung davon hat, was er aus seinem Leben machen soll, legt auch keinen besonderen Ehrgeiz an den Tag, darüber nachzudenken, woher es kommt, dass er so ist, wie er ist: desinteressiert, leer, bindungs- und kommunikationsarm und bisweilen auf der Suche nach Sex. Philipp ist in erster Linie Erbe. Zu Beginn des Buches sitzt er auf der Vortreppe der Villa, „die er von seiner im Winter verstorbenen Großmutter geerbt hat" (Geiger 2005, S. 8). Seine Interimsfreundin, die Meteorologin Johanna, für die Philipp nicht mehr als ein Seitensprung ist, fordert ihn dazu auf, seiner eigenen Herkunftsgeschichte nachzugehen, um darüber vielleicht mehr über sich selbst in Erfahrung zu bringen. Er aber wehrt sich, er findet es sinnlos die anstrengende Arbeit der Erinnerung auf sich zu nehmen und darin für sein eigenes Dasein einen Gewinn zu sehen. Zwar sucht er ab und an in den Familienpapieren, die er in dem großelterlichen Haus findet, herum und schaut sich Familienfotos an, aber es entsteht keine zusammenhängende Erinnerung in ihm, keine Erzählung seiner familiengebundenen Identität, weil Philipp stets nach der Maxime handelt, die er schon zu Beginn im Streitgespräch mit Johanna äußert: „Ich beschäftige mich mit meiner Familie in genau dem Maß, wie ich finde, dass es für mich bekömmlich ist" (Geiger 2005, S. 11).

Der Erzähler lässt den jungen Erlach gleichsam dort stehen und vor sich hin vegetieren, wo er ist. Die Familiennarration verläuft deshalb aber auch nicht über die Erinnerung des jüngsten Familienmitglieds, sondern über eine andere narrative Technik. Geigers Roman nimmt das Schema des mehrgenerationalen Familienromans auf, ohne die traditionelle chronologische Anordnung des Er-

zählgeschehens zu übernehmen (vgl. dazu und zum Folgenden ausführlich Tholen 2010a). Stattdessen arbeitet er mit Zeitschnitten. Die einzelnen Romankapitel haben ein konkretes Datum zur Überschrift, so z.B. Montag, 16. April 2001, Samstag, 6. August 1938 oder Samstag, 29. September 1962. In den einzelnen Ausschnitten wird nicht auktorial erzählt, sondern stark aus der Wahrnehmung der jeweiligen Figuren heraus, sodass sich der Eindruck eines dezentrierenden Erzählverfahrens einstellt. Die Zeitangaben verdeutlichen bereits, in welchem Zeitraum das erzählte Geschehen angesiedelt ist. Es wird die Geschichte dreier Generationen in Österreich erzählt, von der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Die männlichen Protagonisten der drei Generationen einer österreichischen Familie repräsentieren alle, jedoch in unterschiedlicher Weise, den Typus eines letztlich solipsistisch verkapselten Familienmannes, welcher sich vor allem durch Bindungs- und Kommunikationsunfähigkeit auszeichnet. Wird in der ersten Generation der Familienzusammenhang, ähnlich wie im Urtypus des deutschsprachigen Familienromans, Thomas Manns *Buddenbrooks*, noch durch die omnipräsente, patriarchale Dominanz des männlichen Familienoberhauptes erzwungen, so wird schon in der zweiten Generation diese männliche Hegemonialität durch die literarische Inszenierung offen gelegt und ad absurdum geführt. Der Protagonist der dritten Generation schließlich, der bereits erwähnte Philipp, erscheint ähnlich wie Hanno Buddenbrook, ohne jede Bindungskraft und Handlungsenergie als Krisen- und Verfallsfigur der Familiengenealogie.

Veranschaulichen wir uns das an den konkreten Protagonisten: Da ist zunächst, als männlicher Repräsentant der ersten Generation, der Patriarch Richard Sterk, der alle Attribute des starken, herrschaftlichen Mannes und Familienoberhauptes auf sich vereint, Vizedirektor der Elektrizitätswerke und nachher österreichischer Minister ist, seine Identität ganz in die Sphäre des Berufs und der öffentlichen Anerkennung verlagert, hingegen als Vater und Ehemann das Feld seiner Frau überlässt; außer in sexueller Hinsicht, denn das Dienstmädchen der Familie macht er sich nicht nur einmal gefügig. Der Roman beleuchtet besonders Richards Haltung im Familiendasein. Während seine Frau Alma ihm vorwirft, aufgrund seiner berufsbedingten Abgekämpftheit keine „Gestaltungskraft für die Familie" (Geiger 2005, S. 64) aufzubringen, sinniert Richard selbst vollkommen ergebnislos über das, was Familienleben eigentlich sein soll:

> Während sich der Garten einen Moment lang in fetter und üppiger Ruhe wiegt, brütet Richard darüber, was das Familienleben eigentlich ist, was so ein Familienleben ausmacht. Und vor allem, warum praktische Ehewissenschaften einen nicht besser darauf vorbereiten, vom technischen Standpunkt aus, da man doch ganze Tage mit Familienleben zubringt. Ganze Wochenenden. Es ist ihm unerfindlich.

> Mißmutig zieht er die Handflächen über die rauen Armstützen des Liegestuhls (Geiger 2005, S. 75).

Während Richard Sterk Repräsentant der bereits zur Zeit des Nationalsozialismus beruflich etablierten Nachkriegsgeneration ist, gehört sein Schwiegersohn der Generation derer an, die im Krieg Kinder und Jugendliche waren. Peter Erlach, von dessen Beruf als Ingenieur im Verkehrswesen man nur wenig erfährt, ist ebenso wie Richard Sterk ein Familientyrann, der aber dadurch, dass er an der Seite einer emanzipierten Frau lebt, in ganz anderem Licht als sein Schwiegervater erscheint. In seinem familiennichtstuerischen Egoismus wird er von seiner emanzipierten Frau Ingrid, die Ärztin ist, scharf angegangen. Auf den Vorwurf hin, dass sie von ihm keine Anerkennung in ihrer belastenden Doppelfunktion als Berufstätige und Familienfrau erhalte, weiß er nur zu erwidern, dass ihre Berufstätigkeit auf nicht hinnehmbare Weise das Familienleben beeinträchtige (vgl. Geiger 2005, S. 245). Peters innere familiäre Abwesenheit führt dazu, dass er nach dem tragischen Unfalltod seiner Frau keine Nähe zu seinen Kindern aufzubauen vermag. Diese Beziehungslosigkeit überträgt sich dann auch auf seinen Sohn Philipp Erlach. Philipp, der bis zuletzt mit seinem Leben schlichtweg nichts anzufangen weiß, dümpelt ebenso kommunikationsgestört wie sein Vater vor sich hin. Nirgendwo wird dies erschütternder deutlich als in einem kurzen Telefonat zwischen Vater und Sohn, gegen Ende des Romans. Philipp will ein Grillfest veranstalten und versucht, neben zwei anderen nur von Ferne bekannten Personen, auch seinen Vater dazu einzuladen. Die beiden unterhalten sich eine Weile am Telefon:

> – Papa, ich mache heute abend eine kleine Grillfeier. Willst du kommen? [...]
> – Kenne ich jemanden? Außer dir?
> – Frau Puwein?
> – Sagt mir nichts.
> – Herrn Prikopa?
> – Der vom Fernsehen? *Sachen zum Lachen?*
> – Ist der nicht schon tot?
> – Einen anderen Prikopa kenne ich nicht.
>
> Funkstille.
>
> – Ich glaube, ich würde es vorziehen, daheim zu bleiben. Trotzdem danke, dass du an mich gedacht hast. Du nimmst es doch nicht persönlich? (Geiger 2005, S. 379)

Das Telefonat vermittelt den Eindruck der Trostlosigkeit männlich-familiärer Existenz in der Gegenwart des Jahres 2001 genauso wie der Roman das Desaster von Männlichkeit als Familienmännlichkeit insgesamt. Alle männlichen Prota-

gonisten, vom potenten, im öffentlichen Leben stehenden Patriarchen bis zum privatistischen, vereinsamten Single, welcher deutliche Züge des *décadent* aufweist, werden durch die spezielle Figurenperspektivierung des Romans als genealogisch verkettetes Kollektiv des Scheiterns dargestellt: Sie scheitern vor allem im Raum der Familien- und Liebesbeziehungen. Hinzu kommt, dass Philipp sich die Familiengeschichte und damit auch die eigene Geschichte nicht aktiv anzueignen vermag. So bleibt er am Ende des Romans vollkommen verlassen zurück, ohne jeden Halt, gestürzt „in eine Leere, die nichts Erleichterndes hat" (Geiger 2005, S. 387).

Kann auch in anderen Familienromanen der Gegenwart von einem genealogisch verketteten männlichen Kollektiv des Scheiterns gesprochen werden, wie etwa in Thomas von Steinaeckers brillantem Debütroman *Wallner beginnt zu fliegen* (2007), so gilt es am Fall von Geigers Roman noch einmal auf den männlichen Solipsismus zurückzukommen, der, so die These zu Beginn, die Krise des männlichen Subjekts in ihrer ganzen Tragweite erkennen lässt. Philipps Eltern gehören altersmäßig der 68er-Generation an. Deutlich wird, dass die Mutter Repräsentantin der Emanzipation der Frauen ist und für ein anderes, nicht-hegemoniales Verhältnis der Geschlechter eintritt. Ihr Mann Peter reagiert darauf mit Ablehnung und Aggression. Dies ist für die Situation um 1968 typisch. Die Forderung von Frauen, das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern gerade auch in den privaten Beziehungen kritisch zu reflektieren, und zwar von Seiten der Frauen wie von Seiten der Männer, blieb auf der Seite der Männer ohne Resonanz (vgl. dazu und zum Folgenden Baader 2010 sowie Tholen 2010b). Diese kritisierten, wenn sie links standen, zwar den Machtmissbrauch ihrer Väter und damit die traditionellen politischen Formen männlicher Herrschaft insgesamt, öffneten sich aber in Fragen des Geschlechterverhältnisses, wie es vor allem auch in familiären Beziehungen bestand, keineswegs. An Kultbüchern um 1968 wie Rolf Dieter Brinkmanns Debütroman *Keiner weiß mehr* und Peter Schneiders *Lenz* lässt sich zeigen, wie sehr aus der Sicht der männlichen Protagonisten Frauen und Männer in grundsätzlich verschiedenen Sphären zu agieren hatten: die Frauen in der Familie daheim, die Männer als Intellektuelle bzw. als Künstler in der Öffentlichkeit. Auch wenn Peter Erlach, Philipps Vater, kein linker Intellektueller ist, so teilt er gleichwohl die aggressive Einstellung der avancierten linken Protagonisten um 1968, dergemäß es den Frauen obliegt, die Arbeit im Haus zu tun und sich um die Erziehung der Kinder zu sorgen. In den in der Literatur um und nach 1968 häufig dargestellten Konfliktsituationen zwischen Frauen und Männern wird deutlich, dass die männlichen Protagonisten keine Sprache finden, die zu einer Veränderung der Beziehung der Geschlechter führen könnte. Stattdessen ist ihr Sprechen imperativisch und abbrechend. Und damit schließen

sie sich, wie dies besonders deutlich in Brinkmanns Roman und dann wieder bei Geiger wird, von der familiären Teilhabe selber aus. In Bezug auf das Verhältnis des männlichen Protagonisten zu seinem Kind heißt es in Brinkmanns Roman etwa: „Er [der Vater] kam immer nur dazu. Sie [die Mutter] musste es [das Kind] doch tagsüber in allem versorgen, und da gab es viele Gelegenheiten, wußte er, sich um das Kind zu kümmern. Das Kind. Das weiterhin da war. Mehr nicht. Das da war." (Brinkmann 1993, S. 55). Und mit Blick auf ein Foto der schwangeren Ehefrau heißt es dann später: „sie, mit dem gar nicht einmal zu dicken Bauch und dem für ihn in seiner Vorstellung undeutlichen Gebilde darin, das kein Kind war, kein Kind werden würde, sondern für ihn bis zuletzt eigentlich nichts war, nur eine Blähung, ein aufgetriebener Bauch [...]" (ebd., S. 169f.).

Die aggressive Selbstexklusion des Mannes führt ihn nicht nur in die Selbstverschlossenheit, sondern diese wird darüber hinaus – wie bei Geiger – als familiär-männlicher Habitus an den männlichen Nachfolger in der Familiengenealogie weitergegeben. Die Krise der Männlichkeit erweist sich in der erzählten Generationsfolge in *Es geht uns gut* als ein Ereignis von Dauer. Der männliche Protagonist des Jahres 2001 steht in der psychohistorischen Kontinuität eines agonalen Geschlechterverhältnisses, wie es bereits die Krise der Männlichkeit um 1968 mitkonstituiert hat. Dieser Befund deutet darauf hin, dass es auch noch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts kaum Bilder bzw. Imaginationen von Männlichkeit gegeben hat, die es erlauben würden, die Transformation des Geschlechterverhältnisses als ein von Frauen und Männern *gemeinsam* zu tragendes Projekt zu begreifen. Die alte Gestalt einer autonomen, sich selbst genügenden Männlichkeit wirft ihre Schatten noch ins 21. Jahrhundert hinein, wenn auch wie bei Geiger und anderen Autoren in krisenhafter Erscheinungsform: als bindungs- und antriebsloses, in die eigenen inneren Abgründe hilflos starrendes Subjekt; das Negativ hegemonialer Männlichkeit.

Allerdings findet sich das vereinzelte, selbstgängerische, bindungslose männliche Subjekt in der Literatur der Gegenwart auch als positiviertes und damit als zeitgenössischer kultureller Träger hegemonialer Männlichkeit wieder. Dieses Subjekt ist stark, sexsüchtig, amoralisch und nomadisierend. Ich führe es im Folgenden in zwei Varianten vor, einmal im Text eines Autors, zum anderen im Text einer Autorin.

Im Jahre 2009 erschien Thomas Klupps Debütroman *Paradiso*, mit dem der Autor schlagartig bekannt wurde. Der Text hat ein Motto. Es lautet: „Don't put your faith, /don't put your faith in me" (Klupp 2009, S. 5). Im Laufe der Lektüre des Romans klingt einem dieses Motto ständig nach, hat man es doch ausschließlich mit Szenen zu tun, in denen der Protagonist, Alex Böhm, ein Student der

Potsdamer Filmhochschule, aus gutbürgerlicher Familie stammend, Frauen, die ihm auf seiner Autotramperreise durch Deutschland begegnen, sexuell fixiert und traktiert, und sie dabei auch gegeneinander ausspielt. In Bezug auf seine beiden engeren Freundinnen Leni und Johanna heißt es etwa:

> Ich mag ja die Rundungen und war mit Leni insgesamt glücklich, aber mir war trotzdem klar, dass ich bald umsatteln muss, wenn ich in Potsdam nicht vor die Hunde gehen will. Und das habe ich ja auch geschafft mit Johanna. Und Leni hat es ebenfalls geschafft. Sie hat abgenommen und holt jetzt das Maximum aus sich heraus. Sie ist jetzt die optimale Leni, sie ist die Leni, die sie im besten Fall sein kann. Sie kommt jetzt optisch zu mindestens neunzig Prozent an Johanna heran und vor ein paar Wochen waren es noch nicht einmal siebzig Prozent. Das freut mich wirklich für sie. (Klupp 2009, S. 152f.)

Der Roman besteht im Kern aus einer Textur von sexuellen Obsessionen, in denen der junge Mann stets Subjekt ist und mit anderen Männern in Konkurrenz um die von ihm begehrten Frauen steht: Seine sexuelle Initiation hat er als Jugendlicher mit einer Prostituierten in Tschechien, an der er sich erfolgreich ausprobiert. Auf seiner Autoreise in seinen bayerischen Heimatort – darin besteht der Plot –, schätzt er Frauen nach ihrem Sexappeal ab und geht auf Autobahnraststätten in Erotheken, um Pornos zu schauen. Am Paradiso, einem See in der Nähe seiner Heimatstadt Weiden angekommen, trifft er seine Verflossene Leni bei einem Fest wieder. Nach einem kurzen Talk schläft er mit ihr, hat aber dabei auch alle anderen Frauen vor Augen, die er begehrt. Gegen Ende des Romans, der damit endet, dass Alex seine derzeitige Freundin Johanna wie verabredet am Flughafen trifft, resümiert Böhm seine sexuelle Erfolgsstory frank und frei:

> Meine Freundinnen sind mit der Zeit immer hübscher und charakterlich beeindruckender geworden, angefangen mit der tschechischen Prostituierten in Cheb über die verrückte Kerstin und dann die Nina und noch ein paar andere bis zu Leni. Das war eine einzige Erfolgsstory, ein permanentes Upgrading wenn man so will. Ich habe immer instinktiv gespürt, wer noch besser für mich ist und mich noch idealer weiterbringt und bin damit auch jedes Mal richtig gelegen. Und so wird es auch diesmal sein. So muss es einfach sein, sonst wäre diese Reise vollkommen trostlos und ganz und gar sinnlos obendrein. (Klupp 2009, S. 178)

Nun wäre es zu kurz gegriffen, die Subjektivität des männlichen Protagonisten in Klupps Roman so eindimensional zu bestimmen, wie es die Zitate nahe legen. Alex, der Ich-Erzähler, weiß um seine Hochstapelei, um seine Lügen und bisweilen thematisiert er auch die Trostlosigkeit seiner Situation. Auch der teils ironische, teils zynische, bewusst szene- und jugendsprachlich gefärbte Erzählton legt eine Distanz des Ich-Erzählers zu seinen eigenen Handlungen und Einstellungen nahe. Und doch – was sich dem Leser aufdrängt, ist eine Figur von Männlichkeit, wie sie einem heute

begegnen kann. Sie ist gerade in ihrer bewussten und bornierten Hybris, in ihrer Stereotypik zeitgemäß. Bestätigt wird dieser Eindruck, wenn die Paratexte auf dem hinteren Buchdeckel, Auszüge aus Rezensionen, als Leserreaktionen hinzugezogen werden. Da schreibt etwa der *Focus*: „Mit erfrischendem Zynismus liefert Thomas Klupp das Porträt eines Lebenskünstlers. Eines Typen aus dem Hier und Jetzt, voller Widersprüche und Sehnsüchte. Nett ist dieser Alex Böhm und gleichzeitig bitterböse, freundlich und durchtrieben. Kurz: ein kleiner Dreckskerl – wie wir alle" (Klupp 2009, Paratext). Die *Welt am Sonntag* schreibt: „Ein Porträt über junge Männer, die bindungsunfähig sind, keine klaren Entscheidungen fällen können und sich für kleine Sonnengötter halten" (ebd.). *Die Zeit* resümiert: „Am Ende glaubt man, einen kleinen Gesellschaftsroman der Gegenwart gelesen zu haben" (ebd.). Alle Beurteilungen schreiben dem Text einen hohen Realitätsgehalt zu. Er scheint einen Typus Mann zu beschreiben, wie er heutzutage anzutreffen ist. Und nicht nur das. Dieser Typus scheint auch männliches Identifikationspotenzial zu haben, wenn 'wir alle' uns in dem kleinen Dreckskerl wieder finden können. Wir haben es bei Alex Böhm mit einem männlichen Subjekt zu tun, das sich schon von Jugend an in die zeitgenössische Repräsentationsform der hegemonialen Männlichkeit initiiert. Die derzeitige Repräsentationsfigur der hegemonialen Männlichkeit ist der nomadisierende, bindungslose und aggressiv-erfolgsorientierte global player, der Beziehungen, vor allem zu Frauen, einzig und allein zur Befriedigung seiner Projektionen und zur Steigerung seiner Lust pflegt.[6]

Einen solchen global player in Reinform stellt Marlene Streeruwitz in ihrem im Jahre 2008 erschienenen Roman *Kreuzungen* dar. Gegen Ende des Romans liest man einen kurzen Satz, der das ganze Projekt der Erzählung zusammenfasst: „Es ging nur um ihn, aber dafür brauchte er sich ganz" (Streeruwitz 2008, S. 196). Erzählt wird von einem reichen Finanzmanager, dessen Projekt es ist, zu den reichsten Menschen der Welt zu gehören. Dazu verlässt er sein bisheriges Leben und plant ein neues, mit einer anderen Frau, von der er auch Kinder haben will. Aus erster Ehe mit einer Wienerin namens Lilli, von der er sich scheiden lässt, hat er zwei Töchter. Ohne hier den Plot nacherzählen zu wollen, ist darauf hinzuweisen, dass der psychologische Antrieb der Erzählung das Motiv des Mannes ist, immerzu ein neues Leben beginnen zu wollen, mit noch mehr Geld, mit noch mehr Besitz, Schönheit und Befriedigung. Das Verblüffende an der Konstruktion männlicher Subjektivität ist, dass der Text den alten patriarchalen Mythos der männlichen Selbstschöpfung zu neuem Leben erweckt. In der Tat lebt und

6 Vgl. dazu Connell & Wood 2005. Die Autoren weisen darauf hin, dass die sexuellen Beziehungen häufig als bezahlte Dienstleistungen in Anspruch genommen werden.

handelt der Manager in dem Bewusstsein, dass alles, einschließlich seiner eigenen Person, seine Schöpfung ist. Er erschafft sich, indem er sich, beinahe dialektisch, von sich entfremdet. Und dies geschieht dadurch, dass er sich in Gefahr bringt, das Riskante und Maßlose sucht und am Ende triumphiert: „Einer wie er", heißt es im Modus erlebter Rede,

> der sich selbst erschaffen hatte müssen. Der musste in die Falle gehen. Der konnte nur herausfinden, wo sein Selbst war, wenn er es in Gefahr brachte, und am Ende triumphiert er. [...] Er lag da und war erschüttert. Erschüttert über sein Genie. Es war genial gewesen, eine Entfremdung einzuführen und damit einen Raum zu gewinnen, in dem er sich nicht auf eine bekannte Größe festlegen hatte müssen. [...] Ein Prinzip war das, das von vorneherein die Maße verteilt hielt. Er hatte das schon immer überspielt, indem er seine Maße übertrieben hatte. Aber das hatte er müssen. Das war der Zwang einer Person, die von nirgendwo herkam und sich alles ausdenken hatte müssen. Aber das war dann auch der wahre Vorteil geworden. Weil er nichts von seiner Herkunft gewusst hatte, war er nicht festgelegt gewesen. Er hatte kein Superego, das ihn eingezwängt hätte und ihm gesagt, wie groß er sich angeben hätte dürfen. Welche Frau er wählen musste. (Streeruwitz 2008, S. 99f.)

In dieser Passage findet sich die Subjektivität des Mannes in toto: Er gewahrt sich als vollkommen autonom, ohne Herkunft, Bindung und Abhängigkeit, frei schaffend, wie ein künstlerisches Genie, das nur im Großen, im Übergroßen sein Werk und darin sich selbst findet. Was in dieses Selbstbild entscheidend auch hineingehört, ist die freie Wahl. Der Zugriff auf die Welt, und vor allem auch auf die Frauen, geht von ihm, einzig und allein von seiner Wahl aus. Und die Wahl der Frauen kristallisiert sich, schon ganz zu Beginn des Romans, zu einer Trias, die das Projektionsbild seiner zwischen ausschweifendem Sex und Familienbesitzlust changierenden Obsessionen ist:

> An der Lilli [seiner ersten Frau, T.T.] liebte er das Gesicht und ihre Vorderseite. Die Rücken der kleinen Asiatinnen [die von ihm gern aufgesuchten Prostituierten, T.T.] erhielten ihm die Vorderseite seiner Frau. Die drei Teile des Bilds waren es, die er in der Balance halten musste. Er jonglierte diese drei Bilder. Die Frau, die ihn anschrie und auf ihn einschlug in ihrem Hass. Der Rücken der ihn befriedigenden Asiatin. Und der Anblick seiner kleinen Mädchen, wie sie auf dem Boden saßen und selbstvergessen spielten. Alle drei Bilder auf einmal und er hätte sterben können. Lilli auf ihn einschreiend, während die Asiatin auf ihm saß und er ihren Rücken führte und die Kinder auf dem Boden. (Streeruwitz 2008, S. 7)

All das steht ihm zur Verfügung und trotzdem will es sich noch nicht ganz in das von ihm anvisierte Reich, welches noch größer und vollkommener sein und nur von ihm beherrscht werden soll, fügen. Das neue Leben wird deshalb systematisch in Angriff genommen. Über eine Heiratsagentur wird, nach vollzogener Scheidung, eine neue Frau ausgewählt, die ihm auch neue Kinder gebären soll.

Das Projekt scheitert zwar, allerdings ohne anhaltende Blessuren, ohne einen Schmerz in dem Mann zu hinterlassen. Denn gegen Ende heißt es: „Es war alles gescheitert, aber er hatte alles erreicht" (Streeruwitz 2008, S. 243). Selbst die kurzen Augenblicke, in denen er eine „Leere" (Streeruwitz 2008, S. 214) in sich fühlt, in denen er merkt, dass niemand ihn will, „[f]ür immer und ewig" (ebd.), kehrt er die Verlassenheit in eine gewollte Einzelheit um: „Und er hatte niemanden gewollt", heißt es direkt im Anschluss: „Niemand hatte Anspruch auf ihn und er keinen Anspruch auf irgendjemanden erhoben" (ebd.).

Der Text macht mit dem literarischen Mittel der quasi-dialektischen Inversion („Es war alles gescheitert, aber er hatte alles erreicht") deutlich, dass das männliche Subjekt sich gegen Einwirkungen von außen immunisiert. Hegemoniale Männlichkeit wird hier in der Figur einer äußerst geschlossenen, solipsistischen Subjektivität vorgeführt, welche aufgrund ihrer Verortung in der Spitze der kapitalistischen Internationale noch wesentlich monströser wirkt als der junge egomanische Hochstapler in Klupps Roman.

Haben wir es in den beiden Romanen mit zwei erfolgreichen, zeitgenössischen Typen hegemonialer Männlichkeit zu tun, die durch die Wiederkehr und Rekreation viriler Eigenschaften gekennzeichnet sind, stellt sich die Frage nach der Krise der Männlichkeit neu. Inwiefern kann angesichts dessen eigentlich noch von Krise geredet werden? Bestätigt sich nicht eher, was Kritiker des Krisentheorems schon angemerkt haben, dass nämlich die Rede von der Krise des Mannes nur ein Strategiemuster der Revirilisierung ist, oder anders ausgedrückt: dass die Krise der Männlichkeit ein Baustein der Erzählung erfolgreicher Männlichkeitsgeschichten ist? (vgl. dazu Forster 2006 und Erhart 2005, S. 222). Folgt man dem Text von Streeruwitz, so macht die Rede von der 'Krise der Männlichkeit' Sinn, denn der Text macht in seiner Form deutlich, dass die Krise der Männlichkeit mit dem dargestellten Typus hegemonialer Männlichkeit auf ihrem Höhepunkt angelangt ist. Das männliche Subjekt hat die äußerste Form seiner Selbstbehauptung erreicht und versteinert zugleich in dieser Form. Der konsequente Einsatz der Innenperspektive im Modus der erlebten Rede erzeugt einen Kosmos reiner männlicher Innenwelt, die keine Tuchfühlung mehr nach außen hat. Es gibt in dieser männlichen Welt keine Welt mehr, weil in ihr alles angeeignete Innenwelt ist. Jeder Bezug ist Selbstbezug. Alles hebt sich in der Einheit des männlichen Ich auf. Sein auf Objekte gerichtetes Handeln wird objektlos in dem Maße, in dem es sich die Welt aneignet. Das Handeln des Mannes geht ganz auf im Begehren nach dem Mehr. Im reinen Begehren aber wird das männliche Subjekt banal: „Morgen", so lauten die letzten Sätze von *Kreuzungen*, „beginne ich ein ganz neues Leben, dachte er und biss das nächste Stück von der Schokoladenbombe

ab. Das Glücksgefühl überschwemmte ihn wieder. Der Mürbteich brach und zerbröselte in seiner Hand. Er musste aus der Hand essen. Am Ende schleckte er seinen Handteller ab" (Streeruwitz 2008, S. 250f.).

Von der Krise der Männlichkeit zu reden erlaubt auch, über Auswege aus ihr zu phantasieren. Ich hatte eingangs die These aufgestellt, dass sich gerade augenblicklich ein Krisenbewusstsein breit macht, weil die eingeschliffenen Identitäts- und Handlungsmuster, wie sie von Männern seit langer Zeit immer wieder realisiert und reproduziert werden, in eine spürbare Stagnation geführt haben. Ich habe das anhand verschiedener Figurationen männlicher (Re-)Subjektivierung der Gegenwart zu zeigen versucht. Die Stagnation ist Folge einer zwar dringlichen, aber bisher nicht oder nur sehr unzureichend vollzogenen Öffnung männlicher Subjektivität auf den Anderen und die Andere hin, welche Voraussetzung einer spürbaren Veränderung im Geschlechterverhältnis wäre. Als Grund dafür habe ich angeführt, dass sich in der Geschichte der männlichen Subjektivität bisher eine Gestalt nicht durchsetzen konnte, die ich als dialogische Subjektivität bezeichnet habe. Eine Subjektivität, die allererst im *artikulierten* Bedürfnis nach dem Anderen, in der *artikulierten* Abhängigkeit von der Anderen und in der Hingabe an andere Gestalt gewinnt. Eine Subjektivität also, die in der Liebe und in der Zuwendung Form wird und kulturelle Formen schafft, die nicht-hegemonial männlich sind. Einer solchen Sprache wäre allererst noch Kontur zu verleihen.

Es gibt in der Gegenwartsliteratur allerdings Texte von Männern, die einer von Liebe und Zuwendung getragenen männlichen Subjektivität sprachliche Gestalt geben. Da sind zunächst einmal Texte, die in mehr oder minder explizit autobiographischer Diktion Erfahrungen der beginnenden Vaterschaft von Autoren literarisch verarbeiten. All diese Texte, angefangen von Peter Handkes *Kindergeschichte* (1980), sicherlich einer der bedeutendsten Vater-Kind-Texte der neueren deutschen Literaturgeschichte, über Durs Grünbeins Berliner Aufzeichnungen *Das erste Jahr* (2001) und Hanns-Josef Ortheils Vaterrroman *Lo und Lu* (2001) bis hin zu Dirk von Petersdorffs *Lebensanfang* (2007) und anderen vergleichbaren Texten der letzten Jahre, behandeln die Problematik der Vereinbarkeit von Vaterschaft bzw. Familiendasein und künstlerisch-literarischer Arbeit, die ja oft auch zu Hause verrichtet wird. Die Krise, die die Geburt und das Vaterwerden für die schreibenden Männer bedeuten, wird in einigen Texten ausführlich dargestellt und reflektiert.[7] Besonders im Falle von Handkes und

7 Vgl. dazu und zum Folgenden ausführlich Tholen 2009b. Die literarischen Texte schreibender Väter lassen sich auch im Kontext der gesellschaftlichen Debatte um die 'neuen Väter' betrachten (vgl. dazu Erhart 2004).

Ortheils Texten resultiert daraus ein neues Verständnis und Verhältnis von Familienmännlichkeit und Autorschaft und damit eine männliche Subjektivität, die aus der Zuwendung zu den eigenen Kindern lebt und diese als Quelle neuer poetischer Formen produktiv werden lässt. Ich möchte dies an Ortheils Roman im Folgenden aufzeigen.

In *Lo und Lu* werden die einschneidenden Veränderungen beschrieben, die sich einstellen, wenn der Mann sich darauf einlässt, sich um seine Kinder intensiv zu sorgen. Der Schriftsteller-Vater übernimmt während der ersten Kindheitsphase von Tochter und Sohn die gesamte tägliche Sorge, da die Ehefrau und Mutter offenbar ziemlich bald nach der Geburt der Kinder ihre Arbeit im Verlag fortführt. Gleichzeitig aber will er seine Schriftstellerei nicht aufgeben. Das bringt ihn zunächst in eine Zeit-, später auch in eine Raumnot, denn er arbeitet zu Hause. Dieser Zwiespalt führt zu einer Schreibkrise. Zunächst versucht der Schriftsteller-Vater, die ihm täglich zur Verfügung stehenden Zeitfragmente, welche sich nicht mehr in seinen früheren Arbeitsrhythmus einfügen lassen, zum Schreiben von Texten zu nutzen, für die er nicht die Konzentration langer, völlig ungestörter Arbeitsphasen benötigt, also etwa Briefe oder das Schreiben eines Tagebuches (vgl. Ortheil 2001, S. 30-33). Dabei bleibt der Schreibende nicht ohne ein Gefühl des Verlustes. Denn für ihn ist das Schreiben von Romanen, von fiktionaler Literatur nach wie vor die eigentliche Arbeit, die Notate im Tagebuch nennt er hingegen „die Schwundstufe von Arbeit" (Ortheil 2001, S. 33). Aber auch wenn er verzweifelt gesteht, nichts mehr schreiben zu können, bedeutet das nicht, dass der Schreibende die Situation nicht nutzte für ein zumindest phasenweise verändertes Weiter- und Andersarbeiten: „Um mir Mut zu machen, lese ich im Tagebuch nach, was ich am Mittag geschrieben habe, und dann schreibe ich wieder etwas ins Tagebuch und denke, in gewissen biographischen Phasen sollte sich alles Arbeiten tagebuchartig verdichten. Ich sollte ausschließlich Tagebuch führen, denke ich weiter, ein detailliertes, ausschweifendes Tagebuch [...]" (Ortheil 2001, S. 35). Ortheil nimmt den schon in Handkes *Kindergeschichte* begegnenden Gedanken einer dem eigenen Lebenslauf angeschmiegten Form des Schreibens auf, die sich je nach Lebensphase verändern kann, ohne dass die eine Weise des Arbeitens an der literarischen Form gegen die andere ausgespielt werden müsste (vgl. dazu Tholen 2009a). Die *Poiesis* wird damit gleichsam biographisch verflüssigt, um die Produktion von Werken und solchen Texten, die keinen Werkstatus haben, einer antagonistischen Produktionsästhetik (entweder Werk oder Nicht-Werk) sowie einer restriktiven künstlerischen Selbstdefinition zu entziehen. Der Gedanke einer Umdefinition der früheren Arbeitsweise erzeugt im Schreibenden jedoch auch Unsicherheit: „Ich kann nicht mehr schreiben,

murmelte ich vor mich hin, wenn es mir schlecht ging. Ich habe ein neues, anderes Schreiben entdeckt, redete ich mir ein, mit leicht triumphierendem Grundton, als mir die prallen, bunten, dicht bemalten und beschriebenen Tagebuchseiten zu gefallen begannen" (Ortheil 2001, S. 36).

Das schreibende Ich gerät, wenn es Familienvater wird, zu Hause ist und sich dazu noch um die Kinder kümmert, kurz: wenn es seine Autonomie einbüßt, in eine existentielle Verunsicherung des eigenen Selbstverständnisses als Intellektueller, die auch im Falle Ortheils deutlich zu Tage tritt. In *Lo und Lu* aber ist diese Verunsicherung zugleich jedoch mehr: nämlich Auslöser einer Öffnung, mit der ein neuer Blick auf die Dinge, auf Menschen, auf die Künste und des schreibenden Mannes auf sich selbst möglich wird. Stärker noch als Handke drängt Ortheil dazu, die Erlebnisse und Erfahrungen einer mit den Kindern geteilten Existenz, die der Text als Abfolge erfüllter Lebensaugenblicke erzählt, als Ausgangspunkt für eine neue Ästhetik zu wählen, die auf einer Urwahrnehmung aufbaut: den „Elternblick auf ein Kleinkind" (Ortheil 2001, 39). Es wird der Blick sein, der Eltern, und damit auch Väter, empfänglich macht für ein in vollem Sinne gemeinsames Leben mit dem Kind, und d.h. auch für den Eintritt der Erwachsenen in seine Welt. Auch wenn der Text durch den stark affirmativen Gestus bisweilen idyllisierend wirkt,[8] sollte das bruchstückhaft aufscheinende Potenzial für eine neue Ästhetik, das in der Affirmation, d.h. in der bedingungslosen Zuwendung des schreibenden Vaters zu den Kindern liegt, nicht übersehen werden.

Ich möchte dieses Potenzial einer Ästhetik, für deren Realisierung der künstlerisch tätige Vater sich von seinen Kindern nicht separiert, sondern mit ihnen in intensiver Geselligkeit ist, an einer geschilderten Begebenheit aufzeigen. Die in dem Buch konturierte Ästhetik der Symexistenz geht insbesondere von den ersten künstlerischen Arbeiten der Tochter Lo aus. Im Kapitel *Werkstatt-Bericht* erzählt der Vater begeistert von den Zeichnungen und Bildern seiner Tochter. Er richtet ihr eine kleine Künstlerwerkstatt mit den besten Utensilien und Materialien ein. Der Vater verharrt in teilnehmender Beobachtung vor den Malaktionen und Elaboraten des Kindes, ist aber auch von dem Wunsch erfüllt, sich über das Tun der Tochter Zugang zu den „schönen Welten" (Ortheil 2001, S. 64) der bildenden Kunst zu verschaffen. Eines Tages geht er mit Lo ins Museum, in dem gerade eine Ausstellung von Picassos Kinderbildern stattfindet. Während der Vater enttäuscht an den Bildern vorbeigeht, läuft Lo allein in den letzten

8 Der Roman hat bei seinem Erscheinen vereinzelt solche und härtere Kritik erhalten. Jan Bürger etwa findet ihn streckenweise kitschig, peinlich berührt ihn aber vor allem der „Familien-Fundamentalismus" des Ich-Erzählers (vgl. Bürger 2001, S. 28)

Ausstellungsraum, in dem ein Picasso-Bild hängt, auf dem ein bärtiger Mann mit einem Kind auf den Knien zu sehen ist. Lo setzt sich auf den Boden, holt ein kleines Blatt aus der Tasche und beginnt damit, das Bild abzuzeichnen. Als der Vater hinzu kommt und sie fragt, was sie da gerade male, antwortet die Tochter: „Pa und Lo" (Ortheil 2001, S. 68). Daraufhin liest der Vater den Titel des Bildes von Picasso, 'Der Maler und das Kind', und beginnt augenblicklich zu jubilieren: „Der Maler, das soll also ich sein, und das kleine Kind mit den erhobenen Armen, das also ist Lo. Ich könnte sie drücken, ich könnte sie vor all diesen Menschen umarmen und auf dem Rücken hinaustragen, ich könnte laut singen, auch das, aber ich bleibe neben ihr sitzen und koste meine Freude still aus" (ebd.). Was geschieht hier? Die neue Ästhetik formiert sich nicht primär über den Vater, sondern über das Malen und Zeichnen des Kindes. Davon inspiriert, lässt sich der Vater ganz neu auf das Feld der Kunst ein und begegnet den Bildern mit einem neuen Blick. In der Picasso-Ausstellung gefallen ihm nun vor allem die späten Bilder des Malers, in denen er es gewagt hat, „sich selbst mit ins Spiel zu bringen, anstatt sich immer nur zu verstecken hinter Kostümen und Zirkuszelten" (Ortheil 2001, S. 69). Hier spiegelt sich eine zentrale poetologische Aussage von Ortheils Text: der autobiographische Gestus der Aufzeichnungen und damit die eigene Involvierung in das Erzählgeschehen. Das aber ist nicht alles. Wichtiger noch ist, dass das von Lo gemalte Bild im Museum als kleines Kunstwerk eine Gemeinsamkeit von Vater und Tochter herstellt, eine Symexistenz im Reich der Kunst, in die sich der Vater gerührt hineinbegibt. Vater und Tochter gehen in einen gemeinsamen Bildraum ein, der nicht (primär) das Produkt seiner künstlerischen Arbeit ist, sondern dasjenige der Tochter, welches zugleich Ausdruck inniger Zueignung ist. Diese und die stille Freude des Vaters bezeugen die Realisierung einer *familialen Ästhetik der Existenz*, innerhalb derer Vaterschaft und Künstlertum sich nicht mehr ausschließen, sondern als gelebtes Verhältnis möglich wird; wenngleich der Vater im Bildraum gleichzeitig auch wieder in die Genealogie der 'großen' Männer (Picasso) einrückt.

Auffällig ist darüber hinaus, dass die neuen, in den letzten zehn Jahren erschienenen Vätertexte stark auf das Verhältnis von Vater und Kind abheben. Die oben skizzierte familiale Ästhetik der Existenz, innerhalb derer sich der Mann als liebendes und fürsorgendes Subjekt erfährt und annimmt, konfiguriert sich nicht selten ohne eine erkennbare Einbeziehung der Frau und Mutter. In den ansonsten empfindsamen Vätertexten klafft eine nicht zu übersehende symbolische Lücke, welche dazu führt, dass sich die Spuren einer männlichen Subjektvität, die sich in Liebe und Zuneigung konfiguriert, bisher nicht oder nur unzureichend in das Verhältnis von Mann und Frau eingeschrieben haben.

Auf diesem Hintergrund trägt ein anderer Text, der vor wenigen Jahren erschienen ist, wahrhaft utopische Züge. Der französische Philosoph und Publizist André Gorz hat seiner Ehefrau Dorine kurz vor dem gemeinsamen Freitod einen Brief geschrieben; er ist unter dem Titel *Lettre à D. Histoire d'un amour* im Jahre 2006 und ein Jahr später bereits in deutscher Übersetzung erschienen. Der Philosoph und seine schwerkranke Frau Dorine wollten einander nicht überleben (vgl. dazu Reents 2007, S. 37). Der Brief des Mannes an seine Frau, der erklärtermaßen sein letzter Text sein sollte, ist zugleich eine Liebes- und eine Lebenserklärung. Er ist, auf seinen hundert Seiten, zum einen das Eingeständnis einer Schuld des Schreibenden: es nämlich versäumt zu haben, die geliebte Frau in seinen geschriebenen Werken in angemessener Weise präsent zu machen. Dieses Eingeständnis ermöglicht ihm auf der anderen Seite, einen – letzten – Text zu schreiben, der bezeugt, dass das männliche Ich, das sich in ihm schreibt, ein Subjekt der Liebe ist, und sein Leben nicht denkbar und erinnerbar ist ohne die Andere, die geliebte Frau. Es gibt kaum zukünftigere Sätze eines schreibenden Mannes als die zu Beginn des *Briefes an D.*:

> Bald wirst Du jetzt zweiundachtzig sein. Du bist um sechs Zentimeter kleiner geworden, Du wiegst nur noch fünfundvierzig Kilo, und immer noch bist Du schön, graziös und begehrenswert. Seit achtundfünfzig Jahren leben wir nun zusammen, und ich liebe Dich mehr denn je. Kürzlich habe ich mich von neuem in Dich verliebt, und wieder trage ich in meiner Brust diese zehrende Leere, die einzig die Wärme Deines Körpers an dem meinen auszufüllen vermag. Ich muss Dir unbedingt diese einfachen Dinge noch einmal sagen, bevor ich auf die Fragen eingehe, die mich seit kurzem quälen. Warum nur bist Du in all dem, was ich geschrieben habe, so wenig präsent, während doch unsere Verbindung das Wichtigste in meinem Leben gewesen ist? Warum nur habe ich in *Der Verräter*[9] ein falsches Bild von Dir gegeben, das Dich entstellt? [...] Ich habe die gründliche Erforschung, die ich mir vornahm, als ich *Der Verräter* schrieb, nicht wirklich geleistet. Es bleiben noch viele Dinge, die ich verstehen, klären muss. Ich muss die Geschichte unserer Liebe rekonstruieren, um sie in ihrem ganzen Sinn zu erfassen. Denn sie hat es uns ermöglicht, zu werden, was wir sind, durch einander und für einander. Ich schreibe Dir, um zu verstehen, was ich erlebt habe, was wir zusammen erlebt haben. (Gorz 2007, S. 5f.)

Was im Anschluss an diese Eingangspassage folgt, ist die Realisierung der Ankündigung, die Geschichte der Liebe der beiden Eheleute zu rekonstruieren, aus männlicher Sicht. Die Erinnerungsarbeit nimmt dabei Züge eines Eingeständnisses an. Gorz beschreibt, wie sehr Dorine nicht nur die geliebte Frau ist, sondern wie wichtig sie für seine intellektuelle Arbeit war. Sie war es, die dreißig Jahre

9 *Der Verräter* erschien 1958. Gorz bezeichnet dieses erste Buch als eine Selbstanalyse.

lang das Archiv geführt, ergänzt und verwaltet hat, aus dem er für seine Artikel als Journalist mehrerer Zeitungen schöpfen konnte. Viele Reportagen haben sie gemeinsam gemacht. Vor der Publikation hat sie seine Texte kritisch gelesen. Und sie ist es schließlich auch, die neben ihrer eigenen Arbeit als Sprachlehrerin und Sekretärin über Jahre die Gastgeberfunktion bei den vielen intellektuellen Gesprächsrunden in der eigenen Wohnung übernommen hatte. Mehr noch als dies war sie diejenige, die den 'austrian jew' in den schwierigen Nachkriegsjahren mit ihrer Hinwendung dahin gebracht hat, überhaupt existieren zu wollen. Das Kapitel „Du" in dem frühen autobiographischen Buch *Der Verräter* (1958) sollte, so Gorz, deutlich machen, wie seine Bindung an Dorine „zur Triebfeder einer existenziellen Bekehrung wurde" (Gorz 2007, S. 55). Und ganz im Sinne einer Liebeskonfession, in der der Mann offen ausspricht, ohne das geliebte Du nicht zu existieren, schreibt Gorz in das Dorine zugeeignete Exemplar seines ersten Buches die Widmung: „Für Dich, Kay genannt, die Du mir das Ich gegeben hast, indem Du mich das Du entdecken ließest" (ebd., S. 64).

Vom Jahre 2006 aus rückblickend auf die Bedeutung des gemeinsamen Lebens und Arbeitens und vor allem auf das Buch, das ihn zu einer öffentlich anerkannten Person hat werden lassen, gesteht Gorz ein, dass er Dorine und seiner Liebe zu ihr in seinem Schreiben nicht annäherungsweise den Platz eingeräumt hat, der ihr zugestanden hätte. Besonders ärgerlich sei es, bei der Relektüre des *Verräters* nicht die geringste Spur der Entdeckung ihrer Liebe und ihrer gemeinsamen Geschichte gefunden zu haben. Er habe ihr nur wenig Platz zugebilligt, habe mit einer gewissen Herablassung von ihr gesprochen – sie wird an einer Stelle als „beklagenswertes Mädchen" bezeichnet (ebd., S. 59) – und habe sie als Person entstellt. Als besonders „vergiftet" empfindet er folgende Zeilen in *Der Verräter*:

> nachdem [...] sie beschlossen hatten, zusammenzuleben, auf sechs Quadratmetern [...], kam und ging er, ohne ein Wort zu sagen, verbrachte Tage über seinen Papieren und antwortete Kay einsilbig und ungeduldig. [...] 'Du genügst Dir selbst', sagte sie. [...] Es stimmte, dass in seinem Leben für niemand Besonderen Platz war [...], weil er als besonderes Individuum nicht zählte und es ihn deshalb nicht interessieren konnte, ob man ihm als besonderem Individuum zugetan war (ebd., S. 58; vgl. auch Gorz 2008, S. 295).

Gorz resümiert bestürzt, dass ihn in seinem Schreiben die konkrete Liebe nicht interessiert habe, sie sei ihm als jungem Intellektuellen zu banal, zu privat und ordinär vorgekommen. Die Liebe und das Leben habe er eine ganze Zeit lang nur im Stadium der Theoretisierung und Intellektualisierung als Gegenstand seines Schreibens akzeptiert. Im Zuge dieses Eingeständnisses spricht Gorz im Brief an Dorine von dem Bedürfnis, ihnen beiden die verlorene Zeit der Ent-

stellung der geliebten Frau und des Verschweigens der realen Bedeutung ihrer Liebe zurückzugeben. *Der Brief an D.* ist denn auch erklärtermaßen der späte Versuch des männlichen Schreibenden, der geliebten Frau und sich selbst „weite Teile der Geschichte [ihrer] Liebe und [ihrer] Gemeinsamkeit zurückzugeben" (Gorz 2007, S. 61).

Zukünftig ist der Brief von Gorz, weil er die Gestalt einer anderen, kulturell jedoch noch kaum sedimentierten männlichen Subjektivität umreißt. Das nachholende Bekenntnis des schreibenden Mannes, die Bedeutung des eigenen Lebens primär aus der Symexistenz mit der geliebten Frau zu verstehen, eröffnet von männlicher Seite aus den Blick auf eine dialogische Subjektivität, durch welche sich in Zukunft möglicherweise das Verhältnis der Geschlechter wirksam transformieren ließe. *Der Brief an D.* bietet Anknüpfungspunkte dafür, die Transformation der Geschlechterordnung als eine *gemeinsame* Aufgabe von Männern und Frauen zu begreifen. Denn nur im behutsamen Aufbau einer dialogischen Kultur von beiden Seiten aus können sich die Verhärtungen, die das Geschlechterverhältnis noch immer bestimmen, allmählich auflösen. Dass auf eine kulturelle Transformation der Geschlechterordnung im oben beschriebenen Sinne im Moment wenig hinweist, hat vor allem mit der aporetischen Situation zu tun, in der sich Männlichkeit gegenwärtig konfiguriert. Sie steckt in einer scheinbar vermittlungs- und zukunftslosen Gleichzeitigkeit von Krisenerfahrung und hartnäckiger Dominanz.

Literatur

Baader, Meike Sophia (2010): „Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben". Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Baader, Meike Sophia; Bilstein, Johannes; Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender Studies. Opladen [in Vorbereitung].

Böhnisch, Lothar (2008): Soziale Konstruktion von Männlichkeit und Kristallisationspunkte männlicher Sozialisation. In: Matzner, Michael; Tischler, Wolfgang (Hg.): Handbuch Jungen-Pädagogik. Weinheim, S. 63-76.

Bohrer, Karl Heinz (1989): Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. Frankfurt a.M.

Brinkmann, Rolf Dieter (1993/1968): Keiner weiß mehr. Roman. Reinbek bei Hamburg.

Bürger, Jan (2001): so sausten wir auf den abgrund zu. Hanns-Josef Ortheil und Durs Grünbein ändern im Kinderzimmer ihr Leben. In: Literaturen 9, S. 28-29.

– (1998): Das Verschwinden des Subjekts. Eine Geschichte der Subjektivität von Montaigne bis Barthes. Frankfurt a.M.

– (2000): Ursprung des postmodernen Denkens. Weilerswist.

Connell, Robert W. [Raewyn] (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche 67 (1), S. 91-105.

–; Wood, Julian (2005): Globalisation and Business Masculinities. In: Men & Masculinities 4, S. 347-364.

Derrida, Jacques (2000): Politik der Freundschaft. Frankfurt a.M.

Erhart, Walter (2001): Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit. München.

– (2004): Alte Väter, neue Väter – Zur Kulturgeschichte der Männlichkeit. In: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 36, S. 47-62.

– (2005): Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit", interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 30 (2), S. 156-232.

Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. In: Feministische Studien 24 (2), S. 193-207.

Geiger, Arno (2005): Es geht uns gut. Roman. München/Wien.

Gorz, André (2007/2006): Brief an D. Geschichte einer Liebe. Zürich.

– (2008/1958): Der Verräter. Mit dem Essay 'Über das Altern'. Zürich.

Grünbein, Durs (2001): Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen. Frankfurt a.M.

Handke, Peter (1981): Kindergeschichte. Frankfurt a.M.

Klupp, Thomas (2009): Paradiso. Roman. Berlin.

Lengwiler, Martin (2008): In kleinen Schritten: Der Wandel von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 19 (2), S. 75-94.

Lindhoff, Lena (1995): Einführung in die feministische Literaturtheorie. Stuttgart.

Martinec, Thomas; Nitschke, Claudia (Hg.) (2009): Familie und Identität in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M./Berlin/Bern.

Meuser, Michael; Scholz, Sylka (2010): Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Baader, Meike Sophia; Bilstein, Johannes; Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender Studies. Opladen [in Vorbereitung].

Opitz-Belakhal, Claudia (2008): „Krise der Männlichkeit" – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 19 (2), S. 31-49.

–; Hämmerle, Christa (2008): Editorial. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 19 (2), S. 7-10.

Ortheil, Hanns-Josef (2001): Lo und Lu. Roman eines Vaters. München.

Petersdorff, Dirk von (2007): Lebensanfang. Eine wahre Geschichte. München.

Reents, Friederike (2007): Bis dass der Tod Euch scheidet. Die Geschichte einer Liebe. André Gorz' langer Brief zum langen Abschied. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. Dezember 2007, S. 37.

Schneider, Peter (2005/1973): Lenz. Eine Erzählung. Berlin.

Scholz, Sylka (2009): Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 82-99.

Steinaecker, Thoma von (2007): Wallner beginnt zu fliegen. Roman. Frankfurt a.M.

Streeruwitz, Marlene (2008): Kreuzungen. Roman. Frankfurt a.M.

Szondi, Peter (1978): Friedrich Schlegel und die romantische Ironie. Mit einer Beilage über Tiecks Komödien. In: Szondi, Peter: Schriften II. Frankfurt a.M., S. 11-31.

Tholen, Toni (2005): Verlust der Nähe. Reflexion von Männlichkeit in der Literatur. Heidelberg.

– (2008a): Ästhetik der Existenz. Zur literarischen Ethik des späten Roland Barthes. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte /Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes 32 (3/4), S. 393-412.

– (2008b): Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion. In: Scholz, Sylka; Willms, Weertje (Hg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Berlin, S. 218-230.

– (2009a): Familienmännlichkeit und literarisch-künstlerische Arbeit [http://aim-gender.ruendal.de/__oneclick_uploads/2009/03/tholen.pdf].

– (2009b): Vaterschaft und Autorschaft. Zur Bestimmung eines prekären Verhältnisses in der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Durs Grünbeins „Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen". In: Weimarer Beiträge 55 (2), S. 180-195.

– (2010a): Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 60 (1), S. 101-116.

– (2010b): Homosozialität – Agonaler Code – Aggressive Selbstexklusion. Konstruktionen von Männlichkeit in der Literatur um 1968. In: Baader, Meike Sophia; Bilstein, Johannes; Tholen, Toni (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender Studies. Opladen [in Vorbereitung].

Autorinnen- und Autorenverzeichnis

Mechthild Bereswill, Prof. Dr. phil., Professur für Soziologie der sozialen Differenzierung und Soziokultur am Fachbereich Humanwissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsgebiete: Soziologie und Sozialpsychologie der Geschlechterverhältnisse; Soziale Probleme; Soziale Ungleichheit; Qualitative Methodologien.

Annette Brauerhoch, Prof. Dr., Professorin für Film- und Fernsehwissenschaften an der Universität Paderborn und langjährige Mitherausgeberin von Frauen und Film. Publikationen zu Filmgeschichte und –theorie, mit einem Schwerpunkt auf „Männlichkeiten". Weitere Forschungsschwerpunkte: Filmwahrnehmung, Kinokultur, Rauminszenierungen, Geschlechterverhältnisse.

Rolf Haubl, Prof. Dr. Dr., Diplompsychologe und Sprachwissenschaftler, Professor für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität und Direktor des Sigmund-Freud-Instituts, beides in Frankfurt am Main; Gruppenlehranalytiker und Supervisor (DAGG, DGSv).

Joachim Kersten, Prof. Dr. soz., Univ.-Professor für Allgemeine Polizeiwissenschaft und Fachgebietsleiter an der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster. Arbeitsgebiete: Polizei und Minderheiten, Medien, Europäische Forschung zu Großeinsätzen.

Katharina Liebsch, Prof. Dr., Professorin für Soziologie an der Helmut Schmidt Universität/Universität der Bundewehr Hamburg. Ihre Arbeitsgebiete liegen im Bereich der Körper- und Wissenssoziologie sowie in der Geschlechterforschung.

Jürgen Martschukat, Prof. Dr., Professor für nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Gewalt und des Strafens in den USA und Europa; Geschlechtergeschichte; US-amerikanische Kultur- und Sozialgeschichte; Geschichtstheorie; derzeit Opus Magnum-Stipendium von „Pro Geisteswissenschaften" für ein Projekt zur Geschichte der Vaterschaft in den USA.

Michael Meuser, Prof. Dr. phil., Professor für Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Methoden qualitativer Sozialforschung, Wissenssoziologie, Soziologie des Körpers.

Anke Neuber, Dr. phil., Qualifikationsstelle zur Habilitation am Fachbereich Humanwissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Devianz und Geschlecht, Geschlechterforschung: feministische Theorien und Ansätze

der Männlichkeitsforschung, Gewalt im Jugendstrafvollzug / Jugendgewalt, Methoden und Methodologien qualitativer Sozialforschung, Biographieforschung.

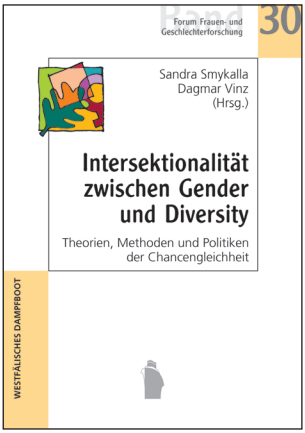
Rolf Pohl, Prof. Dr., Professor für Sozialpsychologie am Institut für Soziologie an der Leibniz Universität Hannover. Zu den Arbeitsschwerpunkten gehören im Bereich der Geschlechterforschung die Themen Männlichkeit, sexuelle Gewalt, männliche Adoleszenz und im Bereich der Politischen Psychologie die Themen NS-Täter, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit.

Birgit Sauer, Univ.-Prof. Dr. phil., Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Politik der Geschlechterverhältnisse, Gender und Governance/Critical Governance-Studies, Staats-, Demokratie und Institutionentheorien sowie vergleichende Policy-Forschung.

Sylka Scholz, PD Dr. phil., Soziologin, Co-Projektleiterin des Teilprojekts „Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen" im Sonderforschungsbereich „Transzendenz und Gemeinsinn" der TU Dresden. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland und Osteuropa, Männlichkeitsforschung, qualitative Bild- und Filmanalyse.

Toni Tholen, Prof. Dr., Professor an der Universität Hildesheim für Literaturwissenschaft und Literatudidaktik mit dem Schwerpunkt Literaturwissenschaft. Forschungsschwerpunkte: Literatur der Moderne und der Gegenwart; literatur- und kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung (Männlichkeitsforschung); Literatur- und Kulturtheorie.

Forum Frauen- und Geschlechterforschung



Band 30
Sandra Smykalla/Dagmar Vinz (Hrsg.)
Intersektionalität zwischen Gender und Diversity
Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit
2011 – 317 Seiten – ca. 29,90 €
ISBN 978-3-89691-230-5

Band 29
Regina-Maria Dackweiler/
Reinhild Schäfer (Hrsg.)
Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus feministischer Perspektive
2010 – 248 Seiten – € 27,90
ISBN 978-3-89691-229-9

Band 28
Alexandra Manske/Katharina Pühl (Hrsg.)
Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung
2009 – 274 Seiten – € 27,90
ISBN 978-3-89691-228-2

Band 27
Sybille Bauriedl/Michaela Schier/
Anke Strüver (Hrsg.)
Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen
Erkundungen von Vielfalt und Differenz im *spatial turn*
2010 – 254 Seiten – € 27,90
ISBN 978-3-89691-227-5

Band 26
Helma Lutz (Hrsg.)
Gender Mobil?
Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen
2009 – 274 Seiten – € 27,90
ISBN 978-3-89691-226-8

2. Auflage

Band 22
Mechthild Bereswill/Michael Meuser/
Sylka Scholz (Hrsg.)
Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit
2011 – 258 Seiten – € 24,90
ISBN 987-3-89691-222-0

3. Auflage

Band 15
Claudia Gather/Birgit Geissler/
Maria S. Rerrich (Hrsg.)
Weltmarkt Privathaushalt
Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel
2011 – 238 Seiten – € 20,50
ISBN 3-89691-215-1